

Das Werk

Monatsblätter der Montangruppe der Siemens-Rheinische-Schuckert-Union

IV. Jahrg.

Düsseldorf, August 1924

Heft 5

Zehn Jahre Kohlenforschung

Von Dr. Hans Tropsch,

wissenschaftlicher Mitarbeiter am Kaiser-Wilhelm-Institut für Kohlenforschung, Mülheim-Ruhr

Der Aufforderung der Schriftleitung dieser Zeitschrift, zum 10jährigen Bestehen des Kaiser-Wilhelm-Institutes für Kohlenforschung in Mülheim a. d. Ruhr einen Überblick über das bisher Erreichte zu geben, komme ich gern nach. Wie weit sich die Hoffnungen, die auf das Institut bei seiner Gründung gesetzt wurden, erfüllt haben, kann man am besten beurteilen, wenn man auf die Ausführungen zurückgreift, die Emil Fischer, auf dessen Anregung das Institut gegründet wurde, im Sommer 1912 vor den Führern der rheinisch-westfälischen Industrie und den Vertretern der staatlichen und städtischen Behörden Rheinlands und Westfalens über die Aufgaben des Institutes gemacht hat. Er wies in erster Linie auf die Verkokung der Steinkohle hin und auf die Möglichkeit, diesen bis dahin rohen Zerstörungsvorgang der in der Kohle enthaltenen organischen Verbindungen zu verbessern. Er erwähnte dabei besonders das Mondverfahren, das man damals im Ruhrgebiet für die Aufarbeitung von minderwertigen Kohlen einzuführen versuchte. Des weiteren machte er Vorschläge, wie man beim Verkokungsprozeß der Kohle Verbesserungen erzielen könnte. Weitere von Emil Fischer berührte Probleme sind dann die Überführung der festen Kohle in Oele durch die sogenannte Hydrierung, also das, was man populär die Verflüssigung der Kohle nennt. Als wichtige Aufgabe bezeichnete Emil Fischer ferner die Verwertung der hochsiedenden Bestandteile des Steinkohlenteers und ihre Umwandlung in leicht flüchtige Kohlenwasserstoffe, die Verbesserung der Fabrikation von Wassergas und Kraftgas und besonders die Anwendung der Katalyse auf die Veredlung dieser Gase. Das Institut sollte sich jedoch nach Emil Fischers Ansicht nicht einseitig auf die Erforschung der Steinkohle beschränken, sondern auch die Braunkohle und den Torf in sein Arbeitsgebiet aufnehmen, da für die Lösung gewisser Fragen vielleicht gerade diese beiden Brennstoffe geeignetere Objekte als die Steinkohle sind. Als ein Problem, dessen erfolgreiche Lösung eine Revolution in der Kraftgewinnung hervorrufen würde, bezeichnete Emil Fischer die direkte Erzeugung von Elektrizität aus Kohle durch Brennstoffelemente.

Wenn wir die Arbeiten des Institutes und die dabei erzielten Erfolge betrachten, so sehen wir, daß ein großer Teil der seinerzeit von Emil Fischer erwähnten Probleme im Kohlenforschungsinstitut seine erfolgreiche Bearbeitung gefunden hat. Die Forschungsarbeiten des Institutes wurden in den ersten Jahren seines Bestehens insofern stark durch den Krieg beeinflusst, als es galt, rein wissen-

schaftliches Interesse bietende Arbeiten auf dem Kohlengebiet vorläufig zurückzustellen und an technische Probleme heranzutreten, deren Lösung eine Verbesserung unserer so knappen Rohstoffversorgung in Aussicht stellte. In Deutschland mangelte es bald nach Ausbruch des Krieges an Erdölzeugnissen und es mußte nach einem brauchbaren Ersatz für diese zur Kriegführung unentbehrlichen Produkte gesucht werden. Hier setzten nun die Arbeiten des Institutes über die Tieftemperaturverkokung der Kohle ein. Dieses Problem, dessen erste wissenschaftliche Bearbeitung von Professor Börnstein in Berlin stammt, hat zwar schon vor dem Krieg in England die Aufmerksamkeit der Technik erregt, doch hatte man es hier in erster Linie im Hinblick auf die Gewinnung eines rauchlosen, für den Hausbrand geeigneten Brennstoffes studiert. Von Geheimrat Fischer und Dr. Glud wurde nun die Tieftemperaturverkokung systematisch in Hinsicht auf die Oelgewinnung untersucht. Zur Prüfung der verschiedenen Kohlenarten auf ihre Ausbeuten an Urteer und zur Herstellung größerer Mengen von diesem Produkt wurde ein Drehofen konstruiert, der gestattet, 15 bis 20 kg Kohle auf einmal zu verschwelen, so daß man aus sehr ergiebigen Kohlen bei einem Versuch 1½ bis 2 kg Urteer gewinnen kann. Es wurden fast sämtliche deutschen Steinkohlenvorkommen auf ihre Eignung für die Urteergewinnung untersucht. Dr. Schneider hat dann hauptsächlich die Urteergewinnung aus Braunkohlen studiert. Aus dem Steinkohlenurteer wurden Benzin, Leuchtöl, Treiböl und Schmieröl dargestellt, also dieselben Produkte, wie sie das Erdöl liefert. Für die Wirtschaftlichkeit der Urteergewinnung war es noch notwendig, eine Verwendung für die in Lauge löslichen Bestandteile des Urteers, die sogenannten Phenole, die oft die Hälfte des Teers ausmachen, zu finden. Auch dieses Problem konnte im Kohlenforschungsinstitut gelöst werden. Es gelang, die Phenole in verzinnten oder geschwefelten Eisenröhren bei 800° durch Wasserstoff in Benzol umzuwandeln, so daß nach Einführung dieses Verfahrens in die Technik eine fühlbare Besserung unserer Versorgung mit Motorenbetriebsstoffen erwartet werden kann. Für die rasche Untersuchung der Kohle auf ihre Eignung für die Urteergewinnung hat sich der von Geheimrat Fischer und Dr. Schrader konstruierte Aluminium-Schwelapparat in zahlreichen Laboratorien des In- und Auslandes eingeführt.

In den Jahren nach dem Kriege konnte sich das Institut auch der Bearbeitung rein wissenschaftlicher Fragen der Kohlenchemie zuwenden. Durch ein neuartiges Oxy-

dationsverfahren gelang es, die Steinkohle in Kohlen- säuren des Benzols, wie Benzoesäure, Phthalsäure, Mellitsäure usw. überzuführen und damit den Nachweis zu erbringen, daß der Kohlenstoff im wesentlichen Benzolstruktur zukommen muß. Die Kohle wird bei dieser sogenannten Druckoxydation in druckfesten Stahl- gefäßen in Gegenwart von Sodaauflösung bei etwa 200° mit Luft, die unter einem Druck von 30 bis 60 Atmo- sphären steht, behandelt, wobei sie zu Benzolkohlen- säuren oxydiert wird. Die Erkenntnis der aromatischen Struktur der Kohle veranlaßte Geheimrat Fischer und Dr. Schrader, eine neue Theorie der Kohlebildung aufzu- stellen. Nach dieser Theorie ist die Kohle nicht, wie man bisher annahm, aus der Zellulose, sondern aus dem Lignin der Pflanze entstanden, da nur diesem, nicht aber der Zellulose aromatische Struktur zukommt. Bei der Kohlebildung verschwindet die Zellulose durch Bakterien- tätigkeit, während das Lignin auf dem Weg über die Huminsäuren in Braunkohle und schließlich in Stein- kohle übergeht.

Ein wichtiges Problem der Kohlenchemie ist ferner die Ueberführung der festen Kohle in Öle. Die Tieftempe- raturverkokung gestattet nur etwa 10% ölige Produkte als Urteer aus der Kohle zu gewinnen. Die Hauptmenge bleibt als sogenannter Halbkoks zurück. Läßt man auf die Kohle wasserstoffabspaltende Verbindungen, wie z. B. Natriumformiat, einwirken, so kann man, wie im Institut gefunden wurde, einen großen Teil der Kohle in zum Teil ölige, zum Teil feste, in organischen Flüssigkeiten lösliche Verbindungen verwandeln. Auch Kohlenoxyd unter Druck in Gegenwart von Wasserdampf zeigt die- selbe hydrierende Wirkung wie das Natriumformiat. Wenn diese Versuche auch noch keine technische Lösung der Umwandlung der Kohle in Öl bedeuten, so werden sie sich doch für spätere Arbeiten auf diesem Gebiete als sehr wichtig erweisen.

Ein anderer Weg, die Kohle restlos in flüssige, als Motorenbetriebsstoffe brauchbare Verbindungen zu ver- wandeln, wurde in den letzten Jahren von Geheimrat Fischer und dem Verfasser beschritten. Der bei der Ur- verkokung hinterbleibende Halbkoks kann durch Wasser-

dampf in Wassergas, ein Gemisch von gleichen Teilen Kohlenoxyd und Wasserstoff, übergeführt werden. Dieses Wassergas gibt nun in Gegenwart von mit Alkali behan- deltem Eisen, das als sogenannte Kontaksubstanz wirkt, bei 400° unter hohem Druck eine ölige Flüssigkeit, die sich vorzüglich als Motorenbetriebsstoff eignet. Neben diesem Öl, das wir Synthol genannt haben, bilden sich auch noch wasserlösliche Verbindungen, besonders Methyl- alkohol, Methylalkohol, Azeton, Essigsäure, Buttersäure usw. Eine interessante Umwandlung erfährt das Synthol, wenn man es in Autoklaven erhitzt. Man erhält dann eine erdölartige Flüssigkeit, aus der man Benzin und Petro- leum gewinnen kann. Wir sind also auf einem einfachen Wege durch wenige chemische Reaktionen direkt von der Kohle zum Erdöl gelangt.

Zahlreiche andere Arbeiten, wie die Extraktion der Steinkohlen und Braunkohlen, die Untersuchung des Bitumens der Braunkohle, Arbeiten über die Humin- säuren und das Lignin u. a. können hier nur kurz erwähnt werden.

Die analytische Abteilung des Instituts untersucht Brennstoffe auf ihre Eignung zur Ölgewinnung und sonstige technische Verwertung.

Die wissenschaftlichen Ergebnisse der Forschungsarbeiten des Instituts sind in den gesammelten Abhandlungen „Zur Kenntnis der Kohle“ niedergelegt, von denen bisher sechs stattliche Bände erschienen sind. Wichtigere Arbeiten werden außerdem in der von Geheimrat Fischer ge- gründeten Zeitschrift „Brennstoffchemie“ veröffentlicht. Die Forschungsarbeiten des Instituts haben sich der Industrie schon nützlich und wertvoll erwiesen. Es sei nur an die sich allmählich entwickelnde Urteerindustrie erinnert.

Als das Kohlenforschungsinstitut in Mülheim gegründet wurde, hatte das Ausland in der Kohlenchemie durch die Arbeiten von Pictet in Genf und Wheeler in England zweifellos einen Vorsprung, der nun durch die Tätigkeit des Instituts wieder eingeholt ist. Die deutsche Kohlen- forschung strebt dahin, die wissenschaftliche Erkenntnis der Kohle so zu fördern, daß Deutschland die rationellste Ausnützung seiner Kohlenschätze ermöglicht wird.

Der geistige Kampf um den deutschen Rhein

Von Dr. R. A. Keller, Düsseldorf

Was ein Strom für ein Land und seine Kultur be- deuten kann, läßt sich an vielen nahen und fernen Beispielen der Geschichte leicht dartun. Man braucht beiläufig nur an Namen zu erinnern wie Euphrat und Tigris, Ganges und Brahmaputra, Nil und Jordan, an Seine und Rhone, Themse und Newa, Ebro und Po und schließlich an die uns nächsten Donau und Rhein. Man steht unschwer an dieser Aufzählung, wie anders geartet bei fast jedem der genannten Flüsse die jeweilige Bedeutung zu fassen ist. Läßt sich vielleicht auch nur dem Nil und dem mesopotamischen Zwillingspaar die höchste, nämlich eine staatenbildende Bedeutung zusprechen, so bleibt für alle andern doch ein recht erhebliches Verdienst an der Entwicklung ihres Landes, dessen Mittelpunkt, so bei der Themse und Newa, am ausgesprochensten freilich bei der Seine, vielfach an ihren Ufern zu finden ist. Wie eng verwachsen ein Volk auf Jahrhunderte hinaus mit „seinem“ Fluß werden kann, zeigt die Tatsache, daß die bodenständigsten Volkslieder, ja oft die Nationalhymne —

man denke an die Marija der Bulgaren — sich des Flusses als Symbol bemächtigt haben. Die Zahl der Rheinlieder, stromauf und -ab, ist heute schon unübersehbar groß und wächst — man kann bei dem wein- und sanges- frohen Völkchen fast sagen von Tag zu Tag — weiter. So machten's bereits die Alten, wofür Ausonius mit seiner Hymne auf die Mosel allein schon als Zeuge genügen mag; so verwachsen in ihrer Art auch schon primitivere Völker mit dem ihnen heiligen Fluß, dessen Segnungen sie oft ihr Dasein danken, vor dessen vernichtender Gewalt in Zeiten großer Überschwemmungen sie wie vor einer zürnenden Gottheit zittern gelernt haben. Völker, die rittlings ihre Wohnsitze über einen Fluß verteilt haben, machen Front zu seinen Wassern hin. Dies trifft, je stärker der Verkehr mit Floß und Schiff anwächst, auch in höherem Maße zu. So ist der Strom aus natürlicher Ent- wicklung der Dinge ganz von selbst Mittelpunkt des Lebens seiner Völker, die ihn gegen jede feindliche Macht wie ein Heiligtum verteidigen.

Was ist natürlicher, als daß sich ein Strom dann auch der liebevollen Sorge und Pflege eines Volkes erfreut? daß seine Anwohner sich mit seiner Naturgeschichte, seinem Leben, seiner Bedeutung auch ernsthaft befassen und zu ergründen suchen, wie die geschichtliche Entwicklung eines Flußtals sich vollzogen hat und nach welchen Gesetzen sie sich auch fernerhin gestalten muß?

Raum ein anderer Strom Europas hat je so im Brennpunkte der Völker gestanden wie der Rhein. Zu einer Zeit, da Gebirge noch ein kaum oder nur schwer überwindliches Verkehrshindernis darstellten, waren es zwei Ströme, die dem alten Römerreich fast die Grenze des nördlichen Europas bedeuteten: Donau und Rhein. Auf beiden Flußpfaden drang die Kultur des Christentums am nachhaltigsten in Mitteleuropa ein. Hier am Rheine hat sich die Christianisierung in zwei Zeitabschnitten vollzogen, linksrheinisch in der römisch-christlichen Frühzeit, rechtsrheinisch mehr in der merowingisch-fränkischen Zeit. Es ist eine verdienstvolle Tat des Institutes für geschichtliche Landeskunde der Rheinlande an der Universität Bonn, uns in einer bedeutsamen Abhandlung des Kirchenhistorikers Neuß für den ersten Abschnitt eine Arbeit geschenkt zu haben, die jedermann zu Rate ziehen muß, der sich mit den Anfängen unserer Religion auf unserem heimatlichen Boden beschäftigen will. Wer sich daneben dem lehrreichen Büchlein von H. Dragendorff und dem von einem unserer verdienstvollsten heimischen Forscher F. Cramer anvertraut, ist über die Zustände unserer Heimat zur Zeit der Römer bestens beraten.

Es ist nicht etwa so, daß diese für uns anscheinend so entlegene Zeit in den heutigen Fragen des Alltages ohne Belang wäre. In der Geschichte herrscht eine gesetzmäßige Fortentwicklung und wir Nachgeborenen sind entweder berechnete Erben unserer Vergangenheit oder nicht. Dies zu wissen ist nicht gleichgültig, denn auf geschichtliche Irrtümer gründen sich politische Verträge, die das Schicksal eines Volkes auf Jahrhunderte bestimmen, ebenso gut wie auf unbestreitbare Tatsache. Und gerade wir am Rhein sind wieder einmal seit dem großen Weltkrieg der heiß umstrittene Gegenstand zweier Nationen, die ihre Forderungen mit geschichtlichen Gedankengängen zu begründen eifrig bemüht sind, und die ganze übrige Welt ist oft mehr als bloß gespannter Zuschauer. Wir brauchen nur daran zu erinnern, wie seit dem Waffenstillstand eine Propagandatätigkeit von französischen geistigen Kämpfern sich unserer Geschichte angenommen und sie in ihrem Sinne umzudeuten versucht hat. Der Kampf tobt heute noch unter den Gelehrten beider Lager mit unverminderter Heftigkeit fort. In diesem Kampfe sind es für die Frühzeit besonders zwei Fragen, die uns die französische Geschichtsschreibung hartnäckig von ihrem Gesichtswinkel aus aufdrängen will: die Kelten- und die Religionsfrage. Wie weit wir Rheinländer unser Christentum den Galliern zu danken haben und inwiefern sich aus einer gewissen Gemeinsamkeit der frühchristlichen Religion Vorrechte gerade für die Nachkommen der ebenso von Rom her christianisierten Gallier gegenüber uns rechtsrheinischen Germanen ableiten lassen, ist nicht so sehr eine Frage der Geschichte, als vielmehr des Gefühls. Denn die rheinische Kirchengeschichte zeigt derartige gallische Sonderrechte nirgendwo ohne gewalttätige Konstruktionen auf.

Ob wir aber als Germanen Grund haben, uns hier vom Rheine wegzustehlen, weil heute die Franzosen ein geschichtliches Anrecht auf diesen Strom geltend machen wollen, ob diese Behauptungen sich tatsächlich mit der

Geschichte vertragen, das ist der Gegenstand eingehendster Forschungen schon seit langen Jahrzehnten hüten wie drüben gewesen. Und noch nie hat die deutsche Archäologie, die Erforschung des germanischen Altertums, einen so hohen zeitgemäßen Wert gehabt wie heute. Besteht doch die Gefahr noch immer fort, daß auf Grund französischer Forschungsergebnisse politische Anforderungen auf das Rheintal gemacht werden. Wie verhängnisvoll falsche wissenschaftliche Unterlagen werden können, zeigt traurig genug unsere deutsche Ostgrenze, die auf Grund eines oberflächlich gearbeiteten deutschen Atlas durch den Versailler Vertrag festgelegt wurde. Was die Forschung erarbeitet, das verarbeitet die populäre Propaganda, häufig in verallgemeinernden Sätzen und Forderungen. Eben dieser haben wir auf Grund unserer wissenschaftlichen Forschungsergebnisse tatkräftig zu begegnen. Dazu müssen wir uns das Rüstzeug dort beschaffen, wo es niedergelegt ist. Es ist deshalb ganz unvermeidlich, die Veröffentlichungen unserer Museen, die sich mit der Frühkultur unseres Landes vornehmlich befassen, eingehend zu Rate zu ziehen. Da steht in Mainz das römisch-germanische Zentral-Museum allen voran, die beiden Provinzialmuseen in Trier und Bonn sind für die heimatliche Forschungsgeschichte die beste Ergänzung, und in den Katalogen dieser Arsenale unserer Frühkultur liegt ein unerschöpflicher Quell alles Wissenswerten. In anschaulicher Weise aber wird das ganze Leben und Weben unseres Stromes in dem 1912 gegründeten Rheinmuseum in Koblenz zur Darstellung gebracht, namentlich die geologische Entwicklung und die Landschaftsbilder des Rheintals, Strombau und Schifffahrt. Erleichtert wird jedermann das Studium dieses bedeutsamen Museums durch dessen drei neueste Veröffentlichungen bei Housch und Bechstedt Köln über den werdenden, historischen und schaffenden Rhein, in denen der verdienstvolle Leiter der Sammlung W. Spies drei Ausschnitte zu geben versucht. Schließlich wird kein ernsthaft Suchender an den von R. Schumacher, dem erfahrenen Leiter des Mainzer Museums, herausgegebenen Materialien zur Besiedelungsgeschichte Deutschlands vorbeigehen können. Wer die Frage, ob wir zu Recht am Rheine sitzen oder nicht, an der Quelle studieren will, greife zu dieser Darstellung. Auch zur Keltenfrage ist ausgiebiger Stoff hier zu finden.

Wollte man sich über diesen Punkt mit den Gegnern auseinandersetzen, dann würde es die Mühe lohnen, zur Geschichte Galliens zu greifen, die der Hauptvertreter dieses Zeitabschnitts in Frankreich, Camille Jullian, 1908, also vor dem Kriege geschrieben hat und die von der französischen Akademie preisgekrönt worden ist, demnach deren Billigung doch gefunden haben muß. Es wäre nicht allzu schwer, in diesem Punkte sich auf wissenschaftlicher Grundlage zu einen, wenn man etwa mit dem Ernste dieses Forschers — vor dem Weltkriege — sachlich und kritisch bleiben wollte. Allein hier verfehlt eine politische Tendenz gerne die Zeitpunkte und verwischt die logischen Folgerungen da, wo sie nicht in das vorgesezte Programm passen. Wer aus der Tatsache, daß die Kelten im Herzen Frankreichs gefesselt haben und von dort aus ihre Herrschaft bis zum Rheine oder gar über diesen hinaus vorgetragen haben, folgern will, daß die heutigen Bewohner Frankreichs die Nachkommen jener Kelten seien und deshalb ein Anrecht auf das Rheintal haben, der macht in seiner Logik auf halbem Wege halt. Denn einmal kommt es ganz auf den Zeitpunkt an, den man für seine heutigen Forderungen maßgebend sein läßt; je nachdem man diesen wählt, könnte Frankreich Anspruch

auf halb Europa machen; so etwa im 3. und 4. vorchristlichen Jahrhundert, während im 1. Jahrhundert vor Christus die Kelten von den vordringenden Germanen so weit zurückgedrängt sind, daß man uns heute mit Fug und Recht nicht bloß den ganzen Rechtsrhein, sondern auch das alte deutsche Kernland der Pfalz und des Elsaß unwidersprochen zugestehen müßte. Seht man aber bis zu den keltischen Ursitzen zurück, was man logischerweise tun müßte, so müßten sich die heutigen „Kelten“ eben wieder an die friesisch-dänische Ecke zurückversetzen lassen und mit einem bescheidenen Etchen zufrieden sein, das weitab vom Rheine liegt. Das alles sagt Jullian seinen Landsleuten deutlich genug, falls sie willens sind, richtig zu lesen. Und dann, wer gibt dem heutigen Frankreich das Recht, sich als die einzigen, wahren Nachkommen der Kelten zu bezeichnen? Jullian bestimmt nicht! Wiewohl er selbst einen Unterschied zwischen rechts- und linksrheinischen Kelten macht, tritt er mit der ganzen Autorität seiner Wissenschaft für den gemeinsamen Ursprung der beiden Keltenzweige ein und sagt z. B.: „Trotz allem, auffallende Ähnlichkeiten bestanden immer zwischen den Kelten Galliens und ihren Nachbarn jenseits des Rheins; ... und die klarblickenden Beobachter, die Schriftsteller, die weder politische noch militärische Gründe dafür haben, um Gallier und Germanen zu verheken (brouiller), werden gerne die Spuren der verwandtschaftlichen Zusammengehörigkeit (fraternité) feststellen, die einst die Vorfahren dieser beiden Völker vereinigt hatten“ (S. 243). Auch das Märchen von der politischen oder kulturellen Überlegenheit der (gallischen) Kelten über die Germanen hat Jullian glatt abgelehnt: „Durch diesen gemeinsamen Ursprung und nicht etwa durch eine Vorherrschaft (domination) der Kelten über die Germanen erkläre ich die gemeinsame Herkunft keltischer und germanischer Worte“; und daß dieser gemeinsame Wortschatz durch die keltische Eroberung sich ergeben hat, „verhindert nicht, daß Kelten und Germanen einst derselben Volksgruppe zugehört haben können; folgt daraus, daß die Franken Karls des Großen die Sachsen unterworfen haben, etwa, daß sie vor Chlodwig nicht gleichfalls Germanen gewesen sind?“ (S. 231/2).

Wie es also mit den heutigen Ansprüchen unserer westlichen Nachbarn auf Grund ihrer Keltenerkunft bestellt ist, hat ihnen treffend genug ihr eigener Landsmann gesagt, und es tut wenig zur Sache, daß auch Jullian von der Kriegspolizei später nicht ganz freigeblieben ist. Seine Geschichte Galliens verfolgte 1908 — um mit seinen Worten zu sprechen — keine politischen oder militärischen Zwecke und die Akademie ist damals mit ihm einig gewesen; daß sie es noch ist, beweist die Tatsache, daß er vor wenigen Monaten selbst Mitglied dieses Institutes geworden ist. Das Buch ist leider schwer zugänglich, aber größere Bibliotheken besitzen es doch; es verlohnt gewiß, sich damit zu befassen, vor allem auch deswegen, weil eine Fülle von Literatur fast aller Sprachen darin angeführt und verarbeitet ist; auch die deutsche Forschung kommt bei ihm stark zu Wort.

Es ist zweifellos ein hartes Schicksal, Grenzland zu sein, denn Grenzland sein, heißt stets auf dem Posten stehen, die Augen offenhalten und dauernd in Rämpferstellung sich befinden. Man muß es den deutschen Ländern am Rhein unbestritten zugestehen, daß sie aus dieser stetig angespannten Aktivität ein reiches Geistesleben entwickelt haben. Wir stehen, immer nur geistig gemeint, in voller Rüstung zur Wehr für unsern Rhein. Unsere Hochschulen, die am Rheine zum Glück nicht spärlich sind, schaffen un-

entwegt die Waffen zum neuen Streit. Daneben haben wir das Glück, eine unübersehbare Fülle von hervorragenden Zeitschriften zu besitzen, in denen wir die Ergebnisse gelehrter Arbeit niederlegen können. Allen voran aber steht da für unsere Provinz die Gesellschaft für rheinische Geschichtskunde, deren eigene Veröffentlichungen schon eine lange Bandreihe ausmachen. Von ihr aus ging auch jenes Werk, das heute als das grundlegende Geschichtswerk der Provinz angesprochen werden muß und bei Baedeker in Essen erschienen ist: Geschichte des Rheinlandes von der ältesten Zeit bis zur Gegenwart. Die klangvollsten Namen unserer rheinischen Forschung finden sich hier unter den Mitarbeitern. Freilich beginnt die Frühgeschichte, die der Direktor der römisch-germanischen Kommission des archäologischen Institutes Friedrich Roeppe unter Berücksichtigung auch der aktuellen Streitfragen behandelt, leider erst bei Caesar. Aber dafür haben wir den Leser bereits auf die Arbeiten Schumachers hingewiesen. Die Bonner Professoren Levison und Plathhoff führen die Geschichte bis zur französischen Revolution. Für die neueste Zeit ist im Archivdirektor der Stadt Köln Joseph Hansen ein überragender Kenner besonders der politischen Geschichte eingetreten. Er führt sie in meisterhafter Darstellung und in bewunderungswerter Beherrschung des ungeheuren Stoffes bis hart an unsere Tage heran und wagt sich somit selbst in die umstrittene Geschichte des Tages. Für viele wird er gerade aus diesem Grunde ein guter Führer sein. Mit der Behandlung der Verfassungs- und Verwaltungsfragen, insbesondere des sehr entwickelten rheinischen Mittelalters, eröffnet Professor Lubin, der in Bonn das Institut für geschichtliche Landeskunde der Rheinlande seit seiner Gründung leitet, den zweiten Band des Werkes, dem er auch den Aufsatz über die Agrargeschichte beigezeichnet hat. Für die Entwicklungsgeschichte der rheinischen Städte, des Gewerbes, Handels und Verkehrs konnte kein besserer Kenner gefunden werden als Bruno Kuske, der Direktor des Rheinisch-westfälischen Wirtschaftsarchivs in Köln. Da die Sprachforschung oft dort, wo historische Zeugen versagen, von unschätzbbarer Bedeutung wird, widmet das Werk auch diesem Gebiet eine eingehende Untersuchung aus der Feder unseres anerkanntesten Forschers, des Professors Theodor Frings von der Bonner Universität. Über allen Forschungen thronend, versucht dann Justus Haspach die großen Linien der rheinischen Geistesgeschichte herauszuarbeiten und nachzuweisen, wie hier am Rhein durch die Jahrhunderte hindurch eine der stärksten Quellen deutscher Kultur zu allen Zeiten geflossen ist. Nebenbei sei auch noch auf das vom selben Verfasser geschriebene erste Heft der erwähnten Rheinischen Neujaahrsblätter hingewiesen: „Rheinischer Volkscharakter und rheinische Geisteskultur“, die, in flotten Zuge hingeworfen, einen geistreichen Versuch darstellt, dem vielbesprochenen rheinischen Geist in seine Tiefen nachzugehen und die Fülle seiner Auswirkungen zu zeigen. Ein ungemein interessantes Schriftchen! Daß in einem Werk von der Güte des eben charakterisierten die rheinische Kunst nicht fehlen kann, ist selbstverständlich: der jetzige Provinzialkonservator Professor Renard in Bonn ist in seiner ruhig objektiven Art der Darstellung und als ein Mann, der die rheinische Kunst durch unzählige Reisen und tief schürfende Forschungen seit Jahrzehnten kennen gelernt hat, zweifellos ein berufener Vermittler. So spannt sich in diesem Buche ein mächtiger Bogen von der rheinischen Vergangenheit zur Gegen-

wart, geschaffen aus gediegenstem Material, gebaut von den besten Fachleuten, bestimmt, sachliche Kenntnisse an Stelle von flüchtiger Schlingelei zu setzen. Das Buch will studiert sein, aber, wer es erarbeitet hat, wird reichen Lohn in sich tragen.

Kürzer ist die Spannweite zweier Arbeiten, die das Jubiläumsjahr 1915, die hundertjährige Zugehörigkeit des Rheinlandes zu Preußen, gezeitigt hat. Der Kreis der Freunde um Julius Bachem gab eine Denkschrift heraus „Die Vereinigung der Rheinlande mit Preußen“ aus deren Aufsatzreihe besonders einer wegen seiner lichtvollen und begeisternden Darstellung herausragt: P. A. Clafens „Wirtschaftliche Entwicklung“. Auf viel breiterer Grundlage ist das wiederum von J. Hansen herausgegebene Werk aufgebaut „Die Rheinprovinz 1815–1915“, bei Marcus und Weber in Bonn. Soweit man heute die rheinische Geschichte im 19. Jahrhundert erfassen kann, ist sie in diesen beiden Bänden politisch und kulturgeschichtlich erschöpft. Bis zu einem gewissen Grade sind die beiden letztgenannten durch das ausführlicher besprochene Gesamtwerk schon erfasst, aber wer in gewissen Abschnitten mehr als die Grundzüge haben will, wird immer wieder auf diese ausgedehnteren Untersuchungen zurückgreifen müssen. Ähnlich verhält es sich bei den folgenden Forschungen, sie bieten das unschätzbare Rüstzeug zur Einzelarbeit, zur Abwehr gegen Verdrehungskünste und zur Begründung unserer eigenen deutschen Anschauung. Da steht zunächst oben an das Buch, das gerechter Born über die hundert und aberhundert geschichtlichen Verdrehungen und feindlichen Vorwürfe erstellen ließ: A. Schulte, einer der ältesten Vertreter der deutschen Geschichtswissenschaft am Rheine, hat sich die unendliche Mühe gemacht, die historischen Unterlagen, auf Quellenstudien begründet, zu schaffen für eine der brennendsten Zeitfragen: „Frankreich und das linke Rheinufer“, Stuttgart 1918. Es ist eine umfangreiche Untersuchung, die von der Frühgeschichte bis hart an den Weltkrieg heranreicht und eingestellt ist auf die Widerlegung all der tausendfältigen Schlagworte, die eine militärisch-politische Annexion des linken Rheinufers — wenn nicht gar auch noch des rechten! — mit wissenschaftlichen Gründen zu bemänteln suchen und dabei immer noch stets die Harmlosigkeit unseres westlichen Nachbarn zu rühmen nie müde werden. A. Schulte kennt die Geschichte hüben wie drüben: wie er abrechnet, das löst stets ein befriedigendes Gefühl der Gerechtigkeit aus. Das glanzvollste Stück neuerer Streitschriften aber, das diese Zeit hervorgebracht hat, ist das stofflich wie sprachlich geradezu hervorragend gemeisterte Büchlein von Ernst Bertram: „Rheingentius und génie du Rhin“, in Bonn bei Cohen 1922 erschienen. Selten ist ein Politiker und dilettierender Geschichts„lehrer“ so gründlich abgefertigt worden wie in diesem Schriftchen Maurice Barrès, der am Rheine versucht hatte, durch Vortragsreihen sich in die Gemüter der neuen „Franzosen“ einzuschmeicheln und dabei weit mehr auf sein Gefühl und seinen leiden-

schaftlichen Patriotismus sich stützte als auf die Gründlichkeit eines geschichtlichen Wissens.

Diese neueste Zeit politischer Kontroversen, die sich auf die geschichtlichen Forschungen zu stützen suchen, zwingen oft zu eingehenden Untersuchungen einzelner Gebiete. Hier müssen besonders zwei Arbeiten hervorgehoben werden, die eine verdienstliche Quellendurchforschung geliefert haben: einmal hat Alexander Conrad die Zeit von 1750 bis 1815, also jene Spanne, in der die rheinischen Gebiete mehr oder weniger stark besetzt waren, geschichtlich untersucht: „Die Rheinlande in der Franzosenzeit“ (Berlin, Diez 1923), und dann finden wir besonders für die Gegend von Aachen, Trier, Köln und Bonn bei Alfred Karll „Französische Regierung und Rheinländer vor 100 Jahren“, Leipzig 1921, eine zuverlässige Darstellung früherer Separatistenbewegungen, wieviel von den vielen Erzählungen wahr ist und wie man „Volksstimmung“ amtlich zu machen verstanden hat. Beide Arbeiten höchst lehrreich in ihren vielen Vergleichen zur Jetztzeit!

Das hohe Lied von Rheinlands Leid aller Zeiten aber sang uns ein Dichter und Forscher zugleich, Hermann Stegemann, der schweizerische Gelehrte, der in unermüdlich ehrlichem Studium sich wohl am gründlichsten mit der allerneuesten Geschichte auseinanderzusetzen bemüht gewesen ist. Wie er die Dinge sieht, erblickt sie nur der, welcher auf hoher Warte mit scharfem Blick rings in die Lande schaut und den Mut des ehrlichen Mannes mit diesem Scharfblick vereint. Gewiß hat uns A. Schulte schon eine ähnliche Arbeit vorgelegt und auch Hermann Oncken, einer der berufensten Kenner und eifrigsten Kämpfer, die „Historische Rheinpolitik der Franzosen“ (Gotha 1922) zum Gegenstand einer wissenschaftlichen Auseinandersetzung gemacht. Allein das sind Männer unseres eigenen gequälten Volkes, dessen Stimmen man sich draußen längst abgewöhnt hat, ernsthaft zu würdigen. Um so schärfer wird die Welt aufhören müssen, wenn ein Neutraler vom Rufe eines Schweizer Universitätsprofessors der Welt das gigantische Ringen eines durch Jahrhunderte beunruhigten und zum Spielball seiner beiderseitigen stärkeren Nachbarn gewordenen Volkes aufzeigt. Dieser „Kampf um den Rhein“ ist das Heldenepos eines Volkes, das man gerne knechten möchte, dessen Kulturwert aber so groß ist, daß es statt zur dienenden Magd zum beherrschenden geistigen Sieger werden muß. Leiden stählen! Auch jetzt macht das deutsche Volk am Rhein ein Stahlbad durch, aus dem es — wie wir nicht allein hoffen — bald gesundet und gestärkt emporsteigt. Aber an der Gesundungsarbeit müssen wir alle, alle, die wir Deutsche heißen und Deutsche sein wollen, tatkräftig mitarbeiten. Der geistige Arbeiter aber hat in dieser Zeit Dauerschicht zu machen; hier ist keine Zeit zur Ruhe mehr, keine Zeit zum müßigen Zuschauen. Es gilt, den stolzeiten der Ströme deutscher Art zu erhalten, den Rhein!

Je mehr sich unsere Bekanntschaft mit guten Büchern vergrößert,
desto geringer wird der Kreis von Menschen,
an deren Umgang wir Geschmack finden.

L. Feuerbach.

Probleme der Teuerung

Von Dr. J. Grunenberg, Düsseldorf

Warum ist es teurer geworden? Warum ist es in der ganzen Welt teurer geworden?

Diese tägliche Frage ist zunächst gar nicht so einfach zu beantworten, wenn man sich über die tieferen Ursachen der Dinge Rechenschaft zu geben versucht. Herr Raffke würde vielleicht die klassische Antwort geben: Es ist eben teurer geworden, weil die Preise angezogen haben! oder um mit Fritz Reuter zu reden: Die Armut kommt von der großen Power.

Zunächst läßt sich auf diese Frage anscheinend eine sehr schnelle Antwort geben, wenn man nachrechnet, daß tatsächlich der letzte Maßstab aller wirtschaftlichen Güter, das Gold, scheinbar nicht ganz unverändert geblieben ist. Wenn z. B. ein Gramm Feingold (dargestellt durch die entsprechende Geldmenge) in Friedenszeiten etwa 1 kg gute Butter kaufte, so meint man mit der Gegenrechnung, daß heute (wiederum ausgedrückt durch die entsprechende Menge Geldzeichen) etwa knapp zwei Gramm Feingold notwendig sind, um die gleiche Menge Butter einzukaufen, bereits vieles erklären zu können. Als Deutsche mit einer sehr bitteren Vergangenheit auf dem Gebiete des „Geldwesens“ haben wir einen etwas übertriebenen Respekt vor dem Gold als einem fast unveränderlichen Wertmaßstab bekommen und sind nun zunächst erstaunt, auch das vergötterte Gold als einen trügerischen irdischen Staub erkennen zu müssen. Die Erkenntnis, daß tatsächlich hier Veränderungen vorgegangen sein müssen, ist eigentlich erst im letzten Jahre Erfahrungstatsache der Allgemeinheit geworden, seitdem eben wieder einigermaßen stabile Verhältnisse eingetreten sind, die es gestatten, mit schnell zu überblickenden und untereinander vergleichbaren Zahlen zu rechnen.

Die Tatsache der allgemeinen Weltübersteuerung ist, um dies bei der Schwierigkeit des gestellten Themas vorwegzunehmen, natürlich nicht im Rahmen eines Aufsatzes so folgerichtig und einwandfrei zu entwickeln, daß man jeder Lehrmeinung und den geltenden feineren Erkenntnissen allenthalben gerecht werden könnte (was bisher über das Geld und Gold in der ganzen Welt gedacht und geschrieben worden ist, würde, als Bücher aufeinander geschichtet, etwa den Plenarsitzungsraum des Reichstages ausfüllen); immerhin lassen sich auch hier einfache und natürliche Gedankengänge folgerichtig entwickeln.

Ist zunächst mit dem Golde selber eine Veränderung vorgegangen? Könnte es möglich sein, daß das Gold — eine Ware wie jede andere — auch als ein rarer Artikel im „Preise“ gestiegen ist? Mit anderen Worten: hat sich die Nachfrage nach Gold vergrößert, eben weil die Menschheit wuchs und damit auch der Bedarf an Gold als dem einfachsten und natürlichsten Zahlungsmittel? (Zu bedenken ist, daß fast alle Nationen der Welt vor dem Kriege das Gold als Währungsgrundlage hatten. Entsprechend groß war der Bedarf an Gold.)

Zunächst ist tatsächlich die Produktion der Welt an Gold rapide zurückgegangen. Im Jahre 1915 wurden noch 708 t Gold jährlich gewonnen, im Jahre 1918 waren es nur noch 568 t. Die Goldreserve der Welt betrug 1918 etwa 2 Milliarden Pfund Sterling oder rund 16 000 t Gold. Davon sind aber zunächst etwa 85 %, also rund 13 000 t Gold — (man stelle sich vor: etwa 12 Eisenbahnzüge vollgeladen mit Gold!) — in den

staatlichen Zentralnotenbanken während des Krieges ängstlich zusammengehäuft worden, und zwar in erster Linie ist das Gold infolge der umfangreichen Kriegslieferungen zu den Vereinigten Staaten hinübergeflossen. Einzelziffern und Schilderung der Ursachen würden hier zu weit führen. Tatsache ist, daß das Gold durch die künstliche Verknappung (Ausspeicherung, Hortung) zunächst rarer, seltener und damit teurer werden mußte.

Aber in Wirklichkeit darf man nicht vergessen, daß das goldarme Europa sich eigentlich sehr leicht über die Ralamität hinweggeholt hat. Indem die Währungen der einzelnen Staaten immer weiter von der Goldwährung abrückten (die letzte Sicherheit des staatlicherseits geschaffenen Geldes blieb nicht mehr das Gold, sondern die Arbeitskraft, das Nationalvermögen im gesamten) und indem die meisten europäischen Staaten Papiergeld druckten, wurde zunächst das Gold sehr wohl entbehrlich. Für den reichen Schahhüter Amerika zeigten sich im Gegenteil die Folgen der Ausblähung der Wirtschaft mit überflüssigem Gold: Gold wurde — etwas roh ausgedrückt — ein wohlfeiler Artikel. Die in Gold ausgedrückten Preise stiegen, während die Nachfrage nach Gold — man half sich ja so gut mit der Notenpresse — eine verhältnismäßig geringe wurde. Man sieht es z. B. heute wieder an der Rentenmark, wie eine Währung bei vernünftiger Beschränkung ihrer Ausgabe sich sehr wohl auf die Arbeitsmittel und die Arbeitskraft eines Volkes als natürlichen Gegenwert stützen kann, ohne zunächst das Gold zur unbedingten Voraussetzung und Basis zu haben. Das staatlicherseits geschaffene und mit dem Zwangskurs vernünftiger wirtschaftlicher Maßhaltung ausgestattete Geld vermag also wohl mit dem Golde erfolgreich zu konkurrieren und zum Teil, sogar ganz erheblich, im internationalen Tauschverkehr die Monopolstellung des Goldbesizers einzuschränken (mit Vorbehalt für die Rentenmark, einem innerdeutschen Zahlungsmittel).

Es dürfte somit überwiegend feststehen, daß die Uebersteuerung keinesfalls ausschließlich von der Seite des Goldes, dem letzten Wertmaßstab aller irdischen Güter, ausgegangen ist, wenigstens nicht so grundlegend und umfassend, daß man damit die Teuerung in der Welt erklären könnte.

Die Ursachen liegen im wesentlichen auf einer ganz anderen Seite. In der durch die Arbeitsteilung aufs feinste verzweigten Güterwirtschaft spielt die in den Gütern aufgespeicherte menschliche Arbeit, die natürlich lehtend in Goldeswert zum Ausdruck gebracht wird, eine geradezu ausschlaggebende Rolle.

Wir Deutsche haben gerade in der furchtbaren Inflationszeit gesehen, daß das einzig Wertbeständige noch die Arbeitskraft des einzelnen gewesen ist. Alte und Gebrechliche mußten verkümmern, während die arbeitsfähige Jugend und das kräftige Mannesalter trotz Inflation und trotz gewaltigen Rückgangs des Realeinkommens wenigstens noch annähernd ihr tägliches Brot verdienen konnten.

Die summierte Arbeitskraft einer Nation, alle tätigen Hände und Köpfe, in ihrer Gesamtwirkung zusammen genommen, stellen eine Kraft dar, die die lebendige Zelle des sich ewig neu bildenden Nationalvermögens ist.

Diese Kraft ist starken Veränderungen ausgesetzt ge-

wesen. Der Krieg rief die besten Arbeitskräfte der Nation aus nützbringender Tätigkeit fort zu einer an und für sich gänzlich unproduktiven. Mit Kriegsende wurden die an ein geregeltes Arbeiten nicht mehr gewohnten Kräfte — nicht nur in Deutschland, fast in der ganzen Welt — unversehens vor die alte, nicht mehr gewohnte Arbeit gestellt. Viele Kräfte mußten sich ganz neuen, ungewohnten Arbeitsbedingungen anpassen. Die Umänderung des Arbeitsverhältnisses nach der sozialen Seite hin, die in allen Andern nachpulsenden Bewegungen von Krieg und Revolution, die geradezu leidenschaftliche Auseinandersetzung unter den Trägern des sozialen Gedankens — dies alles zusammengenommen, hinderte das handarbeitende und kopfarbeitende Deutschland an der Höchstentfaltung der nationalen Arbeitskraft. Raum beruhigt, kaum in einer wirkungsvollen Zusammenarbeit wieder zusammengefaßt, riß der Ruheinbruch gewaltig die organische Zusammenarbeit zwischen Herz und Hand auseinander. Die Arbeit, bisher aus sich selber, ihrem schöpferischen Ueberschuß, erhalten, wurde nun gezwungen, kümmerlich mit staatlicher Hilfe, d. h. der Notenpresse, der Gesamtausbeutung der Besitzer von Substanz und Ersparnissen, sich zu erhalten. Der Gedanke der sozialen Gemeinschaft erlitt einen derartigen Zusammenbruch, daß letzten Endes sozial alles das wurde, was der Staat bezahlte, unsozial das, wofür er nicht mehr eintreten konnte. Der Fetischismus der Gemeinschaftsidee, die Verwechslung von Staat und Gesellschaft, erzog sicherlich für die nationale Arbeitsleistung unselbständige und damit weniger wertvolle Arbeitskräfte. Die Schwächung der Arbeitskraft der Nation im gesamten wirkte sich in einer Verdoppelung der Arbeitsvorgänge, wovon immer einer unproduktiv blieb, aus. Wo einer bisher stand, mußten nun zwei stehen. Nicht allenthalben, aber doch in zunehmendem Maße an den Stätten der Urproduktion. Sicherlich war die Arbeitskraft absolut billiger geworden, aber doch teurer, wenn man zugrundelegt, daß doppelte Arbeitsaufwendungen gegen früher beim gleichen Produktionsgang gemacht werden mußten. In der Ware steckte mehr Arbeit, damit wuchs ihr reiner Wert und entsprechend auch ihr Preis. Das war die erste Ursache der Teuerung, eine der wichtigsten mit gerade für die deutschen Verhältnisse.

Die zweite Ursache liegt nicht so sehr im individuell Menschlichen, wie gerade im Sachlichen, in den Arbeitsmitteln. Der Krieg als solcher hat zunächst viele Produktionsstätten zerstört. Dieser Verlust wiegt jedoch geringer gegenüber dem gewaltigen Verlust, den die Weltwirtschaft durch die Umstellung von der Kriegs- zur Friedenswirtschaft ertragen mußte. Das unerwartete Ende des Krieges traf die gesamte Weltproduktion mitten in einer Herstellung von Dingen, die geradezu lächerlich unnütz wurden, als man darauf verzichtete, sich mit Gas und Bomben ums Leben zu bringen. Zudem war gerade mit den wichtigsten Arbeitsmitteln während des Krieges ein unglaublicher Raubbau unter dem Gesichtspunkt militärischer Notwendigkeiten getrieben worden. Nehmen wir nur die Kohle. Die erste Arbeit, die hier zu tun war, war ein Zustoßen der sinnlos abgetauften Stollen, ein Wiederinstandbringen der bis zum Altessen abgenutzten wertvollen Maschinerien, das alles zu einer Zeit, in der die bis auf die letzten Reserven ihrer Verbrauchsgüter ausgepowerte Welt nach neuen Waren hungerte. Dazu kam die völlige Entwertung der Betriebsreserven. Große Rückstellungen (Kapital ist auch ein Arbeitsmittel) wurden von der Inflation verschlungen, und der an und für sich

wertvolle Sachbesitz konnte nicht für die laufenden Betriebsausgaben mobilisiert werden. Man konnte — die letzte Forderung der vielumstrittenen Sachwerterfassung — die wertvollen Produktionsmittel (Maschinen, Häuser, Grundstücke) nicht in Einzelteile zerschlagen und verkaufen. Zwar erhielt die Produktion im Ueberschusse Varmittel (Betriebskapital) aus der Notenpresse, aber der Enderfolg der Arbeit, der Gewinn, mußte im großen und ganzen, abgesehen von einigen Fällen sehr krasser persönlicher Bereicherung, bei einigermaßen vernünftiger Ueberlegung immer wieder infolge der zunehmenden Geldentwertung statt in flüssigen, leicht in Geld verwandelbaren Reserven in Betriebsverbesserungen angelegt werden. So kam ein Scheinbild zustande: Im Vordergrund eine üppige Entfaltung der Industrie, wachsende Schlote, neue Maschinenhallen, aber tief im Hintergrund das drohende Gespenst der Verknappung des Betriebskapitals. Ungeheure Gegensätze: Anschwellen des Anlagekapitals, d. h. der Arbeitsmittel, restlose Verminderung des Betriebskapitals. Heute stehen wir zwangsläufig am Ende dieser und am Anfang einer weit schwierigeren Entwicklung. Die schaffende Arbeit hat ihren Ueberschuß nicht gleichmäßig in beweglichen und unbeweglichen Arbeitsmitteln festlegen können. Die Ersparnisse der nationalen Arbeit sind vielmehr an bestimmten und festen, erst viel später erfolgreich auswertbaren Punkten festgelegt, während wir sie heute dringend brauchten, um die Arbeit und ihren gerechten Lohn damit bezahlen zu können.

Die Verknappung des Geldmarktes (d. h. der kurzfristigen Geldleihe) führt heute zu den schwersten Behinderungen der Produktion. Wer heute — Geld ist knapp, Geld ist daher teuer — mit hohen Zinsen arbeiten muß, kann nicht billig arbeiten. Wer heute Ueberschuß an Arbeitsmitteln, aber Mangel an Bargeld hat, um den an und für sich wertvollen Arbeitsmitteln die notwendigen Rohstoffe zuzuführen, arbeitet teuer, doppelt teuer unter der natürlichen Konkurrenz derjenigen Länder, die zeitig genug sparen, d. h. Reserven für die laufenden Anforderungen (Lohn und Material) der nationalen Arbeit zurückstellen konnten.

So sehen wir zusammenfassend, daß im großen und ganzen die Ueberteuerung bei uns und in der ganzen Welt in ihrem Ursprung von den wesentlichen und grundlegenden Veränderungen ausgeht, der die Arbeit und die Arbeitsmittel unterworfen waren. Folgerichtig müssen auch alle Bemühungen für einen wirklichen Preisabbau von einer zweckmäßigen Umgestaltung der Arbeit und der Arbeitsmittel ausgehen. Nur die Verintensivierung der individuellen Arbeitsleistung — letztere ist weit hinter der betriebstechnischen Vervollkommenheit zurückgeblieben — im Verein mit einem Sparen in dem Sinne, daß die Arbeit sich aus sich heraus verselbständigt und trägt, führen der Wirtschaft wieder einzig und allein denjenigen gesunden Kredit zu, der durch keine staatliche Kreditgewährung zu ersetzen ist. Alle Versuche, durch künstliche Verflüssigung des Geld- und Kapitalmarktes, d. h. Geld- und Kreditchaffung, die nicht auf ersparten nationalen Arbeitswerten beruht, die Warenpreise zu senken, werden fruchtlos sein.

So spitzt sich denn in seinem letzten Ergebnis das Problem der Teuerung auf ein Problem der Arbeit zu. Wie weit wir sie zu leisten vermögen, hängt neben dem ernstlichen und guten Willen der Gesamtheit des Volkes auch davon ab, ob nun wirklich der Wille unserer starken Gläubiger ebenso gut und ernstlich ist.

Weiten, Zeiten, Geschwindigkeiten

Ein Gespräch über grundlegende naturwissenschaftliche Fragen

Von Otto Wiener

Inhaltsübersicht

(Nachdruck verboten)

Die Reise von Berlin nach München — Geschwindigkeit elektrischer Züge — Geschwindigkeit der Flugzeuge — Geschwindigkeit des Schalles — Zwei Arten von Geschwindigkeiten: Körpergeschwindigkeit und Wellengeschwindigkeit — Körperliche Wirkungen des Schalles — Geschwindigkeiten — Die Geschwindigkeit des Lichtes — Die Geschwindigkeit der Gedanken

Die Reise von Berlin nach München.

Naturfreund: Ob unsere beiden Freunde wohl noch kommen werden?

Sternblick: Ich glaube nicht. Es ist schon 9 Uhr und um 10 Uhr geht der Zug nach München. Doch was ist das? Ich höre Schritte.

Naturfreund: Da sind sie schon.

Sternblick: Nun, die Reise verschoben?

Rasch: Ja leider, ich mußte meine Ungeduld zügeln.

Gründlich: Das Geleise wurde durch einen im übrigen harmlosen Unfall beschädigt und muß erst wieder instand gesetzt werden.

Naturfreund: Das finde ich gerade schön. Da könnt ihr euch noch etwas bei uns erfrischen und die Zeit des Wartens mit uns verplaudern.

Rasch: Ja, es hilft nichts. Ich hoffte morgen früh um 10 Uhr in München zu sein. Wenn nur unsere Züge etwas rascher führen!

Gründlich: Mit welcher Geschwindigkeit fahren denn jetzt unsere Züge?

Naturfreund: Das ist sehr leicht zu berechnen. Die Entfernung von Berlin nach München beträgt auf der Bahn rund 600 km. Wenn du abends 10 Uhr abfährst und am anderen Morgen um 10 Uhr ankommst, so hättest du 12 Stunden dazu gebraucht. Teilen wir also 600 durch 12, so kommen wir gerade auf 50 km in der Stunde als Geschwindigkeit unserer Züge.

Rasch: Ich finde das eine Schnecken Geschwindigkeit.

Gründlich: Dem kann ich nicht zustimmen. Das geht doch jedenfalls ungleich rascher, als wenn man zu Fuß gehen müßte. Wie lange dauerte das wohl?

Naturfreund: Wenn man rechnet, daß ein rüstiger Wanderer 5 km in der Stunde zurücklegt, so brauchte er ohne Unterbrechung 10mal so viel Zeit, also 120 Stunden. Da er aber täglich schwerlich mehr als 10 Stunden laufen könnte, so brauchte er 12 Tage.

Rasch: Das gebe ich schon zu. Es ist aber doch wohl die Frage gestattet, ob es nicht Züge gibt, die mit größerer Geschwindigkeit fahren?

Naturfreund: Ganz gewiß; in Amerika fahren Züge mit über 100 km in der Stunde. Damit könnte man schon in 6 Stunden in München sein.

Rasch: Das läßt sich hören! Ich möchte aber wissen, ob es nicht Züge gibt, die mit noch größerer Geschwindigkeit fahren können.

Geschwindigkeit elektrischer Züge.

Naturfreund: Auch das ist möglich! Nur müßte man dann mit elektrischen Bahnen fahren.

Gründlich: Warum können denn die mit Dampfmaschine betriebenen Züge nicht ebenso rasch fahren?

Naturfreund: Bei der Dampfmaschine ist der Kolben gezwungen, eine Hin- und Herbewegung auszuführen, und diese muß in eine Umlaufbewegung der Maschinen-

räder umgesetzt werden. Dabei gehen schwere Massen auf und ab und verursachen Stöße, die bei großen Geschwindigkeiten bedenklich werden und den Zug zum Entgleisen bringen können. Zwar ist man in allerletzter Zeit teilweise zu den lediglich umlaufenden Dampfturbinen übergegangen. Es kommt aber hinzu, daß die Dampfmaschine auf alle Fälle zu schwer wird und einen unverhältnismäßig schweren Unterbau verlangt. Viel günstiger liegen die Verhältnisse bei elektrischen Maschinen, bei denen ohne weiteres durch die Kraft der Elektrizität eine Umlaufbewegung erzielt wird und der Motor ohne Zahnradübertragung unmittelbar auf die Achse der Lokomotivräder einwirken kann. Da ferner diese Maschinen ihre Antriebskraft von außen durch die Stromzuführenden Drähte erhalten, so braucht man die Antriebswagen nicht so schwer zu machen. Immerhin verlangen sehr große Zuggeschwindigkeiten auch hier einen kräftigeren Unterbau, als er gewöhnlich ausgeführt wird, und so hat man einmal auf der Versuchsstrecke von Lichterfelde bei Berlin nach Borsen eine Bahn mit besonders starkem Unterbau hergestellt und darauf elektrische Züge verkehren lassen. Sie brachten es bis zu einer Höchstgeschwindigkeit von rd. 200 km in der Stunde. Mit einer solchen könnte man München also in 3 Stunden erreichen.

Rasch: Das laß ich mir gefallen. Nun möchte ich nur wissen, ob das die größte Geschwindigkeit ist, die man bisher erreicht hat?

Die Geschwindigkeit der Flugzeuge.

Naturfreund: Oh nein! Mit dem Flugzeug käme man unter Umständen noch schneller vom Fleck. Die größte Geschwindigkeit, die ein solches bisher erreicht hat, ist rd. 400 km in der Stunde, freilich nicht für längere Zeit. Für eine solche ist der Ansaß von 360 km in der Stunde schon reichlich bemessen.

Gründlich: Und in welcher Zeit käme man damit von hier nach München?

Naturfreund: In 1 Stunde und 40 Minuten, wenn man der Bahn entlang führe. Die Luftlinie nach München, die nur 500 km beträgt, würde man schon in 1 Stunde 23 Minuten zurücklegen.

Rasch: Sieh' da, das wäre etwas nach meinem Geschmack.

Gründlich: Aber ich sehe gar nicht ein, warum du so schnell nach München kommen willst. Wenn man abends hier abfährt und morgens in München ist, so genügt das doch vollständig.

Rasch: Nicht unter allen Umständen!

Gründlich: Wie meinst du das?

Rasch: Nun nimm mal an, es hätte jemand einen schweren Unfall erlitten oder sei sonst in einer Weise erkrankt, die eine rasche Operation durch einen berühmten Chirurgen erforderte, und es gäbe nur in München einen Arzt, der diese Operation mit vollständiger Zuverlässigkeit ausführen könnte, dann wäre es doch denkbar, daß

der Betreffende nur gerettet werden könnte, wenn er auf möglichst rasche Weise nach München befördert würde, oder der Arzt von dort herüberkäme.

Gründlich: Allerdings! Es wäre aber doch ein teures Vergnügen, für jeden Kranken ein solches Flugzeug bereitzustellen. Ich wünschte, wir wären so reich, dann brauchte wohl die Not in Deutschland nicht so groß zu sein.

Rasch: Das ist ganz richtig. Aber wenn es sich z. B. um einen bedeutenden Staatsmann handelte, dem man zutraute, durch seine Geschicklichkeit Deutschland aus seinen Bedrängnissen zu befreien, und der in so plötzlicher Weise erkrankte, wäre da nicht allen am besten gedient, wenn man das denkbar Mögliche versuchte, ihn zu retten?

Gründlich: Nun ja, das muß ich schon zugeben.

Rasch: Aber darüber hinaus meine ich, hat es doch einen Reiz zu wissen, ob es noch geschwindere Dinge gibt; für die Beförderung von Personen mag ja eine Geschwindigkeit von 400 km in der Stunde vollständig genügen. Es fragt sich aber, ob es etwas gibt, das noch geschwinder vor sich geht.

Die Geschwindigkeit des Schalles.

Naturfreund: Oh gewiß, noch mancherlei, z. B. der Schall.

Gründlich: Und wie rasch eilt der?

Naturfreund: Der legt bei mittleren Verhältnissen der Luft schon einen Weg von 340 m in der Sekunde zurück.

Gründlich: Sehr schön! Aber ich kann diese Geschwindigkeit doch nicht ohne weiteres vergleichen mit der des Flugzeugs. Du drückst jetzt die Geschwindigkeit durch die Meterzahl aus, die in einer Sekunde zurückgelegt wird, während du vorher die Kilometer angabst, die in einer Stunde bewältigt werden.

Naturfreund: Nun, die Stunde hat 60 Minuten und die Minute 60 Sekunden, also die Stunde 3600 Sekunden. Legte also unser Flugzeug gerade 360 km in der Stunde zurück, so wären das 360 000 m, und teilen wir das mit 3600, so kommen genau 100 m in der Sekunde heraus. Das ist also etwa die Geschwindigkeit unseres raschesten Flugzeugs, wenn man sie in sekundlichen Metern angibt. Da nun der Schall eine sekundliche Geschwindigkeit von 340 m besitzt, so eilt er mehr als dreimal so rasch als das rascheste Flugzeug.

Gründlich: Ich sehe das vollkommen ein, doch finde ich den Vergleich nicht ganz billig. Bei dem Flugzeug bewegt sich doch ein Körper fort; ist denn das bei dem Schall auch der Fall?

Zwei Arten von Geschwindigkeiten: Körpergeschwindigkeit und Wellengeschwindigkeit.

Naturfreund: Nein, das ist gewiß nicht der Fall, da hast du ganz recht. Es gibt eben auch noch andere Dinge, die sich fortbewegen, wie Körper. Wenn du z. B. einen Stein in das Wasser wirfst, etwa in einen See, dann wird er Wellen erregen, die sich ausbreiten, ohne daß man sagen könnte, das Wasser selbst flösse nach allen Seiten, obgleich jeder Wassertropfen auch eine kleine Bewegung ausführt, die ihn aber nach einem Umlauf an seine alte Stelle wieder zurückbringt. Es ist in diesem Fall also die Welle, die sich ausbreitet. Das ist ein Bewegungszustand und nicht ein Körper.

Gründlich: Wir müssen also offenbar zweierlei Arten von Geschwindigkeiten unterscheiden, nämlich Körpergeschwindigkeiten und Wellengeschwindigkeiten. Und nun vermute ich, daß auch der Schall in Form einer Welle sich ausbreitet.

Naturfreund: Deine Vermutung trifft durchaus zu; nur ist in diesem Falle nicht das Wasser der Träger der Wellen, sondern die Luft. Und dann breitet sich die Welle nicht entlang einer Oberfläche aus, wie die Wasserwellen, sondern im Raum nach allen Seiten.

Körperliche Wirkungen des Schalles.

Gründlich: Na schön! Wenn das schon so ist, so möchte ich doch wissen, wie wir den Schall hören können. Soviel ich in der Schule gelernt habe, befindet sich am Ende des Gehörganges im Ohr das Trommelfell, das in Bewegung gesetzt werden muß, damit von hier aus die Bewegung nach dem Innern des Ohres geleitet werde, um zur Wahrnehmung zu kommen. Wie kann nun eine Welle das Trommelfell in Bewegung setzen?

Naturfreund: Die Frage ist durchaus berechtigt. Nimm einmal an, ein Rork schwimme auf dem Wasser in einiger Entfernung von dem hineingeworfenen Stein. Wird dieser Rork nicht auch in Bewegung kommen, wenn die Welle über ihn hinwegläuft?

Gründlich: Ja, gewiß!

Naturfreund: Genau so wird auch das Trommelfell in Bewegung gesetzt, nur mit dem Unterschied, daß bei der Schallbewegung eine Art Stoß übermittelt wird, der sich von Luftteilchen zu Luftteilchen fortpflanzt und schließlich beim Trommelfell ankommt und es anstößt.

Rasch: Nun, diese Bewegungen müssen beim Schall gelegentlich sehr kräftig sein; denn bei starken Explosionen hat man es doch häufig erlebt, daß auch in großen Entfernungen von dem Explosionsherd Fensterscheiben eingedrückt wurden.

Naturfreund: Ja ja, und genau so erginge es unserem Trommelfell, wenn es einem zu kräftigen Knall ausgesetzt würde. Deshalb ist es auch häufig vorgekommen, daß Kanonieren durch den Explosionsknall der Geschütze das Trommelfell gerissen ist.

Gründlich: Die armen Leute! Verlieren sie dauernd das Gehör oder wächst das Trommelfell wieder zusammen?

Naturfreund: Oh ja, die Natur ist sehr gnädig, sie heilt vieles, was der Mensch sündigt. So kann auch ein gesprungenes Trommelfell von selbst wieder heilen.

Rasch: Jetzt genug davon. Unser lieber Naturfreund hat uns etwas vorgemacht. Er sagt, der Schall sei rascher als das Flugzeug und der Schall ist gar nicht imstande, einen Körper von der Schallquelle bis zum Schallende zu bewegen. Ich aber möchte wissen, ob es möglich ist, einen Körper mit noch größerer Geschwindigkeit zu bewegen.

Geschossgeschwindigkeiten.

Naturfreund: Sehr wohl! Auch das gibt es! Nämlich unsere Geschosse. Diese bewegen sich zum Teil mit noch größerer Geschwindigkeit als der Schall. Unsere raschesten Gewehrsgeschosse legen in der ersten Sekunde bis gegen 900 m zurück und es war schon vor langer Zeit möglich, den Geschossen von Geschützen eine Anfangsgeschwindigkeit von 1200 m in der Sekunde zu erteilen. Ja sogar die Geschosse der Kanone, mit der Paris während des Krieges aus einer Entfernung von 120 km beschossen wurde, müssen eine noch größere Geschwindigkeit besessen haben, vielleicht 1700 m in der Sekunde.

Rasch: Nun gut, ich sehe, daß man im allgemeinen um so größere Geschwindigkeiten erzielen kann, je kleiner die Körper sind, die man bewegt. Wäre es da nicht möglich, daß noch kleinere Körper noch größere Geschwindigkeiten erhalten könnten?

Naturfreund: Auch das ist möglich. Aber ich möchte vorschlagen, daß wir statt dessen unser Augenmerk vorerst noch auf etwas anderes lenken; denn mit der Uebersendung von noch kleineren Dingen als Geschossen in die Entfernung ist einem doch wenig gedient. Dagegen ist uns wohl darum zu tun, Nachrichten möglichst rasch an andere Orte zu übermitteln. Mit dem Schall geht das nur auf eine kurze Strecke. Wenn jemand auch noch so laut rief, es wäre schwer, ihn in mehr als 1000 m Abstand noch zu vernehmen.

Die Geschwindigkeit des Lichtes.

Gründlich: Gewiß; ich kann mir denken, worauf du hinauswillst. Wir können auch Telegramme abschicken. Mit welcher Geschwindigkeit werden die befördert?

Naturfreund: Nun, diese Telegramme haben viel Ähnlichkeit mit Lichtsignalen, die man in die Entfernung gibt.

Gründlich: Ja freilich, das Licht, das muß sehr rasch dahineilen. Ich habe bei Gewittern schon oft Blitze aus großer Entfernung niedergehen sehen und da hinkte der Donner um ein Beträchtliches nach. Mir macht es den Eindruck, als ob das Licht überhaupt keine Zeit brauchte.

Sternblick: Das hat man früher auch geglaubt, bis der Himmelskundige oder Astronom Olaf Römer 1676 den Nachweis lieferte, daß das nicht der Fall ist, sondern das Licht in 1 Sekunde den Weg von rd. 300 000 km zurücklegt.

Gründlich: Oh! Das ist eine Geschwindigkeit, die meine Vorstellungskraft überschreitet. Wenigstens müßte ich mich da erst noch hineinendenken. Ich begreife nicht, wie man eine solche Geschwindigkeit hat messen können. Denn wenn wir uns denken, daß wir ein Lichtsignal von hier nach München abgeben könnten, so würde das dort doch schon in unmerkbar kurzer Zeit wahrgenommen.

Sternblick: Nein, nicht in unmerkbar kurzer Zeit. Die Zeit kann man ganz genau angeben. Nehmen wir an, die Entfernung von Berlin nach München betrüge nur 300 km, so müßte doch schon ein tausendstel Sekunde verfließen, ehe das Zeichen dort ankäme, und da die Entfernung ungefähr doppelt so groß ist, so müßten ungefähr zwei tausendstel Sekunden oder eine fünfhundertstel Sekunde vergehen.

Gründlich: Sehr wohl! Aber erstens könnte man ein hier gegebenes Lichtsignal in München nicht sehen, und zweitens möchte ich gern wissen, wie man eine so kurze Zeit messen könnte.

Sternblick: Ganz recht! Die Entfernung zwischen Berlin und München ist auch sehr klein gegenüber dem Weg, den das Licht in einer Sekunde zurücklegt. Gerade deshalb war es auch ein Astronom, der zum erstenmal die Lichtgeschwindigkeit gemessen hat. Denn ihm stehen sehr viel größere Weiten zur Verfügung, als wir sie hier auf der Erde haben. Beträgt doch beispielsweise die Entfernung zwischen Sonne und Erde rd. 150 000 000 km. Und demnach verfließen 500 Sekunden oder rd. 8 Minuten, bis das Licht von der Sonne auf die Erde herunterskommt.

Gründlich: Das ist sehr merkwürdig. Dann wäre ja die Sonne, die uns am Horizont unterzugehen scheint, in Wirklichkeit schon untergegangen, wenn wir sie noch wahrnehmen.

Sternblick: Das ist auch wirklich der Fall. Wenn wir den letzten Lichtblick der untergehenden Sonne empfangen, ist sie in Wirklichkeit schon 8 Minuten unter dem Horizont verschwunden.

Gründlich: Sehr wohl; aber ganz klar ist mir das

denn doch nicht, wie es Olaf Römer geglückt sein soll, die Geschwindigkeit des Lichtes zu messen.

Naturfreund: Ja, das sind eben Dinge, die nicht in wenigen Worten zu erklären sind. Aber es ist nicht einmal dabei geblieben, daß die Astronomen allein die Lichtgeschwindigkeit gemessen haben. Es ist später den Naturforschern, die man Physiker nennt, sogar gelungen, die Lichtgeschwindigkeit auf der Erde zu messen. Aber das erfordert sehr feine Vorrichtungen, und wir müßten schon längere Zeit zur Verfügung haben, als uns heute noch gegeben ist, wenn wir diese Dinge gründlich behandeln wollten. Vielleicht unterhalten wir uns ein andermal darüber.

Die Geschwindigkeit der Gedanken.

Rasch: Ich finde eine so große Geschwindigkeit eigentlich durchaus nicht so unbegreiflich, denn wenn wir bedenken, wie rasch unsere Gedanken sind, dann ist es auch nicht merkwürdig, daß das Licht eine so große Geschwindigkeit hat. Wir sind ja ursprünglich von der Telegraphie ausgegangen, und wenn ich recht verstehe, so meinst du, lieber Naturfreund, daß das Telegraphieren ungefähr mit der gleichen Geschwindigkeit vor sich geht wie das Licht.

Naturfreund: So ist es!

Rasch: Nun wohl, so denke ich mir eben ein großes Tier, das seinen Kopf in München und seinen Schwanz in Berlin hat. Wenn ich es hier in den Schwanz kneife, so wird es sofort in München brüllen.

Naturfreund: Ja, das denkst du dir wohl so. Indes ist das durchaus nicht der Fall. Du befindest dich aber mit deiner Vermutung in guter Gesellschaft. Es ist Johann Müller, der in der Mitte des letzten Jahrhunderts hier in Berlin lebte. Er war ein großer Naturforscher, der sich mit den Vorgängen im menschlichen Körper beschäftigte und den man deshalb einen Physiologen nennt. Er glaubte noch, daß Gedanken und mithin auch die Fortleitung der Reize in unseren Nerven mit Lichtgeschwindigkeit vor sich gingen.

Gründlich: Wie meinst du das mit der Fortleitung in unseren Nerven?

Naturfreund: Nun, ich will einmal annehmen, man bringe ein heißes Stück Eisen an deinen Finger, dann wirst du denken, du zögst den Finger sofort zurück; in Wirklichkeit muß aber zuerst von den Gefühlszellen in der Hand durch die Gefühlsnerven der Hirnreiz weitergegeben werden und in das Rückenmark oder auch in das Gehirn eintreten, wo dann der Befehl zum Zurückziehen gegeben wird. Er wird dann durch besondere Nerven, die sogenannten Bewegungsnerven, übermittelt. Dieser Vorgang erfordert doch eine merkliche Zeit, und der Schüler von Johannes Müller, Hermann Helmholtz, hat sie durch feine Vorrichtungen, die wir heute auch nicht weiter erörtern können, gemessen und festgestellt, daß sie gar nicht so klein ist, als man früher erwartet hat. Ein sechzigstel Sekunde verfließt ungefähr, bis der Reiz sich im Nerv um einen Meter fortpflanzen kann. Wenn also eine Person von zwei Meter Höhe auf den Fuß getreten wird, so würde es etwa eine dreißigstel Sekunde dauern, bis der Schmerzreiz im Gehirn ankommt, eine zehntel Sekunde würde weiter verfließen, bis der Wille den Befehl an den Fuß abgeben kann, daß er sich zurückziehen soll, und dann verfließt noch einmal eine dreißigstel Sekunde, bis der Befehl im Fuß ankommt. Ehe der Mensch also seinen Fuß zurückziehen kann, verflöße immerhin eine sechstel Sekunde.

Gründlich: Nun, das ist aber doch eine recht kurze Zeit, die wir kaum merken.

Naturfreund: Und doch lang genug, daß man einen Menschen durch einen Schuß ins Herz töten könnte, ohne daß er etwas davon empfindet.

Gründlich: Das ist ja ein sehr merkwürdiger Schluß.

Naturfreund: Gewiß, aber es gibt andere Fälle, wo man die Richtigkeit dieser Überlegung nachprüfen kann; z. B. wenn jemand vom Blitz getroffen wird, dann kommt es vor, daß er nur bewusstlos wird und nachher wieder aufwacht. Solche Leute haben dann mitgeteilt, daß sie gar keinen Schmerz empfanden und daß der letzte Ein-



Am Rhein

Gemälde von Prof. Fritz Roerber †, Düsseldorf

Rasch: Da könnte man ja einen Menschen töten, bevor er nur den Knall des Gewehres hört. Denn nach dem, was du uns vorhin auseinandergelegt hast, geht das Gewehrsgeschloß rascher voran als der Schall, so daß die Kugel eher ankäme als der Schall, und der Tod könnte eher eintreten, als die Empfindung bis zum Gehirn dringt.

Gründlich: Das mag wohl richtig gedacht sein; aber ich kann es doch nicht recht glauben. Mitteilen könnte uns das der Betroffene jedenfalls nicht, denn wenn er tot ist, kann er uns auch nichts mehr sagen.

druck, den sie hatten, bevor sie bewusstlos wurden, nur der war, als ob sie in Flammen ständen.

Gründlich: Das ist in der Tat sehr merkwürdig, aber in gewisser Weise eine Beruhigung für solche, die sich derartigen Gefahren ausgesetzt sehen.

Naturfreund: Bei den Tieren geht nun die Nervenleitung zum Teil noch langsamer vor sich, so daß der Nervenreiz bereits zwei sechzigstel oder eine dreißigstel Sekunde braucht, um einen Meter zurückzulegen, das sind demnach 30 m in einer Sekunde. Helmholtz hat das

hübsche Beispiel gegeben, daß bei einem großen Walfisch von etwa 30 m Länge schon zwei Sekunden vergehen müßten, bevor er nach Verletzung seines Schwanzes ihn auf den im Gehirn gegebenen Befehl zurückziehen könnte.

Gründlich: Und wie lange dauerte es dann, bis ein Walfisch, sofern es einen so großen gäbe, durch seine Nerven eine Meldung von Berlin nach München brächte?

Naturfreund: Angenommen, man setzte die Entfernung von Berlin nach München zu rd. 600 km an, so wären das 600 000 m. Wenn nun der Reiz in 1 Sekunde

30 m zurücklegt, so wären 20 000 Sekunden zur Übermittlung des Zeichens nötig, das sind etwa $5\frac{1}{2}$ Stunden.

Rasch: Da käme ja ein Flugzeug rascher hin.

Naturfreund: Ja, das ist ganz richtig.

Rasch: Nun wohl; halten wir uns an die sehr viel größere Geschwindigkeit, mit der man telegraphisch Zeichen geben kann, so könnte man demnach in 1 Sekunde ein Zeichen übermitteln auf einem Kabel von 300 000 km Länge.

(Fortsetzung folgt.)

Von der individuellen Erziehung

Gedanken einer Mutter

Von Clara Priefß

Vor allen Dingen, sagte neulich in einer Gesellschaft mein Eischnachbar zu mir, müssen Sie Ihre Kinder möglichst individuell erziehen und behandeln. Glauben Sie mir, die meisten Geisteskrankheiten und nervösen Störungen stammen daher, daß beim kleinen Kinde die Persönlichkeit, die Individualität, verkannt worden ist. Wenn Ihnen Ihre Kinder heilig sind, so vermeiden Sie jede Schablone. Behandeln Sie ein jedes anders, eigenartig, und lassen alle sich frei ausleben.

Ich versuchte natürlich am andern Morgen sofort, den guten Rat zu befolgen. Ich gab dem Großen keinen Klaps auf den Mund, als er mit seinen naseweisen Bemerkungen ankam. Unsern guten Dicken, den Bequemlichen der Familie, ließ ich ruhig sich ausstrecken und nichts tun, soviel er wollte. Da, ich bemühte mich sogar, in meinen Strafen ganz individuell zu verfahren. Für dasselbe Vergehen strafte ich den einen, während ich den andern, bei dem ich ein zarteres Empfinden voraussetzte, nur mit einem vorwurfsvollen Blicke bestrafte. Ich ließ sie ihre sämtlichen Körper- und Geistesanlagen ungehindert entfalten. Sie malten, turnten und trommelten nach Herzenslust auf allen Möbeln, und balgten sich, wo und so viel sie wollten.

Der Erfolg dieses Verfahrens war ungeahnt schnell und groß. Nach ein paar Tagen herrschte völlige Umwälzung in unserem Hause. Obgleich ich den Kindern meine neue Lehre gar nicht erklärt hatte, begriffen sie sie sofort und setzten sie glänzend in die Wirklichkeit um. Unser Ältester, der entschieden zum Uebermenschenentum neigte, huldigte jetzt öffentlich den Grundsätzen: „Was schwach ist, sollst du stoßen“ — „wenn du zum Weibe gehst, vergiß die Peitsche nicht“. Seine ohnehin allzu gefühlvoll veranlagte Schwester kam infolgedessen gar nicht mehr aus den Tränengüssen heraus und ging fast am Mitleid mit sich selbst zugrunde.

So lebte sich jedes selbstherrlich aus und brachte seine besonderen Ungezogenheiten in wenigen Tagen zu erstaunlicher Blüte. Das verstand jedes sofort, aber begreifen wollte keins, daß auch die sämtlichen Vergehen individuell behandelt werden müßten, und warum es mehr Prügel oder weniger Ruchen haben sollte, wie sein zwar mitschuldiger, aber doch ganz anders gearteter Bruder. Deshalb suchte es sich an der scheinbar besser behandelten Individualität zu rächen, und jedes der Kinder ward ein kleiner Esau: „Seine Hand war gegen jedermann und jedermanns Hand wider ihn“.

Da sprach ich mit dem Vater, der abends müde aus dem Bureau heimkam. Seine kräftige Versicherung, daß diese ganze Handlungsweise entschieden unpraktisch und blödsinnig sei, gab mir die Kraft, sofort damit zu brechen. Am andern Morgen lehrten wir in einem großen, allgemeinen Strafgericht zu dem alten Kurs zurück.

Ich will nun durchaus nicht behaupten, daß meine Kinder seitdem besonders artig sind, aber so ungezogen wie bei der anderen Behandlung werden sie doch nicht.

Vielleicht liegt's auch nur daran, daß ich die individuelle Behandlung nicht verstehe. Ich war aber das älteste von achten, und meine Mutter hat mich auch nicht individuell erzogen.

Jemandem verständiger Mann, ich glaube, es war Lavater, schreibt einmal, es genüge, wenn die Erziehung dreierlei beim Kinde erreiche: „Gehorsam, Wahrheit, Ordnungsliebe“. Ich denke, der Mann hat recht. Es ist schon viel, sehr viel gewonnen, wenn wir unsern Kleinen die drei Hauptstücke beibringen: den Gehorsam, denn der kleine Menschenkopf muß sich beugen lernen, sonst tut's später im Leben gar zu weh, wenn der Eigenwille gebrochen wird. Dann die Liebe zur Wahrheit, den Abscheu vor der Lüge, sei sie nun gesprochen oder gelebt. Die Ordnungsliebe möchte dagegen fast unwichtig erscheinen und ist doch als praktische Grundlage fürs spätere Leben so unentbehrlich. Gerade von ihr gilt's auch: Was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr.

Jede Mutter, die diese drei Hauptsachen in der Erziehung der Kinder wirklich erreicht, sollte Gott danken. Dabei ist schon so viel zu tun, daß gar nicht viel Zeit und Kraft für alles andere bleibt. Denn das fortwährende Erzogen- und Vermahntwerden hält kein Mensch aus, und das „Nicht zuviel erziehen!“ sollte die goldene Regel in der Kinderstube bleiben.

Vielleicht gibt es Erziehtalente — sie sind aber auch unter den guten Müttern selten — die für jedes Kind einen andern Weg, eine andere Weise, eine wirklich individuelle Erziehung wissen und durchführen. Ein Irrtum kann gerade dabei sehr verhängnisvoll sein.

Ich meine auch, es kann keiner Kindesindividualität schaden, wenn sie Gehorsam, Wahrheit und Ordnung lernen muß. Das sind dann ein paar feste Stützen fürs Leben, zwischen denen sich allerlei lustiges Rankenwerk je nach Neigung, Bestimmung und Begabung der Persönlichkeit noch genügend entfalten kann und wird.

Hilwa

Roman von Richard Euringer

(2. Fortsetzung)

Und dann verschwand so langsam eins ums andere. Das Auto blieb wenigstens noch eine Weile, bis es auch vertauscht werden mußte gegen ein kleineres. Der neue Chauffeur war schon lange eingerückt und hatte einem dritten Platz gemacht, von dem Papa für alle Fälle selbst lenken lernte, Leonhard. Aber dann kam eine Zeit, wo auch der einrücken mußte, und endlich eine, wo nur das Puppchen blieb. Es war grau angestrichen, und niemand mochte es leiden. Es kam ein Sommer und wieder ein Sommer, der kaum eins der hellen weißen leuchtenden Segel sah, ohne die der See so tot, fahl und glasig da lag wie ein gebrochenes Auge, wie ein blindes Glas. Das Boot lungerte ungenutzt im Bootshause, und endlich kam es, vollends abgetaktet, zur Schonung in die Werft nach Starnberg. Was sollte es noch? Hätten auch nicht all die frischen jungen Leute gefehlt, mit denen es zuvor so lustig war, so hätte immer noch die Luft gefehlt. Es drückte so ein grauer Alp auf aller Welt, und wie man sein Brot zugewogen kriegte, so wurden einem die Behaglichkeiten zugeschnitten, einem immer soviel wie dem andern, und wer sich damit zufrieden geben wollte, der mußte zur Strafe wenigstens heucheln. Es war die Zeit, da Klinger beinahe bereute, sich ein Haus fernab von seiner Arbeitsstätte gebaut zu haben, denn die Eisenbahnfahrerei in unpunktlichen Zügen fiel ihm neben manchem andern auf die Nerven. Wenn er trotzdem und trotz gewichtiger wirtschaftlicher Sorgen ums große Allgemeine und das kleinere Eigene in seiner ruhigen, zuversichtlichen Liebe zu Heimat und Herd den Kopf hoch oben behielt, so spielte der alte Hellwig bei Standmusiken, Truppentransporten, Siegesfeiern und, letztlich, am Stammtische nicht nur den Soldatenvater, der einen als Leutnant bei den Schweren Reitern, den andern, vorläufig als Unchargierten bei der Fußartillerie stehen hatte, sondern darüber hinaus den Meistinteressierten, Bestinformierten, den Zukunftspolitiker und -strategen, der mit der Landkarte Europas umging, als sei sie sein Schneuztuch. Dabei unterstrich er seine Anteilnahme durch eine wirklich großzügige Opferwilligkeit, schickte ganze Waggonn bayerischen Bieres nach aller Herren Fronten, errichtete Liebesgabendepots, und stiefelte auch den Direktor an, ihm nachzutun. Damals erwuchs Hilwa eine neue und, wie sich zeigen sollte, folgenschwere Aufgabe. Klinger, der sich nicht genug danken konnte für die damaligen Reiseeinkäufe orientalischer Tabate, und rechtzeitig weiter vorgesorgt hatte, gab eine neue Zigarettenmarke, „Front“, aus, der aus technischen Gründen eine zweite, „Heimat“, folgte, die später in „Deutsche Heimat“ umgetauft wurde. Köstlicherweise stellte sich dabei heraus, daß die Marke „Front“ hauptsächlich in der Heimat, die „Deutsche Heimat“ an den Fronten abgesetzt wurde, beide übrigens genau dasselbe Fabrikat. Vielleicht freilich, weil die Marke „Front“, im Lande stark begehrt, in zahllosen Liebesgabenpaketschen an die Krieger draußen wanderte, die beide Marken dankbar nahmen oder kauften. Daß Hilwa sich planmäßig an der Verschönerung solcher Spenden beteiligte, kann nicht wundernehmen. Mit Emil fing es an, dann bedachte sie regelmäßig auch Wolf, Manfred, Onkel Otto, später, als Kurt ausmarschiert war, auch ihn, dann allerhand Kameraden von ihnen, ihre Burschen, ihre Schwadronen, Kompagnien, und dann eine Reihe von Briefschreibern oder Grüße Schickender, von denen sie kaum mehr als den Namen wußte. Manche aber auch dankten redselig, schütteten dem fremden lebenswürdigen Fräulein ihr Herz aus, baten um ein Bildchen, schickten ihr eigen Konterfei, krügelten ein paar beklemmende Sätze naher Todesahnung auf eine durchweichte Karte, oder verbissen hinter humorig schnoddrigen Worten unendliches Heimweh nach Frieden und Frauenglück. Dann kam wohl einmal ein Päckchen zurück mit dem lakonischen Vermerk: „Adressat gefallen“. Oder es machte einer Besuch, den Arm in der Schlinge, oder ließ Grüße sagen vom Operationsstuhl kurz vor der entscheidenden Marsoje.

So stand mit einem Male, sie wußte nicht, wie es gekommen, Hilwa inmitten eines Kreises von ernsten Gesichtern, die alle zu ihr aufschauten, die alle von ihr wußten, die an sie dachten, die für sie litten, ja von denen einige Heimweh nach ihr hatten, ohne sie je anders, als im Traume gesehen zu haben. Und sie hielt ihnen in ausgestreckter Hand ein weißes Päckchen entgegen, lächelnd, simpelfransig und lichtblond, ganz wie damals, als Meier von ihr träumte inmitten der gleißerblickenden Siloretta. Wo mochte der stehen? Sie hörte nichts von ihm. Emil hatte keine Ahnung, auch antwortete er nie auf die verstreuten kleinen Fragen in Hilwas Briefen, sondern schwablonierte in der Welt herum, fidel und munter, und wie man hier und da auf einem Bildchen sah, stramm

und elegant wie je. Aber merkwürdig, je heller sie hören lernte hinter diese kühlen männlichen Worte aus Schützengräben und hoher Luft, je erschütternder sie hinter diesen gleißerklaren Augen etwas spüren lernte von lautlosem Schluchzen, je mehr sie dieser todesfrohen Heiterkeit mißtrauen lernte, um so mehr verblaßte Emils knabenhafte Oberflächlichkeit vor dem hintergründigen Dunkel schwerer Gestalten. Oder trotz sie sich selbst? Klammernte sich an die Fäuste, die aus dem Dämter auftauchten, gleichsam schwörend oder betend, gleichsam hilferufend, um zu verschmerzen, daß seine schmale, armbandgeschmückte Hand ihr mehr und mehr entglitt?

Daß er ihr seine Ernennung zum Offizier zu schreiben vergesse, konnte sie nicht mehr mißdeuten, daß er nicht von ihr allein geliebt sei, wußte sie durch Äußerungen ihres Vaters, der seit einiger Zeit nicht mehr so gar viel für Emil übrig zu haben schien. Es war so gewesen: Doktor Krüger, der Rechtsanwalt, ließ nicht locker. Die erste Zeit nach der Mobilmachung hatte er sich wohlweislich zurückgezogen. Dann aber nutzte er die Stunde, da er zwar nicht im Glanze des Heldentums wie die an den Fronten stehenden Herren, dafür aber um so solidere Partie, militärfrei und gesekten Alters, hoffen durfte, günstig abzuscheiden. Eines Tages, nachdem er Frau Klinger des öfteren und mit Bedeutung versichert hatte, seine Verehrung für die nunmehrige Frau von Plessen habe einem Irrtum seinerseits ihre Intensität verdankt, erschien er zum Entsetzen aller leibhaftig in Grad und Zylinder mit dem zweiten Teile seiner gestrigen Erklärung: In Frau Lisa habe er die Ahnung alles dessen umworben, was ihm in köstlichster Erfüllung nun in Fräulein Hilwa vor Augen stehe. Er bete sie an, habe dabei eine Aufstellung der von ihm gewonnenen Prozesse bei sich, desgleichen genauen Nachweis seiner durchschnittlichen Jahreseinnahme, seines Vermögens.

Du meine Güte! Dieser Mensch war um so gräßlicher, als es ihm sterbensernst war, und Herr und Frau Klinger das lebhafteste Mitleid für ihn empfanden. Der Direktor versicherte ihn seiner vollendeten Hochachtung und Wertschätzung, aber er kenne seines Kindes Herz in dieser Richtung allzu wenig. Frau Mimi, der Hilwas Ruf: „Am Himmels willen, da kommt er daher!“ noch zu deutlich in den Ohren klang, um nicht alle Hoffnung für ihn aufzugeben, beteuerte ihm, Hilwa sei ein Kind, kaum entwickelt.

Ei was, ah wo! Er schien sich geschworen zu haben, heute nicht mehr abzugeben, ohne glücklicher Bräutigam zu sein, und wenn er lästig werden müßte! Da er sich auf Bedenkzeiten, brieflichen Bescheid und all dergleichen nicht entfernt einließ, sondern geradezu forderte, dem gnädigen Fräulein persönlich gegenübergestellt zu werden oder doch in dieser Stunde ihr eigenes Herz sprechen zu hören, so kam es dazu, daß Hilwa erst ihrer Mama, dann gleicherweise ihrem Vater die diplomatische Einleitung zur Erkundung ihres Herzens mit den Worten abschnitt: „Wie er sich nur nicht schämt, wenn ihn doch niemand will!“ Ein solcher Bescheid aber mußte, um gesellschaftlich möglich zu sein, irgendwie verzußert werden, und so glaubte sich Frau Mimi berechtigt, anzudeuten, daß ihrer letzten Tochter Herz ja eigentlich seit Jahren einem Jugendfreunde zugetan sei, wenn man auch nicht wisse, was und ob sich eines Tages etwas draus entwickle.

Ja! Doktor Krüger hätte nicht der Mann sein müssen, der er war, um sich zu beruhigen, solange noch ein Schimmer Hoffnung für ihn blieb. Er wußte von Emil; und er hatte sich rechtzeitig dessen Bruder Kurt gesichert, um sich die Bogenhausener Gesellschaft, in der die Damen Klinger sich bewegten, zu eröffnen. Kurt schäkte den Rechtsanwalt schon deshalb, weil Emil ihn bespöttelte. Nach der Verlobung Lisas mit Wolf von Plessen interessierte ihn geradezu der Mann, der, wie er hörte, so heiß um Lisa geworben hatte, und der noch heute, da sie ihm verloren war, so gut und vornehm von ihr sprach, die Kurt doch selbst einmal gern, sehr gerne hatte. Es tat ihm wohl, von ihr zu hören, und es tat ihm wohl, einen Menschen gewonnen zu haben, der zwar äußerlich nicht die repräsentabelste Figur machte, aber im Grunde ein guter weicher Lapp schien, der eine Frau schon glücklich machen konnte, wenn auch vielleicht nicht Hilwa.

An Kurt nun wandte sich der Rechtsanwalt sofort. Er fand ihn ärgerlich, daß er über dem dummen Krieg seine archäologischen Studien unterbrechen müsse, in einer Mannschafsstube des Fußartilleriekommandos. (Kurt hatte seinem Vater in seiner gewöhnlichen unangenehmen Art erklärt, die schwerste Reiterei sei ihm noch zu leicht!) Um sich kurz zu fassen, da Kurt mitten im Abmarschtrubel steckte, strich ihm Krüger seine ganze Sache glatt in den

Mund und bat den nicht einmal Verwunderten um lebenswürdige Auskunft, ob Emil Hellwig vermutlich, wahrscheinlich, überhaupt und so Fräulein Klinger liebe . . .

„Sehen Sie,“ sagte Kurt, „wir Brüder verstehen uns schlecht, vielleicht weil wir uns eigentlich alle beide schätzen. Aber Sie dürfen nicht glauben, daß ich hinter seinem Rücken . . . gut, wir verstehen uns. Ich weiß auch, Sie brauchen mir das nicht erst zu versichern, daß Sie ihn in seiner Abwesenheit nicht schädigen wollen . . . (Krüger machte ein Gesicht, das sagen mochte: „Seh' ich so aus, als ob ich Emil Hellwig schädigen könnte?“) Tatsache ist, daß sich beide irgendwie mögen, und Tatsache ist, das unter uns, daß meine Mutter vielleicht ganz gerne sähe, wenn und so weiter. Tatsache ist aber auch, wenn ich irgend was von meinem Bruder verstehe, daß er sich in den nächsten Jahren nicht binden wird, wenn er sich nicht ganz umkrepelt. Emil ist . . . wie soll man sagen . . .“

Krüger glaubte, klar zu sehen. Er drang nicht weiter in den Bruder, um ihn nicht dazu zu verleiten, irgend etwas von dem Ange deuteten zurückzunehmen oder unlieb auszudeuten. Er beruhigte ihn im Gegenteil darüber, daß ja immer die freie Wahl des gnädigen Fräuleins den Ausschlag gebe, und sie schieden herzlich und mit guten Wünschen für die Zukunft. Hierauf ließ sich Krüger anlegen sein, da und dort Bündigeres über Emil Hellwigs Liaisonen zu erkunden. Feinlich blieb ihm dies Geschäft trotz allem, aber es galt sein Lebensglück. Von Emils Hausfrau erfuhr er auf eine unverfängliche schriftliche Anfrage, die sehr wohl im Dienste ihres früheren Mieters erfolgt sein konnte, die Adresse von Frau Sibyl, wenn auch nicht mehr, und eines schönen Mittags wartete er dem Direktor (in dessen Bureau) mit der Bitte auf, ihm entwideln zu dürfen, warum Herr Hellwig wohl als ernsthafter Konkurrent nicht zählen dürfe. Darauf schmiß ihn Klinger hinaus. Als aber kurz nachher Manfred von Plessen wieder einen seiner stürmischen Briefe an Hilwa durch eine regelrechte, herzlich gut gemeinte Fürbitte Lisas und Wolfs unterstützen ließ, hielt sich der Direktor für verpflichtet, ihr halbwegs merken zu lassen, von Emil sei vielleicht doch nicht so alles zu erwarten. Und als Hilwa, der auch nicht mehr so jede Regung an der Nasenspitze abzulesen war, weiterhin über Manfreds Werbung lachte, fiel das Wort, Emil sei ein Schmetterling. Und dann wurde Hilwa undurchdringlich, wie es Lisa einst geworden war, und dann kam Emil plötzlich in Urlaub, kam strahlend, blühend, gesund, im Sturm alles wieder an sich reißend, und es knisterte zwischen diesen beiden jungen Menschen, daß jeden Augenblick der Funke überspringen mußte und alles lichterloh in Flammen stand, und dann verschwand er wieder, jäh, wie er gekommen, schrieb einmal eine Karte aus Warschau, nett, munter, fidel und guten Muts . . . Und dann fiel das Wort: „Windhund!“

Hilwa überschrie es mit dem Jubel, um ihr gutes, gutes, gutes, süßes Brüderle! Hopp, hopp, hopp, reite, reite, reite! Reite auf die Freite!

Seht das Pferdchen sich in Trab,
wirft das gute Schnucki ab! Ahhhhhhhhh!

Und dann lachte Schnucki und gab der falschen Mutti viele gute Ci-Ci-Ci-chen.

Währenddessen vergaß Emil Hellwig seine unvergeßliche Germaine über einer raffigen kleinen Polin, auf deren lächelnden Vorwurf, daß er die Frauen seiner Feinde liebe, er sie leuchtend in sein Geheimnis einweihte, er liebe, was er habe! Und da sie als einzige von allen Frauen dies Verständnis ertrug, ohne ihn treulos zu finden, so erzählte er ihr in knabenhafter Zärtlichkeit auch von Hilwa, die so blond sei wie die Sonne. Von Hilwa, die ihn liebe, wie alle Frauen ihn liebten, von Hilwa, die er einmal, vielleicht, vielleicht zu seinem Weibe machen werde. Aber bis dahin sei noch gute Zeit, und sie könnten sich noch viel, viel, viel lieb haben, sie zwei beide!

Die kleine schwarze Polin aber strich ihm durchs blonde Haar und sagte, er dürfe nie heiraten, nie, nie, hörst du; er werde seine Frau tief, tief unglücklich machen. Und als er, ein wenig betroffen, fragte, warum denn in aller Welt, wußte sie nichts zu sagen und konnte ihn nur küssen.

Graf Gregel stand seit Jahr und Tag nicht mehr im Verbands seines Regiments. Aus dem pfpaffenfrommen, leichtglänzigen Rittmeister war ein pfpaffenfrommer, reichlichglänziger Major geworden, der, von einem Kommando zum andern geschubst, offenerzig eingestand, man habe ihn rausgeekelt und könne ihn nirgends brauchen. Er hatte Gasturke mitgemacht, war Ordonnanzoffizier gewesen, Quartiermacher und Graberoffizier. Überall hatte man ihn außerordentlich gern, aber sobald die Unterorgane versagten, klappte die Sache schlecht. Und das ging nun einmal auf die Dauer nicht. Dabei war niemand unzufriedener mit ihm als er selbst; denn er war und blieb ein anständiger Kerl, der im stillen vor sich selber maßlos unter seinem Unvermögen litt. Er nahm den ganzen Krieg keinen Urlaub, obwohl es keinem je so lächerlich leicht gemacht wurde, und, hatte er sich die ersten Jahre, mitgerissen von der all-

gemeinen Hochflut, leidlich seelisch über Wasser gehalten, so fühlte er sich mehr und mehr versumpfen und verdumpfen, als der große Zweifel um das Ende anfang, schwer auf ihm zu lasten. Er liebte Deutschland und seine südliche Heimat über alles, er liebte die Eradition, die Armee, die Gesellschaft, und nun er, früher als manch anderer, der über angestrengter Tätigkeit, restlosem Einsatz und dem starren Blick auf die nächste Viertelstunde nicht Muße fand, die dunklen Wolken über sich zu beobachten, all dies Geliebte fürchterlich bedroht sah, ohne daß er selber helfen, schützen, retten konnte, blieb nur die Betäubung. Zu jagen gab's nichts mehr, zu reiten gab's nichts mehr, die liebsten Kerle unter den Kameraden waren anständig gefallen, die Berichte klangen flau, vor denen daheim schämte er sich als schäbiger Ortskommandant. So blieb denn einstweilen nur die Flasche. Und der Ekel. Und dann brach immer wieder der anständige Kerl durch und er bettete um ein Bataillon. Schließlich um eine Kompagnie irgendwo in irgendeinem gottverfluchten Dreckloch, nur um einen Haufen um sich zu haben, vor dem man Haltung bewahren mußte, hatte man auch sonst von Luten und Blasen keinen Schimmer.

Graf Gregel bekam seinen Haufen, aber nicht, ehe er noch etwas Bodensatz geschmeckt. Niemand erfuhr davon als einer, und dem wurde es Schicksal: Hauptmann Otten, ein Hannoveraner, der als Ia im Generalstabe seiner Division fungierte.

Graf Gregel hatte — es war im Frühjahr 1918 in der Champagne — noch ein paar Bullen Chambertin gerettet, die sollten beim Abschied draufgehen. Es wurde ziemlich getrunken, und als Gregel bei einbrechender Dunkelheit den paar Kolonnenontels Lebewohl gesagt und seinen Landstürmlern noch besonders herzlich die Hand gedrückt, um in einem armseligen Wägelchen zur Division vorzufahren und sich zu melden, befand er sich in ziemlich weicher Stimmung. Die Straße war miserabel, ausgefahren und durchweicht, die Fahrt bei empfindlicher Kälte trübselig genug. Das Traurigste war, daß er seinen Ludwig nicht hatte mitnehmen dürfen, einen alten Landstürmmann, der Burschendienste bei ihm versehen hatte, aber beim besten Willen und ergebenster Anhänglichkeit für den Graben nicht taugte. Das Wägelchen durfte nur bis zu einer bestimmten Stelle vordringen, wendete hinter einem zerflossenen Gehöft, und der gute Graf tappte, sein Nützigstes in einem Rucksack, den er am Arm trug, den Rest des Wegs ins rieselnde Dunkel hinein. Vorn war es ziemlich ruhig, weiter im Norden rumorte es lauter und geisterten Lichter, südwestlich hob der typisch rote Widerschein eines fernen Brandes die starren Kulissen des Horizonts.

Bei der Division nahm Otten, dessen schwarzen Kopf Graf Gregel schon kannte, seine Meldung entgegen, stellte ihn seinem Stellvertreter vor, einem hageren, jüngeren Herrn, der bei mäßiger Beleuchtung über der großen Stellungslatte saß, zog seine Uhr, die 10 vorüber zeigte, schlüpfte in seinen Mannschaftsmantel, nahm einen verbeuten Stof von der Wand und eröffnete dem neugeborenen Kompagnieführer, daß er ihn persönlich zu seinem Abschnitt begleiten werde. Gregel war todfröh, in dieser Stunde einen Menschen zu finden, den er kannte und schätzte. Es tat ihm wohl, daß der jüngere Generalstabler, der als ausgezeichnete Arbeiter von einiger Zukunft galt, und in dessen Knopfloch die Schwerter des Hohenzollernhausordens steckten, ihn als Rangälteren mit einer Selbstverständlichkeit respektierte, die er nicht mehr so ganz gewohnt war, zumal von Herren, die seine Qualifikation so genau kennen mußten wie Otten. Bald trugen sie, jeder an einem Träger, den Rucksack gemeinsam, und Otten versuchte, dem Major ein knappes Bild der Lage und seiner künftigen Tätigkeit zu geben. Er war leidenschaftlicher Infanterist, hatte so ziemlich den ganzen Feldzug als Kompagnie- und Bataillonsführer vorderster Linie mitgemacht, und auch jetzt nahm er jede Gelegenheit wahr, die persönliche Führung mit den vordersten Leuten aufrechtzuerhalten. Ja, es klang etwas durch, als beneide er den Grafen ein klein wenig um seinen künftigen Posten.

„Sie dürfen mir glauben,“ sagte Gregel, „meine Kerle mögen mich vom ersten Tag ab! Und wenn man mir genau sagt, was ich soll, so mach ich meinen Laden so gut wie jeder andere!“ Otten sagte: „Warum auch nicht?“ Dann sagte er: „Hergott, hätt' ich bloß was zu rauchen! Haben Herr Graf nicht ne Zigarre?“ Und er meinte, die Herren hinten seien wohl nicht so knapp.

Leider, leider! Gregel hatte keine. Aber Durst hatte er bekommen von dem ungewohnten Marsch, einen Hundedurst. Dann lachten sie, und Otten sagte, rauchen sei seine Leidenschaft, und er werde nicht ganz über sie Herr, freilich bekämpfe er sie höchstens durch Mangel, und zwar ganz einfach, weil Rauchen in allen Lagen des Lebens die Ruhe bewahren helfe, auch weil ein Raucher, das lasse er sich nicht nehmen, genügsamer im Essen sei. Ein paar dunkle Gestalten überholten sie, Mannschaften, die mit umgehängtem Gewehr nach vorne marschierten. Da sagte der Graf, und er zwinkerte mit seinen verschwommenen Augen Otten ins Gesicht: „Halten Sie mal einen Moment!“ Und er blieb stehen, langte in seine Brusttasche, zog ein silbernes Etui heraus und sagte,

ohne es zu öffnen: „Daß ich nicht lüge: eine Zigarette hab ich übrigens. Aber die kann ich Ihnen leider nicht anbieten . . .“

Ja, anbieten könne er ihm jede!

Anbieten könne er sie ihm, richtig. Aber er werde sie nicht nehmen, wenn er ihm erzähle, was es damit auf sich habe.

„Ja,“ lachte Otten, „geben Sie ruhig mal her, und dann erzählen Sie los!“ Und nun vergaß Graf Gregel, daß sein Begleiter allein den Rucksack trug und fing an zu erzählen, immer das geschlossene Etui in der Hand, den Blick ins Dunkel gebohrt, als suche er eine ferne Gestalt, ein wenig keuchend, zuweilen jäh stehend bleibend, zuweilen jäh stolpernd. Und er erzählte ihm von einer blonden Frau — er sagte immer Frau —, die ihm manches Päckchen solcher Zigaretten geschickt habe, bis er ihr seine Adresse verschwiegen habe, weil er sich schämte.

Wieso denn? Wieso denn? Dann lachte er, und dann erzählte er wieder. Nein, er mußte jetzt reden, er mußte jetzt weiterreden. Er hatte jetzt einen Menschen, da den schwarzen Menschen neben sich, dem er erzählen konnte.

„Nicht so laut!“ sagte Otten. Sie hatten die Mannschaften wieder eingeholt. Da hielten sie wieder ein wenig. Und Otten mußte weiterhören von der blonden Frau. Es war immer daselbe. Daß sie blond sei, ganz lichtblond und unschuldig, ganz unschuldig. Und wie er zweimal mit ihr getanzt und im Wagen mit ihr geseßen hatte in einer Winternacht. Und wie er dann in Schnee und Sudel stundenlang die öde Landstraße hin marschiert war. Fast wie heute.

Ja, ob sie denn verheiratet sei oder . . .

Verheiratet? Da lachte er wieder. Verheiratet? Er wisse nicht. Sie sei doch ein Kind, ein unschuldiges Kind.

Otten dachte ärgerlich: „Er hat getrunken!“ So ein Mädel mußte schlimmstenfalls doch irgendwie zu haben sein, Donnerwetter noch einmal!

Zu haben? Aee, zu haben sei sie nicht. Zu heiraten? Aee, zu heiraten sei sie auch nicht. Wenigstens für ihn nicht! Und nun mußte Otten eine unappetitliche Geschichte mit anhören, wie er sich — oh, es sei noch nicht so lange her! — an einer dieser französischen Säue versucht habe, die ihm zum Speien seien, wenn er nicht etwa getrunken habe oder melancholisch sei . . .

Otten ärgerte sich weniger über die Aufdringlichkeit dieser Intimitäten — er hatte im Nebeneinander der Todsgemeinschaft mit aufgewühlten Menschen in ausgewählten Stunden schon anderes mit angehört —, als über die Weinerliche Schlappheit eines ausgewachsenen Mannsbilds. Schließlich heulte sowas aus . . .

Heulte aus? Ja! Da lachte er wieder. Natürlich heulte sowas aus. Aber das sei es nicht. „Wenn Sie diese Frau kennen,“ sagte er, — er sagte auch jetzt wieder Frau, als finde er kein anderes Wort für sie — „so würden Sie verstehen, daß ein alter . . . will sagen: Kavaliere wie unsereiner da dran nicht tappen darf! Da dran nicht! Hören Sie!“ Es klang wie eine Drohung. Und dann lachte er plötzlich und veränderte seine Stimme mit einem Schlag, als stünde da ein anderer Mensch, der sich alles dessen schämte, was er gebeichtet, und sagte: „Und bürgerlich, zum Teufel, ist sie auch!“

„Na, das eher!“ sagte Otten. Da kamen sie in Strichfeuer, mußten eine Strecke laufen, endlich sich hinlegen und decken.

Und wie war das mit der Zigarette?

Mit der Zigarette? Das sei die letzte. Die habe er sich aufgehoben. Die sei so was geworden wie ein Talisman.

Schon faul.

„Abrigens,“ sagte der Graf, „wenn Sie sie jetzt noch wollen, biete ich sie Ihnen an!“ Und er öffnete, nahe neben Otten liegend, sein mattsilbernes Etui.

Otten nahm die Zigarette, deren halber Tabak schon ausgebröckelt war, duckte sich, und zündete sie an. Der Major starrte auf das glimmende Päckchen, sprachlos, wie auf ein grauenvolles Wunder . . .

Sieben Tage später reichte das Regiment Major Graf Gregel wegen hervorragender Tapferkeit und Umsicht bei Abwehr eines nächtlichen Handgranatenangriffs zum Eisernen Kreuz erster Klasse ein unter gleichzeitigen Vorschlag, ihm das erledigte 2. Bataillon, das ihm vorläufig anvertraut worden sei, ordentlich zu übertragen. Otten sagte „Voilà!“

Andern Morgens sah er über der Meldung: der gestern zum Eisernen Kreuz erster Klasse vorgeschlagene Major Graf Gregel sei an der Spitze eines Stoßtrupps ehrenvoll gefallen. Was er an Papieren bei sich geführt habe, folge in Anlage. Um die Weiterbeförderung der Papiere und des sobald wie möglich folgenden Handgepäckes an die Angehörigen, deren Benachrichtigung das Regiment selbst unternehme, bitte die Dienststelle.

Unter den Papieren fand Hauptmann Otten von Fräulein Hilwa Klingers Hand eine Karte, deren Datum anderthalb Jahre zurücklief.

Acht Tage später brachte Direktor Klinger seiner Tochter einen Brief mit aus der Fabrik, der an „Fräulein Hilwa Klinger, Pasing, genaue Anschrift bitte feststellen“ adressiert war.

Betroffen las sie darin das Folgende:

„Verehrtes gnädiges Fräulein!“

Wenn ich, gedrängt durch ein eigenartiges Erlebnis, dessen tiefen Eindruck auf mein Innerstes auch die darauffolgenden lebhaften kriegerischen Ereignisse nicht abzuschwächen, geschweige denn zu verwischen vermöchten, Ihnen die letzten Grüße eines ehrenvoll Gefallenen übermittele, so hoffe ich, doch wenigstens nicht zugleich Unheilbote zu sein. Ich erwarte zuversichtlich, daß Sie bereits in den Tagesblättern gelesen haben, daß Major Graf Gregel, beneidenswert tapfer und soldatisch schön an der Spitze eines Stoßtrupps in glänzendem Angriff gegen französische Abteilungen den Heldentod gefunden hat. Der Zufall oder eine Fügung wollte, daß ich die letzten Stunden mit diesem ausgezeichneten Manne verleben durfte, ehe er in den Graben stieg, der nun sein Grab hat werden sollen. Dabei hatte ich es für meine Herzenspflicht, Ihnen zu sagen, daß sein letzter Gedanke sowohl wie seine letzten Worte Ihnen, verehrtes gnädiges Fräulein, gegolten haben, Worte so voll abgründiger Verehrung, daß ich sie zwar nicht wiederholen kann, aber um so mehr mich berechtigt und verpflichtet weiß, Ihnen von der dahinter stehenden Gesinnung Nachricht zu geben, als ich vermuten darf, daß Ihnen der Gefallene persönlich nicht näher gestanden hat.

Könnten Sie es mir verzeihen, wenn ich mir die Freiheit nehme, Ihnen und Ihren verehrten Eltern anlässlich eines vernünftlich baldigen, kurzen Urlaubs das Gesagte mündlich zu bekräftigen, so dürfte ich Sie schon heute meiner ergebensten Dankbarkeit versichern.

DivStQu.

Otten, Hauptmann i. Gen.Stb.“

Am einem Dienstagabend erhielt die Witwe des hannoverschen Premierleutnants a. D. Otten, Hannover, Bleichenstr. 7, II, einen Brief, aus dem sie, den Zwider leicht zitternd vor die Augen haltend, am Erkerfenster las:

„Liebste Mutter!“

Alles wohlauf und gesund. Komme nicht 14., sondern einige Tage später, vielleicht 17. Fahre über München, wo ich eine dringende Zusammenkunft habe, die für meine Zukunft von Bedeutung werden kann. Nichts Unangenehmes, im Gegenteil. Alles Weitere mündlich. Danke tausendmal für deinen Brief vom 5. Die arme Poppie. Daß Du schon im Freien sitzen kannst, wundert mich recht. Wir haben hier noch tüchtig kühl. Also auf Wiedersehen! Komm nicht auf die Bahn, es sei denn, ich schreibe die genaue Zeit!

Tausend Liebes!

Ernst Au . . . (Schndörfel), DivStQu. 9. 4. 18.“

Am 16. April ein neuer Brief:

„München, Erzelsior-Hotel, 16. 4. 18.

Liebste, liebste Mutter!

Erschrick bloß nicht! Alles herrlich! Ich bin so gut wie verlobt! Was sagst du? Sieh dir einsteilen mal das Bild an! Aber man kann das nicht photographieren, worauf es ankommt! Das ganze ist ein Roman, aber was für einer! Das andere ist das Landhaus, wo sie wohnen. Direktor einer großen Fabrik. Weltbekannte Firma. Wundervolle Leute. Du müßtest da sein! Liebste Mutter, ich kann jetzt noch nicht weg. Könntest du kommen? Es ist doch, weil die Zeit knapp ist. Ich sollte, aber sei nicht böse, am sechsundzwanzigsten spätestens wieder draußen sein. Siehst du, schon mußt du opfern! Aber du wirst gerne, gib acht! Du wirst begeistert sein! Es ist übrigens nicht äußerlich entschieden, aber es kann anders gar nicht kommen. Sie hat mir noch nicht gesagt, ob sie mich möchte. Kein Wort, aber ich glaube, daß sie dergleichen überhaupt nicht sagen kann. Sie ist, schätz ich, kaum zwanzig, rund ein Duzend Jahre jünger als ich, aber was schadet das! Ihre Mutter sieht aus, als sei sie ihre Schwester, und sie hat ein ganz kleines Kerlchen von Brüderlein. Komm doch, wenn es irgend geht! Adresse steht auf dem Bild. Ich hol dich natürlich ab. Telegraphiere, hörst du? Es tut dir ganz gut. Mach dich klein wenig hell, zur Verlobung! Ha! Herrgott, wenn das Vater noch erlebte! Was noch? Der Brief muß zur Bahn! Ich bin selig wie ein Junge! Bring doch paar Einknopffragen mit! Im Waschtisch unten ganz rechts! Da lagen sie letztesmal. Die graue Schachtel!

Dein schwarzer Au . . .“

Der silberne Zwider, den die Dame im schwarzen Seidenkleid vor ihre kurzichtigen Augen hielt, zitterte in den mageren Fingern . . .

Wenn er Einknopffragen brauchte, so mußte er sie auch bekommen; darüber war kein Wort zu verlieren. Wenn er in München aufgehalten worden war und also nicht einfach in sein Zimmer gehen und die graue Schachtel aus dem Waschtisch nehmen konnte,

so durfte kein Mensch sich wundern, daß er mit den paar im Handgepäck nicht reichte; denn er hatte ja wohl gerechnet, am vierzehnten in der Bleichenstraße zu sein. Oder hatte er anders gerechnet? ... Nein, nein, er hatte klipp und klar geschrieben: „Am vierzehnten!“ Und wenn Ernst August Otten schrieb: „Am vierzehnten!“ so kam er nicht eine Minute später, nicht eine Minute früher, sondern am vierzehnten, wie er geschrieben. Aber nun war eben etwas dazwischengekommen, und er mußte die Einknopfstragen schon haben. Und am sichersten schickte man ihm gleich ein halbes Duzend; denn bis zum sechsundzwanzigsten ... Frau Otten zählte an den Fingern ab, wieviel Tage da noch blieben. Sagen wir acht Tage. Ein halbes Duzend schien ja reichlich; aber, was er hatte, hatte er, und vielleicht blieb er auch länger ... Und im schlimmsten Falle würde sie ihm dort ja etwas aufheben bis zum nächstenmal ... Ja, vielleicht sollte sie ihm überhaupt den großen Koffer schicken. Bei solchen Fabrikanten ging es hoch her, da mußte man sich schon ein bißchen fleiden ... Besonders in einem so großartigen Hause.

Frau Otten schloß ihren Sekretär auf und entnahm einem Fach die Schlüssel zu den Sachen ihres Sohnes. Dann trat sie auf den düsteren engen Gang hinaus, sperrte sein Zimmer auf, zog den gelben Vorhang in die Höhe, der die Tapeten vorm Bleichen schützte, wenn Ernst August nicht daheim war, entnahm die große Schachtel der unteren Waschtischschublade, stellte sie einstweilen auf die Matmorplatte, schob die Lade zurück, versperrte, setzte den Zwider auf und überzeugte sich durch einen Fingerwisch, daß schon wieder Staub auf dem Schreibtisch liege, jenem echt eichenen Diplomaten-schreibtisch, den sie ihrem Sohn zu Weihnachten neunzehnhundertdreizehn geschenkt hatte. Der Möbelschreiner hatte ihr geraten, doch einfach gebeizte Tanne zu nehmen oder irgendeine Furnitur; Eiche sei nun einmal billiger nicht zu liefern. Aber Frau Otten war bei schwerer Eiche geblieben, und auch dabei, daß sie ein fertiges Stüd nicht nehmen möchte. Sie wollte es unter ihren Augen entstehen sehen und wissen, was sie kaufte. Und galt es eine Anschaffung fürs Leben, so behielt schließlich immer wieder ihr eigener Vater selig, der Amtmann, recht, der den Grundsatz hochgehalten hatte, das Kostbarste sei stets das Wohlfeilste auf der Welt. Und wenn sie auch ihrem Sohn nie die wirkliche Summe verraten hatte, sondern nur zwei Drittel, so durfte sie, gerade, wie die Zeiten liefen, ihren Einkauf nicht bereuen.

„Den kannst du noch haben,“ hatte sie zu ihm gesagt, wie er ihr immer wieder die Hände drückte, der große schwarze Junge, damals neben dem weißgedeckten Tischchen, worauf die silberfaden-behangene kleine Tanne stand, „den kannst du noch haben, wenn du General bist.“ Und sie waren den ganzen heiligen Abend zusammengeblieben, obwohl doch die ledigen Kameraden im Kasino feierten, und er hatte ihr die schwarze Seide zu dem Kleid geschenkt, das sie noch heute, auch heute trug. Und sie wollte es auch weiter tragen, und wenn es einmal den Weg allen Fleisches geben sollte, ein anderes schwarzes, wie sie es seit ihres Mannes Tod gehalten und halten würde bis zu ihrem eigenen Tod. Das durfte er ihr nicht verübeln; „ein wenig hell machen“ konnte sie sich nicht. Das mochten junge Mädchen tun, Zwanzigjährige, nicht alte Pensionistinnen. Aber er hatte es wohl gar nicht so gemeint. Wenn man sich eine neue Heimat wählt, so läßt man seine Mutter ein, natürlich. Und wenn sie dann nicht kommt, so hat das nichts weiter auf sich. Schließlich erwachsen die Söhne einmal und gehen ihre eigenen Wege. So muß es auch sein. Und wenn man vielleicht meinte, man hätte das bißchen Vertrauen verdient, so etwas in seinen Anfängen mitzuerleben, man hätte vielleicht hören dürfen: „Mutt, ich habe da und da einen Menschen kennengelernt, heute, gestern, der mir dein bißchen Liebe und Pflege aufwiegt ...“

Nein, Frau Otten hatte keinen Grund, zu weinen. Sie sperrte nur den Kleiderschrank wieder zu; das Globol schien gut zu sein und es roch bei weitem nicht so widerlich wie Naphthalin. Und für Freitag in acht Tagen hatte sie Frau Stenichen bestellt, die ganzen Kleider wieder einmal tüchtig durchzuklopfen. Den Staub vom Schreibtisch nahm sie sorgsam mit einem Luche auf, dann ließ sie den gelben Vorhang wieder herunter, faßte die Kragenschachtel und schloß eben die Türe, als Frau Bahrdr und ihre Tochter heimkamen.

Regina trug einen hellen Frühjahrshut, den Frau Otten an der Tochter ihrer Mieterin nicht kannte, und fragte mit einer Lebhaftigkeit, ob „er nun da“ sei, als gehe sie das irgend etwas an. Frau Bahrdr drückte die Hand auf die Brust, da sie offenbar zu rasch die drei Treppen heraufgestiegen war. Wozu das alles?

„Nein,“ sagte Frau Otten, „ich kann es Ihnen ja sagen, mein Sohn kommt nämlich überhaupt nicht.“

...? Gut, daß der Gang so finster war! Aber Frau Otten setzte plötzlich aus irgendeinem Grunde den Kniefer auf die Nase, ließ Fräulein Regina, die flammrot übers ganze Gesicht, unter gesenkten Wimpern nach ihrer Schirmspitze starrte, nicht aus den Augen, und stieß geradezu hervor: „Er hat sich doch verlobt!“

„Sooo?“ sagte Frau Bahrdr. Und da sie keine Silbe mehr von sich gab, aber auch nicht nach ihrem Zimmer ging, erzählte Frau

Otten mit liebenswürdiger Heiterkeit, ja, ja, das sei eine alte Geschichte, und es habe sich nun glücklich entschieden. Ein bildhübsches Geschöpf, seine Braut, und daß Geld da sei, sei am Ende kein Unglück. „Mein Sohn hat eine glänzende Karriere vor sich“, sagte sie, „und muß bei der Wahl seiner Lebensgefährtin ja auf so vieles sehen. Uebrigens handle es sich bei dem jungen Paar um eine reine Neigungssache. Schade,“ sagte sie, „daß Sie ihn nun nicht kennenlernen, ich darf wohl sagen, er ist ein bezaubernder Mensch, und Sie sollten nur mal lesen, was sie von ihm schwärmt! ...“

„Ach, da gratuliere ich aber!“ sagte Frau Bahrdr, „da gratuliere ich aber!“ Das klang sonderbar unfeistlich. Bangte sie wohl, ihre Zimmer zu verlieren, oder ...

„Sie entschuldigen!“ sagte Frau Otten, „ich muß noch rasch an die jungen Leute schreiben, und ...“

„Aber natürlich, natürlich ...“

Nein, sie schrieb nicht. In seinem Briefe stand doch auch, daß sie telegraphieren solle. Das kostete ziemlich mehr, aber wenn er es wünschte, warum es nicht tun? Ein paar Zeilen konnte sie immer noch in die Kragenschachtel einlegen, damit sie dort ja nicht etwa warteten auf die alte Witwe Otten aus der Bleichenstraße. Sie würden schon nicht warten. Und sie wollte ihm auch ganz klar sagen, daß es nicht der Reisefosten wegen sei; denn wenn sie etwa damals nach dem Schreibtischkauf monatelang kein Gebäud zum Nachmittagskaffee genommen hatte, und wenn sie sich auch nicht in ihren alten Tagen noch dazu entschließen konnte, vor wildfremden Leuten als powere Alte aufzutreten, so sollte er doch wissen und eben jetzt erfahren, daß sie nicht einen Pfennig all seiner Familienzahlungen aus dem Felde für sich aufgewandt, sondern die runde Summe für ihn selber aufgespart habe als Bankguthaben oder Kriegsanleihe; er brauche nur darüber zu verfügen.

Das Telegramm ging noch denselben Abend ab: „Herzlichsten Glückwunsch! Kragen unterwegs. In Liebe Deine Mutter.“

Das Paketchen indessen folgte erst anderntags, da es gerade um 7 Gramm zu schwer geworden war, wahrscheinlich durch das starke Packpapier. Aber das ließ sich ändern; ein Kragen blieb zurück, und so stimmte es bequem nach dem Tarif.

Klinger fühlte selten, sehr selten einmal das Bedürfnis, sich einem Menschen gegenüber auszusprechen; sein Leben lief glatt und hell dahin, beschwingt von einer durchaus glücklichen Natur, die alles beim rechten Namen nennt und sich mit Grillensfangen nicht abgibt. Und dann hatte ihm sein guter Engel ja diese wundervolle Frau geschenkt, dieses Kleinod von einem Menschen, der ihm Geliebte war und Kamerad so gut als Mutter seiner Kinder.

Man setzte sich zusammen in die Plauderedek, Arm in Arm, guckte seinem Stammhalter zu, wie er den roten Hampel mit dem Kopfe wackeln ließ, der prächtige kleine Hofenheld, nickte sich zu, und brauchte gar nicht viel zu sagen, um alles zu teilen, was der Tag gebracht. Oder man machte seinen Gutenachtgang ums Haus, besprach friedlich Lisas Nachrichten, die sich so glänzend mit der „Pommeranze“ verstand, wie Philipp seine resolute Pommerin zu nennen pflegte, erwog auch wohl Geschäftliches, Bankangelegenheiten, wie etwa damals die auffallende Zurückhaltung des alten Hellwig, als die neuen Aktien ausgegeben wurden, scheuchte sich kleine Sorgen durch ein paar klare, vernünftige Worte von der Stirn, oder vergaß auf einen flüchtigen Verdruß, wenn man, Galoschen an den Füßen, unterm gemeinsamen Regenschirm durch raschendes Buchenlaub stapfte, drunten im Waldweg. Und da eins das andere mit der Geiztheit flüchtiger persönlicher Verstimmung verschonte, einen kleinen Ärger, eine Laune, eine unerquickliche Nerventregung für sich zu verwinden bestrebt ist, so übertrug sich dergleichen nicht nur nicht auf den Gefährten, sondern vererbte vollends in dessen Unbekümmertheit. Freilich barg die schöne Übung solch zärtlicher Rücksichtnahme die bedrohliche Möglichkeit, daß man sich des lieben Friedens wegen eines Tages angesichts der überraschenden Entdeckung fände, man trage sich mit ungeteiltem Schmerz herum, nein, trauriger: man sei sich unmerklich ein wenig fremd geworden. Und wenn Direktor Klinger in den Tagen nach Hilwas Verlöbnis mit Herrn Hauptmann Otten, besonders aber nach dessen plötzlicher Abreise, jäh nach irgendeinem Ohr verlangte, vor dem er einfach reden und seiner widersprechenden Empfindungen Meister werden dürfte, so brauchte es kein Tadel gegen seine Frau zu sein.

Selbstamerweise fiel ihm Meier ein, jener ungeschlachte Meier mit dem Stiftenkopf, der so wohlthuend durch seine scharfen Gläser schmozte, wenn man ihm die Hand auf die Schulter legte und sagte: „Kommen Sie, jetzt rauchen wir eine Zigarre!“

Was möchte er wohl erwidern, wenn man ihm einmal so richtig sein Herz ausschüttete und sagte: „Mein lieber Herr Meier! Meine Frau findet unabänderlich, daß Sie keine Kinderstube haben, aber davon wollen wir nicht reden; denn es handelt sich wirklich nicht um Sie. Vielmehr um einen gewissen Herrn Otten, einen zweifellos hochanständigen Mann von Qualitäten, gegen den bestimmt nichts einzuwenden wäre, kostete mich die Geschichte nicht mein letztes Mädel! Wie so?“

Da sehen Sie, da fragen Sie mich viel! Mit einer leicht romantischen Vorgeschichte setzt es ein, in der eine letzte Zigarette und ein paar letzte Worte ihre Rolle spielen, dann sind zwei Seiten ausgerissen, so daß kein Mensch draus klug wird, und dann folgt die Nachgeschichte: zwei junge Leute treten vor meine Frau hin und behaupten, sie hätten sich fürs Leben versprochen. Und ich' ich so recht verstehe, worum es geht, telephoniert der Portier vom Hotel Erzelsior, ob ein Herr Otten zu sprechen sei? Ja, er ist zu sprechen.

Was ist los? Telegramm? Woher denn? Hannover . . . ? Los, brechen Sie auf, lesen Sie! Laut!

Ein Glückwunsch von der Mutter. Na, das geht ja fix! Eine Stunde nach der sogenannten Verlobung, vier Tage nach der ersten Vorstellung.

Und dann?

Dann hagelt es wie wütend Schloßen, daß es die ganzen Blüten zerfehrt und der Rasen weiß verkleist, und ich nehme mir den guten Mann beiseite in mein Zimmer, stelle so nebenbei fest, daß er Nikotinfinger hat, und sage: „Nun, es eilt ja nicht, ihr habt mich, darf ich wohl sagen, ein bißchen überfallen . . .“

„Womit eilt es nicht? Herr Kommerzienrat,“ sagt mir dieser gewalttätige junge Herr, steht auf, als habe jemand „Stillgestanden!“ kommandiert, und wiederholt: „Herr Kommerzienrat, Hilwa und ich sind verlobt, unverbrüchlich verlobt . . .“

Hilwa und ich! Mein lieber Herr Meier, was sagen Sie dazu, daß ein wildfremder Mensch dem Vater seines letzten Mädels eröffnet: Hilwa und ich! Aber Sie kennen vielleicht meine Hilwa nicht und verstehen also nicht ganz, was ich Ihnen da erzähle. Aber das schadet nicht. Es handelt sich auch durchaus nicht um Sie. Aber nun passen Sie auf! Es kommt noch besser.

„Mein Verehrter,“ sage ich, — „vielleicht hätt' ich es nicht sagen sollen; aber zum Donner ja, man hat doch schließlich noch ein Wörtchen mitzureden! — also: Mein Verehrter,“ sagte ich, „Liebe ist eine schöne Sache. Aber man muß ihrer auch sicher sein. Zwiefach! Verstehen wir uns . . .“

„Der Punkt ist in Ordnung, sagt mir der Herr, Otten mit Namen, der Punkt ist in Ordnung. Punktum. So.“

„ . . . verstehen wir uns: Liebe ist eine schöne Sache, aber Behaglichkeit ist auch eine schöne Sache. Umgeben von Behaglichkeit gedeiht, wie manches andere, auch die Liebe. Ohne gewisse materielle Grundlagen . . .“

„Ich verstehe sehr wohl,“ sagt mir der gute Mann, und ist durchaus nicht zu bewegen, wieder Platz zu nehmen, „ich verstehe sehr wohl, worauf der Herr Kommerzienrat zielen. Ich habe bereits Gelegenheit gehabt, Hilwa meine Ansicht über das Leben auseinanderzusetzen, und, wie soll ich sagen? hingebendstes Verständnis dafür gefunden, daß Leben und Genießen, Liebe und Tändeln nichts miteinander zu tun haben . . .“

„Aber meine Tochter ist ein Kind!“

„Deshalb bin ich entschlossen, sie zu meiner Frau zu machen, zur Sache: Ich bin, in durchaus geordneten Verhältnissen lebend-vermögenslos, wenn Vermögen braune Lappen, Häuser und Liegenschaften bedeutet; ein vermögender Mann, wenn es bedeutet, aus eigener Kraft, was auch kommen möge, sein Glück zu zimmern und in jeder Lage über Widernisse Herr zu werden. Abzuzug schlagen ich persönlich Gütertrennung in der Weise vor, daß Hilwa all das Meine teilen soll, das Ihre ungeschmälert ganz ihr selbst verbleibe; denn wenn ich persönlich gleich etwas anderes denke, so achte und verstehe ich doch bürgerliche . . .“

Herr Gott im Himmel! Dies Wort war schon einmal gefallen! Etwas lebenswürdiger in Vitas Munde, als man sich in Villa Mimi zu dem Maler Wolf von Wessen stellte! Aber damals klang doch ein bißchen Eitelkeit auf den Adeln durch. War denn Bürgerlichkeit plöz-

lich verächtlich geworden, daß jeder Knabe dahergelaufen und es einem mit einem Juden um die Mundwinkel vor die Füße spucken durfte?

Braune Lappen, Häuser, Liegenschaften, war das plötzlich Dreck? Mochten diese siegesicheren und kraftstrotzenden Herren doch mit anderer Leute Töchter Experimente machen, zum Donner noch einmal! Es sah miese aus rings in der Welt, und zugestanden, der schwarze Büngling, der sich nicht sehen wollte, vielleicht um seine Generalstabsstreifen zu gehöriger Geltung zu bringen, gab im schlimmsten Fall einen energischen Versicherungsagenten ab: brauchte man bis nach Hannover zu laufen, um seinem letzten und einzigen Mädels, dem man zwanglos einen Waschkorb dieser ekelhaften braunen Lappen in den Schoß schütten konnte, einen Mann mit schwarzem Schnurrbart zu verschaffen? Und wenn es denn ein Offizier sein mußte, so liefen, hols der Himmel! mehr davon herum als gestukte Hunde. Und wußte überhaupt ein Mensch, ob sie ihn wollten! Warum kannte man die eignen Kinder nicht mehr? Weil man über dem einzigen Buben verlernt hatte, sein einziges Mädels zu verstehen, bis es zu spät war! Warum hatte man keine Frau, die sagte: „Das ist und bleibt eine Eiselei! Das ist und bleibt eine romantische Vorgeschichte, die zum Lesen, aber nicht zum Leben taugt und keine Fortsetzung verträgt!“ Warum flatterte ein Bursch wie dieser Hellwig von Weibchen zu Weibchen in der Welt herum, statt zu sagen: „Ich bitte mir fein aus, daß die Klinger und die Hellwig, die sich kennen, und wissen, was sie von einander zu halten haben, endlich einmal zusammenkommen!“ Und wenn es schon überhaupt sein mußte, warum dann nicht Manfred, wo sie wenigstens in ein behäbiges Nest came? Was meinen Sie, Herr Meier? Aber Sie wissen ja noch gar nicht alles!“

Es kommt noch schöner: Es kommt ein zweites Telegramm: „Sofort eintücken! Urlaub abbrehen!“ Es kommt ein überstürzter Abschied, bei dem meine leibliche Tochter Hilwa einem gewissen schwarzen Herrn erklärt: „Sei ganz ruhig, ich sorge schon dafür!“ Wofür mit Urlaub? Dafür, daß die offizielle Verlobung offiziell bekanntgemacht wird, damit Herr Otten beruhigt sein kann, das Schäfchen sei im Trocknen, und nicht etwa falsche Leute sich falsche Hoffnungen machen könnten. Es setzt einen unscheinbaren Zwischenfall, da die Dogge, die Herrn Otten schon immer anknurrte, am Gartentürchen ein wütendes Attentat auf ihn verübt, dem er gerade noch durch einen eminenten Seitensprung entgeht. Und dann kommt noch eine Schachtel mit der Aufschrift: „Wasche-fragen“, vom Hotel aus nachgesandt . . . nachzusenden . . . Nun Herr Meier?“

Aber, wenn es richtig war, was der alte Hellwig einmal erzählte, so steckte Herr Meier irgendwo beim Alpenkorps, in Rumänien oder Italien, oder weiß der Ruckuck wo.

So blieb denn für den Direktor Klinger auch nichts anderes, als im Gesichte seines Kindes zu lesen, solange, bis Frau Mimi sagte: „Du mußt sie jetzt ganz still sich selber überlassen, bis sie innerlich allem nachkommt, was sie äußerlich in letzter Zeit erlebt hat.“ Sie hatte wohl recht.

Da fiel es Klinger ein, daß er noch die Zeitung lesen mußte. Hilwa aber adressierte die erste ihrer Verlobungsanzeigen an Emil Hellwig. Ausgerechnet an Emil Hellwig. Es mochte ein Zufall sein.

Der erste Glückwunsch, der einlief, stammte von Rechtsanwalt Dr. Krüger, der zwar keine Anzeige erhalten hatte, aber in um so wärmeren Worten dem gnädigen Fräulein versicherte, daß er Zeit seines Lebens der ergebenste Freund der Familie bleiben werde.

„Soll man Meier eine schicken?“ fragte Hilwa.

Frau Mimi fand es wirklich überflüssig . . .

(Fortsetzung folgt.)

Wie glücklich würde mancher leben,
wenn er sich um andrer Leute Sachen so wenig bekümmerte,
als um seine eigenen.

Lichtenberg.

Ein rheinischer Abenteuerer

(Reinhard von Hanzleden)

Von B. Galdy

Der Uebergang vom 16. ins 17. Jahrhundert ging in Deutschland nicht ohne Reibungen vor sich. Die angeblich religiösen Streitereien waren längst zu rein politischen geworden, die für die betroffenen Landesteile die schwersten wirtschaftlichen und sonstigen Nachteile heraufbeschworen. Kriegshändel flackerten überall, und in ihrem Gefolge trieben sich allerlei Gesellen umher, die, längst aus der Bahn eines geregelten Daseins gerissen, froh waren, wenn sie das Brot für den andern Tag hatten. Dafür blühte das Wucherer- und Krämerium, die politische Hochstapelei und das Industrierittertum um so üppiger. Leider wurde durch die Not der Zeit auch so mancher tüchtige Kerl vom rechten Weg abgebracht. Gar mancher wurde zum Desperado, weil er das Brot nicht über Nacht hatte, und dem deutschen Volke gingen auf diese Weise viele wirklich tüchtige Menschen verloren, deren Fähigkeiten und persönlicher Mut ihm an anderer Stelle und zu anderen Zeiten von großem Nutzen hätten sein können.

Zu diesen Gesellen gehörte auch der rheinische Ritter Reinhard von Hanzleden oder Hanzler, Herr zu Oberemdt. Hanzleden war einer jener Leute, wie sie das ausgehende Rittertum vielfach an den Strand warf. Sie haben den Willen, ein redliches Leben zu führen; aber die Verhältnisse sind stärker als sie, und um nicht an die Wand gedrückt zu werden, müssen sie den Lebensunterhalt nehmen, wo sie ihn finden. Wir haben hier eine Art vor uns, wie sie um 1600 häufig genug in Deutschland war. Man darf jedoch diese Menschen nicht mit landläufigen Sitten- und Rechtsanschauungen messen. Sie waren Kinder ihrer Zeit, die in vieler Beziehung genau so verlottert war, wie unsere Gegenwart, die aber immer noch Kerle von Saft und Kraft hervorbrachte, die sich wacker mit der blanken Klinge, wenn auch oft genug gegen Gesetz und Recht durchs erbärmliche Leben schlugen. Daß solche Kämpen auch die höchste Gewalt des Reiches nicht fürchteten, wenn es galt, wirkliches oder vermeintliches Recht zu wahren, ist aus dem Nachfolgenden ersichtlich.

Der Landhofmeister Anton II. Waldbott von Bassenheim, einem begüterten rheinischen Adelsgeschlecht angehörig, hatte zwei Söhne, Anton (III.) und Johann. Während Anton offenbar den Überlieferungen des Geschlechts folgte und eine ebenbürtige Verbindung einging, vermählte sich Johann im Jahre 1566 zu Löwen mit einer Bürgerlichen, Katharina Belof. Diese unstandesgemäße Heirat bildete den Anlaß zu einem fast ein Menschenalter lang dauernden Kampf zwischen den beiden Familien.

Der alte Waldbott war über diese Ehe wütend, trotzdem sie der Tod schon sehr bald löste. Katharina wurde Witwe und ihr noch ungeborenes Kind hat nie den Vater gesehen. Um dieses Kindes willen sucht sie die Ausöhnung mit dem grollenden Schwiegervater noch im gleichen Jahre herbeizuführen und schickt ihm einen Brief, in dem sie ihm in schlichter Weise schildert, daß sein lieber Sohn in verschiedenen Zeiten sie zur Ehe begehrt, sie sich aber oft gesperret und verlangt habe, daß er ein ander soll versuchen, seines gleichen, damit sein Vater und seine Freunde besser sollten zufrieden sein. Solches hätten ihr Vater und Mutter auch befohlen. Sie hätte sich jedoch

seiner nicht ent schlagen können, obwohl sie sich von seiner Gesellschaft mit Fleiß abgezogen.

Die herzliche Bitte um Verzeihung half nichts, der alte Landhofmeister blieb hart, und ihm schloß sich die ganze Familie an. Der Haß galt aber offenbar nur Katharina Belof, nicht dem Kinde; vielmehr suchte man dieses mit allen Mitteln in die Hände zu bekommen, um es der mütterlichen Familie völlig zu entfremden. Mit welchen sauberen Mitteln man dabei vorging, erhellt aus der Klageschrift eben dieses Kindes, der Veronika Waldbott von Bassenheim, die diese in späteren Jahren an den Reichshofrat richtete. Sie klagt darin, „welcher gestaltd sie mich zu Coblenz aus dem roten Creuz mit der Wiegen hinweggeführt, meiner Mutter, so mir als ihrem Kindt nachgeeilet, zu Mülheim im Thal gegen Coblenz über in des Vogts Behausung einen bal in den Mundt gelegt, dem Vogten, damit er die Mutter anzaigete, ein geladen Rohr auf die Brust gesehet, mir zu unterschiedlichen Malen den Nahmen verendert und endlich die Mutter zu ersauffen vorgenommen und, da solches durch des Dalwiges Vorbitt verhindert, sie gefänglich auf das Haus Olbrücken (Waldbottscher Besiz) eine geraumbte Zeit verhalten, bis sie durch das ernstliche Schreiben des Herzogen von Alba mit mir dem Kinde auf das Haus Erberstein gelieffert“.

Jedenfalls hat man die unglückliche Frau mürbe gemacht, denn sie mußte ihrem Kinde entsagen und bittet nur noch, die Zwölfjährige als eine rechte Waldbottsche Erbin anzusehen und zu erziehen. Ruhelos scheint sie jahrelang am Rhein auf und ab gezogen zu sein, aber ihre Segner gaben keine Ruhe. Ihr Dasein war ihnen ein steter Dorn im Auge, und ihnen wäre es wohl am liebsten gewesen, wenn sie aus dieser Welt verschwunden wäre. Da dies so leicht auch in jenen Zeiten nicht ging, so suchte man ihren Ruf nach Möglichkeit zu verdächtigen. Wo hier Wahrheit und Dichtung sich scheiden, läßt sich nicht mit Sicherheit erkennen; wohl aber scheint die Waldbottsche Partei mit ihren Anschuldigungen weit über das Ziel hinausgeschossen zu sein. Als sie sich in Köln aufhielt, suchte man an sie heranzukommen, indem man ihr einen unsittlichen Lebenswandel vorwarf. Man wählte dazu eine recht unfeine Art und versicherte sich wohl auch der Mitwirkung eines kläuflichen Richters. Katharina aber ließ sich dadurch nicht anfechten; sie hielt den Kniffen des den Handel führenden Advokaten Roprecht wacker stand und rechtfertigte sich mit derben Worten. Sie nannte dabei ihren Schwager einen Landfriedensbrecher, Straßenräuber ihres Kindes, den sie in Köln festnehmen lassen wolle, und beschuldigte ihn, mit Pamphleten gegen sie zu arbeiten. Dementgegen ging nun der gewissenlose Roprecht wieder mit den eindeutigen Beschuldigungen gegen sie vor.

Mittlerweile hatte Anton III. von Waldbott seine kleine Nichte Veronika mit 12 Jahren in das Katharinenkloster in Trier bringen lassen, in dem sie zwei Jahre später, mit vielen Bedrängungen gezwungen, Profess ablegte. Ihre Mutter hatte sich inzwischen mit ihrem Rechtsbeistand Konrad Volradts genannt Mutter, Doktor der Rechte und Amtsvogt zu Gladbach, zum zweitenmal verheiratet. Die kleine Veronika kam dadurch vom Regen

in die Traufe. Denn dieser tüchtige Jurist bewog mit Hilfe seiner Frau die Stieftochter, sich ihres Klostergelübdes zu entledigen und zugunsten der beiden Söhne Volrads auf ihr Erbe, das ihr als Angehörige der Familie Waldbott von Bassenheim zustand, zu verzichten.

Der Plan gelang. Die Dreiundzwanzigjährige trat unter Sanktion des apostolischen Nuntius Octavius Colatinus aus dem Kloster aus.

Zunächst mußte die Erbin natürlich wieder erbfähig gemacht werden. Das gelang auch. Sobald aber die Erbschaft an die Volrads abgetreten war, setzte man ihr wieder zu, von neuem in das Kloster einzutreten, und zwar für Lebensdauer. Sie erklärte sich denn auch, ungedrungen und ungezwungen! damit einverstanden. Aber nur zwei Jahre lang hielt sie die Klausur aus, dann machte sie dem tüchtigen Advokaten einen unerwarteten Strich durch die Rechnung: sie riß nächtlicherweise aus dem Kloster aus und trat in Köln mit dem Ritter Reinhard von Hanzler oder Hanzleden, Herrn zu Oberemdt, in den heiligen Ehestand.

Damit bekam die Sache eine völlig andere Wendung. Reinhard von Hanzleden war ein armer Teufel, der sich schlecht und recht auf Abenteuerfahrten ernährte. Wohl besaß er verschiedene Güter, aber nur pfandweise, da er niemals das Geld zum eigentümlichen Erwerb aufbringen konnte. Als er auch die Pfandschaften los war, trieb er sich beutesuchend, ganz im Stil seiner Zeit, in den niederländischen und pfälzischen Gegenden umher.

Mit der Heirat gewann er zunächst nur Ansprüche. Aber er war ganz der Mann dazu, sie durchzusetzen. Zudem lag die Sache verrückt genug: Veronika von Hanzleden hatte die Fession wieder für ungültig erklärt und verlangte ihrerseits das Bassenheimsche Erbe; das gleiche tat auch ihr Stiefvater, der dazu das Kammergericht in Speier in Anspruch nahm. Die Waldbott aber dachten nicht daran, etwas herauszugeben, am wenigsten dem sauberen Volradt, während der Hanzleden im Lande herumzog und die hartleibigen Erben mit Worten und Taten bedrohte und ihnen unter der Hand auch Schaden tat.

So gingen die Dinge ein paar Jahre hin. Bei dem damaligen Betrieb der Juristerei war in Menschenaltern kein Urteil von Speier zu erwarten und Hanzleden war auch keineswegs der Mann, sich viel um derartige Papierfehen zu kümmern. Er nahm seine Sache selbst in die Hand. Am Sonntag den 27. September (7. Oktober n. St.) 1601 morgens zwischen fünf und sechs Uhr begann er an der Spitze von sechzehn verwegenen bewaffneten Gefellen das Schloß Bassenheim zu berennen. Der Verwalter und Amtskellner Arburg, der leicht verwundet wurde, mußte alle Inventarstücke aufnehmen und sämtliche Zinsbücher herausgeben. Leider kamen bei dem Rüpelspiel auch zwei Bassenheimer Männer ums Leben.

Am andern Tag ließ sich Hanzleden von den Bassenheimer Einwohnern huldigen, die Waldbott aber wandten sich an das Reichskammergericht. Dieses schickte Hanzleden ein paar Tage darauf den Kammerboten Regele, der von dem glücklichen Usurpator in ziemlich unfeiner Weise empfangen wurde. Zunächst ließ Hanzleden seine bewaffnete „Macht“ aufmarschieren und riet dem Kammerboten in deren Gegenwart, er solle den Wisch wieder hintragen, wo er ihn hergeholt habe. Regele weigerte sich, aber Hanzleden bedeutete ihm: „Er solle sich alsbald von dannen machen und ihm nit wieder kommen, er oder ein anderer, oder der Teufel solle sein Leib und Seel holen, er wolle sein Rappter durch ihn stoßen und

ihn zu Stücken zerhauen, daß sich ein ander daran stoßen und sobald Keiner mehr ihm ein Mandat bringen werde.“ Da außerdem die Soldaten ihre Donnerbüchsen auf ihn anlegten, zog Regele eiligst ab.

Sechs Wochen nach dem Überfall rückten auch die Waldbott mit sechzig Mann Soldaten an und begannen Dorf und Schloß zu beschießen. Die Einwohner gingen flüchtig. Bis Ende Januar des folgenden Jahres zog sich die Belagerung hin, die natürlich nicht ohne wüste Ausschreitungen abging, bis sich der Lehnsherr Graf Wilhelm von Wied endlich energisch gegen diese Art von Kriegführung verwahrte. Da schloß man denn am letzten Januar Waffenstillstand.

Unterdessen aber war es Hanzleden gelungen, mit den Staatlichen in Verbindung zu treten, deren Banden nun, mehr als zweihundert Mann stark, plündernd und raubend gleich Franzosen in den Erierrischen, Kölnischen und Jülichischen Landen herumzogen. Diese Kerle kamen auch über die Waldbottsche „Belagerungsarmee“, hieben sie zum Teil zusammen und stahlen in Dorf und Kirche, was nicht niet- und nagelfest war. In der letzteren sogar den Pfarrer und den letzten Rest der geringsten Leinwand. Hanzleden selbst aber war durch diese Sache so sehr diskreditiert worden, daß er es vorzog, mit seinen famosen Hilfstruppen abzurücken.

Im Juni verglich man sich endlich und die Waldbott versprachen, die Hanzledenschen Ansprüche in der Hauptsache mit 20 500 Gulden zu tilgen. Das war sehr notwendig, denn dem braven Ritter saßen die Manichäer sehr auf den Hacken. Überall hatte er Bech- und sonstige Schulden, und seiner ewigen Klemme mag es anzurechnen sein, daß er sie zu pressen suchte, wo es nur anging. Die Wirte waren ihm deshalb sehr auffällig und suchten seiner nach Möglichkeit habhaft zu werden. Die Mittel, die sie dabei anwandten, waren gut mittelalterlich. So hörten sie eines Tages zu Ende des Jahres 1603, daß sich Hanzleden bei dem Herrn von Rolshausen unter dem Ehrenbreitstein aufhalte und beschlossen deshalb, ihn mit gesamter Hand zur Zahlung anzuhalten. Sie bewaffneten sich zum Teil, und der Hauptgläubiger, der Heiliggeistwirt von Koblenz, nahm einige gerade bei ihm liegende Reiter Soldaten mit. Unterwegs trafen sie noch einige Schiffsleute, die sich auf Ansuchen gleichfalls anschlossen. So rückten sie ab, fanden aber wider Erwarten das Nest leer und zogen deshalb weiter. In Mülllenbach trafen sie den Gesuchten in einem Baumgarten vor dem Haus Mülllenbach unter einem Kirschbaum bei einer Jungfrau sitzen. Als er die Straßkolonne anmarschieren sah, stand er auf, um eiligen Schrittes in das Haus Mülllenbach zu gehen, schämte sich dann aber offenbar seines Davonlaufens und blieb auf dem Vorhof stehen, um zu fragen, weshalb man bewehrt und mit fremder Mannschaft zu ihm käme. Der Geistwirt meinte, darüber brauche er sich nicht zu wundern, nachdem er ihn schon verschiedentlich bedroht habe. Mit Ziehen und Reißen quetschten sie schließlich aus dem hartnäckigen Schuldner vierzig Gulden heraus — die Gesamtschuld betrug deren achthundert —, die Hanzleden mit dem Karabiner in der Hand auszahlte, während er den weniger Glücklichen trostreiche Worte für eine spätere Zukunft gab.

Da es hier nichts mehr für ihn zu verdienen gab, trat Hanzleden in die Dienste der Generalstaaten. Ein tüchtiger Kerl war er auch hier zweifellos, denn die Prinzen Moritz und Friedrich Heinrich von Oranien nahmen sich seiner alsbald warm an. Sie schrieben an den Kurfürsten von Köln und an den Bassenheimschen Vormund von

Gymnich und drohten mit Ergreifung weiterer Mittel, wenn man Hanzleden nicht klaglos halte. Ebenso schrieben die Grafen Philipp Ernst von Hohenlohe und Johann von Nassau-Siegen. Der solchermaßen mit einem kriegerischen Einfall bedrohte Kurfürst Ernst beauftragte sogleich von Arnsberg aus seine Räte, schleunigst die Regelung der Sache herbeizuführen. Gymnich suchte die Sache durch schriftliche Erwidierungen und Rechtfertigungen in die Länge zu ziehen, aber Hanzleden wurde des Spiels bald müde. Sein Einfluß muß damals sehr groß gewesen sein, denn nun nahmen sich die Generalstaaten der Sache an und ein Kriegszug der Niederländer, der der Forderung Nachdruck verleihen sollte, stand unmittelbar bevor. In diesem Augenblick höchster Gefahr blieb dem Administrator des Erzstifts, Herzog Ferdinand von Bayern, nichts weiter übrig, als dem Vormund von Gymnich die längst fällige Auszahlung nachdrücklichst anzubefehlen. Der zahlte denn auch, sieben Jahre nach der Bewilligung, 16 500 Gulden; nun aber forderte Hanzleden, über den man mittlerweile die Acht verhängt hatte, 50 000 Taler. Um etwas Dampf dahinter zu machen, besuchte er das Bassenheimische Gut Sevenich bei Castelllaun, zweifellos in nicht gerade freundlicher Absicht. Bei dieser Gelegenheit lernte ihn der dortige Bassenheimische Amtskellner gründlich kennen und gab folgende Schilderung von ihm, die namentlich auch wegen der Beschreibung der damaligen Tracht recht interessant ist:

„Der vornehmste unter ihnen, so eine lange starke Person und sich, wie der Stallung anzeigte, Capitain Nimrodt nennet, war meines erachtens ein 50jährig Mann. Pratsch und porpellscherig in dem Angesicht, hat ein lang flaxelich etwas greiß Haar, ein ziemlich langen dem Haar nit ungleichfarbigen Bart, ein starke Ausredt und Niederlendische Sprach, trug ein weißgrauen Huedt und weiße Feder darauff. Das Wams war Leibfarb Rammelot und ein Soldatisch Koller darüber, darauff doppelt silberne 2 Finger breite Schnür, leibfarben samnte Hosen, zumahl mit gülden posament 2 Finger breit vff beiden seiten belegt. Der zweite, so sich für des Capitains Sohn ausgab, ist zwar dem Vater von Antlize nit ungleich, doch zarter im Gesicht, an Jahren 20 oder zum höchsten über 23 Jahr nit alt anzusehen, das Haar vff dem Kopf ist weißlich, hatt nicht viel Bart und ist

derselb'g dem Haar gleichfarbig, nur wenig von Reden, nitt weiß ich, ob er sich vor dem Vater gefürcht oder ob er sonst von Natur so bloedt und still seyn, hat ein silberfarb Wams und ein groß ledern Koller darüber an, mit silbernen Schnören rund umbher befezt, trug ein weißen Huedt mit einer weißen Federplumen. Der dritt ist ein lang stard Mannsperjohn, hat auch ein weißen Hudt mit einer Feder vff, schien ein 40jähriger und darüber alt, auch ein frischer Soldat zu sein, hat braune Haar und Bart, ledern Wams und Koller, trug die Wehr an einem breiten Gürtell am Halsz; der viert war ein gemein reißiger Jung, welcher im Stall bei den Pferden und Zeug blieb, muß ihm besonderlich zu essen und zu troncken dahin tragen lassen. Ihre Pferde waren lichtbraun und der viert ein schöner schwarzbrauner Hengst mit schönem Zeug, jeder hat 2 Rohr und führten 3 Waldfied hinter sich.“

Inwieweit sich die Streitenden schließlich geeinigt haben, steht dahin. Vielleicht hat Hanzleden endlich sein Geld bekommen, denn am 23. November 1623 wurde er auf Betreiben seiner Gattin durch kaiserliche Entschliebung aus der Acht genommen. Das läßt darauf schließen, daß er wenigstens bis zu einem gewissen Grade befriedigt worden ist. Anderseits erscheint es glaubhaft, daß die ganze Angelegenheit, falls sie sich noch länger hingezogen haben sollte, in den Wirren des bald einsetzenden Dreißigjährigen Krieges untergegangen ist. Am schlechtesten hat wohl der brave Advokat Volradt abgeschnitten, der wohl nie wieder etwas von seinem Prozeß gehört hat. Was erst einmal in den Händen des Reichskammergerichts war, blieb tot und begraben.

Daß sich die Generalstaaten in die Angelegenheit Hanzledens einmischten, darf beileibe nicht als ein Zeichen besonderer Menschenfreundlichkeit aufgefaßt werden. Dafür sind lediglich politische Gründe und vor allen Dingen religiöse Gegensätze, die sich ja mit den politischen deckten, maßgebend gewesen. Alle möglichen Kriegsvölker trieben sich damals am Niederrhein herum und in Kurköln und Kurtrier gab es immer etwas zu holen. Wer gerade am besten gerüstet war, hatte den Vorteil und damit auch das Recht in der Hand. Dem biedereren Hanzleden aber wird es genau so gegangen sein wie vielen seiner Standesgenossen in der damaligen Zeit: er lebte und starb als armer Ritter.

Die geistige Pulsader Deutschlands

Von Leo Sternberg

Die literarhistorische Forschung des Rheinlandes befindet sich erst in den Anfängen, obwohl dort am frühesten unter den deutschen Ländern eine Geisteskultur sich entwickelt hat.

Schon in heidnischer Vorzeit lokalisierte sich in Kanten, im Siebengebirge, auf dem Feldberg, in Worms deutsche Sage von Siegfried und Brunhilde, von Dietrich und vom Rosengarten.

Römisch-christlichem Kulturkreis entstammen die ersten dichterischen Schilderungen der Rhein- und Moselgegenden. Ausonius verdanken wir eine Reisebeschreibung von Bingen bis Trier aus dem 4. Jahrhundert; Fortunatus beschreibt im 7. Jahrhundert seine Fahrt von Metz bis Andernach.

Während der Zeit der Karolingischen Renaissance, deren Mittelpunkt die Kaiserpfalz zu Aachen bildete, dichtete Otfried von Weisenburg, der Schüler des Mainzer Erzbischofs Grabanus Maurus, seine Evangelienharmonie „Kriß“, das geistliche Heldengedicht, dem unsre Poesie die Form des Reimverses verdankt; und mit dem kunstliebenden Kölner Erzbischof Bruno, dem jüngeren Bruder Otto des Großen, wurde auch die Ottonische Renaissance am Rheine heimisch.

Bis ihr die von Cluny ausgehende asketische Richtung ein Ende bereitete. Dies hinderte nicht, daß gerade ein rheinisches Reformkloster den Faden der Überlieferung fortspann: in Siegburg entstand das halb weltliche, halb geistliche Annolied, das den in das Leben Heinrichs IV.

so gewalttätig eingreifenden Kölner Erzbischof sich zum Helden wählte. Es wurde zum Vorläufer einer neuen, von den fremden Einflüssen der Kreuzzugszeit bestimmten Epoche der geistigen Entwicklung, die auch den ersten bodenständigen rheinischen Dichter hervorbrachte: den dem 12. Jahrhundert angehörigen „Erzpoeten“. Aus seiner „Generalbeichte“, in der er offen bekennt, daß er dem Wein, dem Spiel und den Frauen nicht entsagen könne, lächelt schon der rheinische Humor. Bezeichnend, daß das *mihi est propositum* des genialen Vaganten aus dem Hoflager Barbarossas sich im deutschen Trinklied erhalten hat. Dieser Humor verbindet den „Archipoeta“, trotz aller Verschiedenheit im übrigen, mit dem Novizenmeister Cäsarius von Heisterbach. Während dessen Wunder- und Teufelsgeschichten mit ihrem erstaunlichen Erzählertalent aber noch recht eigentliche Klosterliteratur darstellen, führt uns der rheinische, in Triერი hem Deutsch dichtende Pfaffe Lamprecht in seinem, nach französischen Quellen bearbeiteten „Alexanderlied“ bereits in die Wunder des Orients; und rheinische Spielleute kleiden die alten Sagen von Salmon und Morolf, von König Orendel von Trier, St. Oswald und König Roher in neues Gewand.

Keine gewaltigen Stoffe. Aber nur durch die Überlieferung der Spielleute hat sich der Schatz unserer Heldensage erhalten. Aus ihm schöpfte der unbekannte Meister, der gegen 1190 die große rheinische Heimatdichtung schuf: das Nibelungenlied. Wie hier das deutsche Volksepos vollbracht war, wurde der aus der Nähe von Maastricht stammende Heinrich von Veldeke, der Vergils Aeneide nach dem Französischen in deutsche Verse übertrug, zum Begründer des mittelhochdeutschen Kunstepos. Auf dem berühmten Pfingstfest zu Mainz im Jahre 1184, wo Barbarossa seine Söhne zu Ritterschlag, wurde er als der bedeutendste der dort vertretenen Spielleute geehrt. Den würdigsten Vertreter im ritterlichen Epos aber fand das Rheinland in Gottfried von Strazburg. Der 1210 geschriebene „Tristan“ gehört der Weltliteratur an. Um dieselbe Zeit führte der Minnesänger Friedrich von Hausen, dessen Burg bei Kreuznach stand, die Kunst der französischen Troubadours in die deutsche Lyrik ein.

„Gelebt ich noch die lieben zit,
daz ich daz lant solde beschouwen ...
.. Waer ich jender umb den Rin..“

Wir vernehmen die ersten Klänge der Rheinlandssehnsucht.

Neben der auf Säkularisation der Bildung hindrängenden Entwicklung hatten aber die religiösen Kräfte der rheinischen Seele ihr schöpferisches Leben nicht verloren. Ein deutsches „Marienlob“ aus dem Ahrtal und ein Marienleich aus dem Kloster Arnstein sind Zeugnisse derselben Mystik, von denen die Visionen der heiligen Hildegard von Bingen, der ersten deutschen Naturforscherin und Ärztin, und die Heiligenbriefe der Elisabeth von Schönau erfüllt sind, und an der Studienanstalt, die Albertus Magnus 1221 in Köln begründete, gewann Meister Eckart weit über die Rheinlande hinaus reichenden Einfluß. Über das Maastrichter und Aachener Osterpiel, in denen sich die weltlich-mystische Doppelseite der rheinischen Volksnatur spiegelt, verläuft die Linie dieser Entwicklung bis zu der weltberühmten „Nachfolge Christi“ des Rheinländers Thomas von Kempis.

Von der bürgerlichen Dichtung der Sängerschule an, die Frauenlob zu Beginn des 14. Jahrhunderts in Mainz begründete, biegt der Weg ins Diesseitige ab und führt

über die Volksbücher und Chroniken, die seit der Deklassierung des Adels und dem Verfall der höfischen Sprache an der Tagesordnung waren, schließlich zur deutschen Prosadichtung. Unter den rheinischen Chronikern hat Tilemann Ehen von Wolsfagen schon deshalb höchste Bedeutung gewonnen, weil er uns in seiner „Limburger Chronik“ die Volkslieder seiner Zeit überliefert. Als erste deutsche Romanschriftstellerin dagegen übersetzte Elisabeth von Lothringen, eine Gräfin von Nassau-Saarbrücken, 1437 den französischen Roman „Loher und Maller“.

Johann Gutenberg aus Mainz, der Name des Schutzpatrons des deutschen Schrifttums, bedeutet Zeitenwende.

Der frühe rheinische Humanismus, den Brüdern vom gemeinsamen Leben (die auch im Rheingau eine Gutenbergpresse unterhielten) vielfach verpflichtet, fand in Nicolaus von Cues seinen bedeutendsten Führer. Die „Dunkelmännerbriefe“ offenbaren, welche feindlichen Mächte sich ihm entgegenstellten. Doch mit dem Sponheimer Abt Erithemius und dem Laacher Prior Johannes Buzbach zog der neue Geist sogar in die Klöster ein. Sowohl die erste rheinische Sammlung weltlicher Liebeslieder von Katharina von Hatzfeld wie die in der „Truchnachtigall“ vereinigten religiösen Lieder Friedrichs von Spee, des rheinischen Jesuiten und Kämpfers gegen die Hexenprozesse, verdanken ihm ihre Entstehung.

Als eine Hochburg des Humanismus aber ragte die Ebernburg mitten in rheinischen Landen auf. Die Feste Sickingens! Hier weihte sich der Herold der neuen Zeit, der selbst von Reuchlin und Geiler von Kaisersberg erzogen war, mit den rheinischen Rittern Hartmann von Cronberg und Hilchen von Lorch zum Vollstrecker des Evangeliums in Deutschland. Hier schrieb Ulrich von Hutten seine berühmten Schriften, und alles, was sich um Luther scharte, fand Zuflucht in den gastlichen Mauern: Schwebelin, Buzer, Aquila, Melancthon. Nicht mit Unrecht sprach man von der „Herberge der Gerechtigkeit“. Und wäre es dem Kaiser nach gegangen, der schon seinen Beichtvater Glapio deswegen zu Sickingen entsandt hatte, so wäre das Schicksal der Reformation auf der Ebernburg entschieden worden. Doch da Luther sich nur in Worms stellen wollte — „und wenn so viel Teufel drin wären, als Ziegel auf den Dächern“ — so ergab sich hier die Stätte, die den großen Reformator mit dem Rheinland verbindet.

Die Schöpfungstat des gewaltigen religiösen Erneuerers und Sprachgenies, der „die Bibel und das Deutsch entdeckt“, kam in seinem ethisch gerichteten Zeitalter noch nicht zu ästhetischer Auswirkung. Das Faustrecht schien sich in einem geistigen Fehdewesen fortzusetzen. Der Sittenprediger Thomas Murner und der Fabeldichter Erasmus Alber sind bezeichnend dafür, wie das Für und Segen Luther die seelischen Kräfte der Christenheit verschlang.

Hatte das Zeitalter Luthers darum nirgends ästhetisch Wertvolles hervorgebracht, so bildet die Gelehrtenpoesie des 17. Jahrhunderts das traurigste Kapitel der deutschen Dichtung. Wie der Satiriker Johann Fischart aus Mainz, der Verfasser der „Flöhhaß“, als der größte Dichter am Ausgang des 16. Jahrhunderts steht, so leiten Humor und Satire des kölnischen „Diogenes“ Lindenborn, dem später die Jobsiade des Mülheimer Arztes Arnold Kortum folgte, das 18. Jahrhundert in den Rheinlanden ein — späte Nachfahren des „Erzpoeten“, der Kölner Schwankbücher und Sebastian Brants.

Es ist fable convenue, daß das Rheinland an dem Aufschwung der deutschen Literatur des 18. Jahrhunderts

mit keiner namhaften schöpferischen Leistung beteiligt sei, weil die jesuitische Gegenreformation eine chinesische Mauer gegenüber den Erzeugnissen des deutschen Mutterlandes errichtet habe. Eine sonderbare Vorstellung von einem Volksschlag, dessen Aufnahme- und Anpassungsfähigkeit, Beweglichkeit und Vielseitigkeit von jeher durch die offene Verkehrsstraße des Stroms und seine politische Grenzlage bestimmt worden ist. Wenn es auch länger dauerte, bis die Büsten Voltaires und Rousseaus die altgotischen Apostelfiguren verdrängten, so liefen die Fäden der neuen Literaturbewegung doch in zwei einflussreichen rheinischen Mittelpunkten, dem Pempelforter Landsitz der Gebrüder Jacobi und dem Ehrenbreitsteiner Haus der La Roche zusammen. Wie sich in Sophie La Roches vielgelesenem Roman das Aufklärungszeitalter geltend machte, der aus dem Siegerland stammende Jung-Stilling den Pietismus vertrat, wurde Maler Müller aus Kreuznach mit seinen Sturm- und Drangdramen einer der Führer der Genieperiode. Und war schließlich Goethe in seiner Eudämonie von Erd- und Himmelhaftem kein Rheinländer! Unterscheidet sich der rheinfränkische Titan mit den zwei Seelen in der Brust von seinen allerdings meist rezeptiven Stammesgenossen anders als Shakespeare von dem durchschnittlichen Inselpfaffen! Anders als durch die Gutat des Genies? Schon das rheinische Temperament seiner Mutter gibt darauf Antwort.

Wenn die Rheinreisen, die er im Jahre 1814 und schon im Sommer 1774 mit Lavater und Bafedow unternahm, Goethe auch zu großem Erlebnis wurden und künstlerische Früchte trugen, wie den „Geistesgruß“, das St. Rochusfest zu Bingen oder jene klassische Schilderung in „Dichtung und Wahrheit“, so machten sie doch nicht Epoche wie die gemeinsame Rheinfahrt Arnims und Brentanos im Jahre 1802. Man braucht nur diese beiden Namen zu nennen, um sich zu vergegenwärtigen, wie eng die von der Diesseitigkeit des Klassizismus und der Aufklärung sich abwendende und zu dem Ideal der gotischen Gesamtgeistigkeit zurückkehrende Romantik mit dem Land der Burgen und Dome verknüpft ist. Napoleon erkannte ihre weit über die rheinischen Grenzen hinausgreifende Bedeutung, wenn er den Rheinischen Merkur des jungen Görres als die sechste Großmacht bezeichnete. Die Brüder Grimm aus Hanau und Niklas Vogt aus Mainz wurden zu Schatzgräbern deutschen Volkstums.

Von den nachromantischen Richtungen ist das junge Deutschland nur durch Heinrich Heine aus Düsseldorf zu Weltruhm gelangt. In dieser Dichtererscheinung, die aller Rassenunterschiede spottet und die rheinische Seele in ihren widerspruchsvollsten Lichtbrechungen zeigt, schließen Landschaft und heimischer Stoff, die von der Romantik geweckte Empfindung für Vergangenheit und Gegenwart alten Kulturbodens zum ersten Male ihre

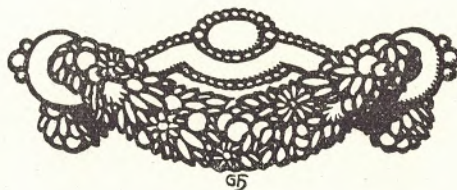
reichen Soldadern auf. Die Lorelei, Die Wallfahrt nach Revelaer, Der Schelm von Bergen sind unzertrennlich von dem deutschen Strom. Auch die kulturhistorische Novelle, die Niehl aus Viebrich zu hoher Vollendung brachte, ist eine Tochter der Romantik. Sowohl er wie Immermann mit seinem an hohe Vorbilder heranreichenden Schaffen retteten die Zeittliteratur aus der Spielerei sterbender Kräfte auf den Boden einer gesunden Realistik. Denn mit dem Bonner Maitäferbund, der sich um Gottfried und Johanna Rinkel, Karl Simrock und Wolfgang Müller von Königswinter scharte, den Wuppertaler Dichtern und dem romantischen Kreis in Düsseldorf geraten wir schon in das Epigonentum. Die Gelegenheitspoesie der politisch-sozialen Dichtung erreichte mit dem Zusammenbruch der deutschen Revolution von 1848 ihr Ende, das nur Nicolaus Beckers Rheinlied und Schneckenburgers Wacht am Rhein überlebten.

Alles drängte zu der Literaturrevolution der achtziger Jahre. Das Rheinland gab ihr den geistigen Vater: Heinrich Hart aus Wesel, dessen „Kritische Gänge“ mit allem Überlebten und Dekadenten abrechneten. Und auch an den „Modernen Dichtercharakteren“, deren Erscheinen im Jahre 1885 die Geburtsstunde des Naturalismus bedeutet, war ein Rheinländer beteiligt: Karl August Hückinghaus aus Remscheid.

Es ist kein Wunder, daß die vielfachen Kreuzungen des rheinischen Blutes sich unter der Gunst der Umwelt stärker bemerkbar machen, seit moderne Verkehrstechnik die Landschaft entlokalisiert und heimatliche Eigenart auslöscht, geistige Differenziertheit an die Stelle gemeinschaftlicher Weltanschauung getreten ist und Artenbildung ins Ungemessene fortschreitet. Die Realisten Clara Viebig, Nanny Lambrecht und Richard Wenz, die echt rheinischen Optimisten Bloem, Herzog und Lauff, die überzeitlichen Prosaischen Wilhelm Schäfer, Ponten und Schmidtbonn, die Neuromantiker Eulenberg, Adele Gerhard und Brües, die Lyriker Windler, von Hahfeld, Rneip und Bsch, der Impressionist Paquet, die Expressionisten Fritz von Unruh und Hasenclever, der Mystiker Stefan George — sind nur einige*) der vielen Namen, die andeuten, in wieviel Adern das zeitgenössische rheinische Schrifttum Blutströme sendet.

Ja, mehr und mehr beginnt sich zu zeigen, daß das rheinische Stromgebiet mit seinen fernsten Verästelungen auch mit der mächtigsten geistigen Pulsader Deutschlands zusammenfällt.

* Der Verfasser Leo Sternberg in Rudesheim muß an dieser Stelle ebenfalls genannt werden. Auch er verwaltet mit den Dichtern, die er in den obigen Zeilen genannt hat, ein gutes Stück des Erbes der rheinischen Dichtung. Er ist der ausgesprochen lyrische Neu-Romantiker des Rheins, im Gegensatz zu den Dichtern der rheinischen „Wirklichkeits-Romantik“ (diese Wortzusammensetzung scheint ein Widerspruch zu sein, ist es aber nicht), wie etwa Wilhelm Schäfer, Schmidtbonn, Alfons Paquet usw. tb.



Theater, Kunst und Wissenschaft an Rhein und Ruhr

(Kurze Rückschau)

Düsseldorf. Zum Schluß der Spielzeit brachte die Oper noch eine Neu-Inszenierung von Richard Strauß' „Elektra“ als würdige Feier des 60. Geburtstages des Komponisten. Hätte man auch gewünscht, nicht gerade dieses stark intellektuelle, mit genialer technischer Kunstfertigkeit, aber ohne zwingendes seelisches Empfinden gemachte Werk zu hören, muß man gerechterweise doch der Ausführung hohes Lob zollen. Sie war nicht nur ausgezeichnet vorbereitet, sondern bot auch Erich Orthmann Gelegenheit, als musikalischer Leiter zu zeigen, daß seine eigentliche Begabung durchaus in der Richtung der modernen Oper liegt. Seine starke innerliche Beteiligung bei der Ausdeutung der Partitur riß alle Mitwirkenden zu Höchstleistungen hin. Mit faszinierender Kraft und menschlicher Vertiefung gestaltete Agnes Wedekind-Wendt (Staatsoper, Berlin) die Elektra. Scharf profiliert war die Klytemnestra von Emmy Senff-Thies, rührend die Chrysothemis Marg. Bäumers. B. Pütz bot einen stimmreichen Orest. — Die Regie bot Dr. W. Becker erneut Gelegenheit zu bemerkenswerter Kunstfertigkeit. Er stellte die Darstellung ganz auf Ausdrucksintensität. Unterstützt wurde er durch das eindringliche Bühnenbild von Theo Schlonski, das monumentale, einfache Linien zeigte und in seiner drückenden Schwere von vornherein auf tragisches Geschehen deutete. Eigenartige Raumgestaltung, die den Königspalast rechtwinklig über die Bühne stellte, gab dem Bewegungsrhythmus der Darstellung ungewöhnliche Freiheit. Vor allem der schauerliche Triumphtodesanzug der Elektra gewann dadurch an Eindringkraft.

Der statistische Bericht über die Spielzeit 1923/24 in den städtischen Theatern zeigt — in großen Zügen — folgendes Bild: Die Oper umfaßte 288 Vorstellungen, von denen 149 mit 22 Werken 12 deutschen, 139 mit 15 Werken 11 ausländischen Komponisten gehörten. Die starke Betonung von Thomas (30 mal) und Puccini (21 mal) ist angesichts der deutsch-kulturellen Aufgaben der Theater im besetzten Gebiet um so bedauerlicher, als Mozart es nur zu 13, Beethoven zu 6 und Weber gar nur zu 3 Aufführungen brachten. Die 45 Wagner-Aufführungen vermögen diesen Eindruck ebensowenig nach der Plusseite zu verschieben, wie die 27, die Vorhänge erreichte, da ihnen leider Leoncavallo und Mascagni (je 10 mal), Gounod (6 mal), Meyerbeer (10 mal) als künstlerische Noten gegenüberstehen. Die übrigen Vorstellungen verteilten sich auf: Verdi (34), Bizet (14), Flotow (11), Humperdinck (11), d'Albert (10), Offenbach (8), Smetana (7), Goldmark (6), Cornelius (6), Alfano (4), Aluber (4), R. Strauß (2). Neben einer einzigen Uraufführung gab es 6 Neu-Inszenierungen von bemerkenswerter Eigenart und einige Neu-Einstudierungen. — Das Schauspiel brachte 201 Vorstellungen, und zwar 172 mit 21 Werken von 22 deutschen und 29 mit 5 Werken von 5 ausländischen Verfassern. Künstlerisch reichhaltig war der Spielplan leider nicht, wenn auch die Aufführungen unter J. Münchs, Ad. Dells oder H. Deuningers zielbewußter Führung auf künstlerisch einwandfreier Höhe standen. Von Werken, die der Weltliteratur angehören, erlebte man lediglich Schillers „Maria Stuart“ (20), Goethes „Clavigo“ (8), Shakespeares „Coriolan“ (7). Von jungen Dramatikern kamen zu Worte: Mohr mit „Improvisationen im Juni“ und „Das gelbe Zelt“ (15), J. Jofft mit „Propheten“ (10), Alverdes mit „Ewige Weihnacht“ (5), Soller mit „Maschinenstürmer“ (2). Strindbergs „Scheiterhaufen“ gelangte 10 mal zur Darstellung, Wedekinds „Liebestrank“ 9 mal, Rosenows „Kater Lampe“ 16 mal, Zagores „Das Opfer“ 4 mal, Schnitzlers „Anatol“ 8 mal, Wildes „Dealer Gatte“ 5 mal. Die übrigen aufgeführten Werke entbehrten jeglicher Bedeutung. Die Operette war 148 mal mit 17 Werken von 11 Komponisten vertreten.

Die Freilichtbühne für Volkskultur zeigte auch weiter ein intensives künstlerisches Streben. Nur erscheint die Wahl der Stücke nicht immer ganz glücklich. Schwere Tragödien, wie Grillparzers düstere „Medea“, widerstreben den Voraussetzungen des Freilichttheaters allzu sehr, um zu restloser Wirkung gelangen zu können. Die Aufführung hinterließ einen etwas zwiespältigen Eindruck, obwohl Ed. Sturm das Bühnenbild überaus eindringlich gestaltet hatte und Kurt Eggers Restner sich als Spielleiter um seelische Durchdringung bemühte.

Theo A. Sprüngli.

Unsere Kunstbeilage (Titelbild) stellt einen Blick auf das Nationaldenkmal auf dem Niederwald — über Rüdesheim am Rhein, gegenüber Bingen und der Mündung der Nahe — dar. Wer, wie der Herausgeber dieser Zeitschrift, sich noch an die Jahre erinnert, wäh-

rend denen dieses Mal deutscher Einigkeit und deutscher Siege der Wallfahrtsort ungezählter Deutschen aus allen Gauen war, der erschaut das Denkmal heute mit Schmerz, aber auch mit Hoffen. Denn er muß es für unmöglich halten, daß der große vaterländische Schwung unseres Volkes, seine Begeisterung für seine Großen und seine Großtaten ganz und gar und für immer vernichtet sein sollten. Er muß glauben, daß — wann auch immer — wieder einmal Tage kommen, die alles wieder gut machen. — Das Bild ist eine Vergrößerung nach einer Postkarte aus dem Verlag von Hermann A. Wichmann in München. In diesem Verlage, der wirklich hochkünstlerische Postkarten Sammlungen unter dem Gesamttitel „Aus unserer Heimat“ erscheinen läßt, finden sich auch einige Folgen „Am Rhein“, die äußerst stimmungsvolle, mit feinstem künstlerischem Empfinden hergestellte Landschafts- und Architekturaufnahmen von Theodor und Oskar Hofmeister wiedergeben. — Die Bilder auf den Seiten 259 bis 262 sind im Selbstverlag von Carl Richard, Königswinter a. Rh., erschienen. Die Bilder geben den Stimmungsgehalt der Landschaft in meisterhafter Weise wieder; der Photograph ist hier ein Künstler, der nicht „abphotographiert“, sondern die Landschaft, die er kennt und liebt, malt, fast wie ein Maler sie darstellen würde. So waren diese Bilder der geeignete Schmuck für das vorliegende Heft, das zu einem Teil dem deutschen Rhein gewidmet ist. Der Verlag Richard hat die Aufnahmen nicht nur in Postkartenform herausgebracht, sondern auch in größeren Formaten als Wandbilder.

th.

Wilhelm Marx †. Am 30. Juli starb unerwartet an einem Schlaganfall der frühere Oberbürgermeister von Düsseldorf, Wilhelm Marx im Alter von 73 Jahren. Sein Tod hat weit über die Stadtgrenzen hinaus aufrichtige Anteilnahme hervorgerufen, denn Wilhelm Marx war infolge seiner engen Fühlung mit der Industrie, dem Gewerbe und dem Handel ein Führer des rheinisch-westfälischen Wirtschaftslebens. Die Stadt Düsseldorf, deren Belange ihm über alles gingen, verliert in ihm den letzten wirklich großen Mann aus ihrer großen Zeit. Ende 1888 trat er als Beigeordneter in den Dienst der Stadt. Eine geborene Führernatur, fiel er schon bald durch eine damals überraschende Kühnheit der Ideen und durch Weitblick seines Geistes auf. Er war der Schöpfer des Hafens, der Rheinverschiebung, der Ufererhöhung längs der Altstadt und des Kaiser-Wilhelm-Parks. Nach seinen Ideen hat die Stadt ihr Gesicht dem Rhein zugewandt. Seine Schöpfer- und Schaffenskraft entfaltete sich vollends, nachdem er Ende 1898 einstimmig zum Oberbürgermeister erwählt war. Ein feind engherziger bürokratischer Verwaltung, hielt er die Selbstverwaltung der Stadt für fähig der höchsten und größten Aufgaben. Er zog Handel und Industrie heran und verknüpfte sie unter angenehmen Lebensbedingungen mit der Stadt, schuf in steter innigster Verbindung mit den führenden Männern der Kunst, des Handels und der Industrie die großen Ausstellungen, namentlich die bedeutendste im Jahre 1902, die Rheinische Bahngesellschaft, die Brücke nach der linken Rheinseite, eine Reihe von Konzernen, die Verschönerung der Stadt, die großen Eingemeindungen; er machte Düsseldorf zur Großstadt. Als einer der ersten Führer des Wirtschaftslebens am Niederrhein und in Westfalen gründete er u. a. in Düsseldorf den Industrieklub, jene bedeutungsvolle Vereinigung in Düsseldorf, die ein Sammelpunkt der ganzen wirtschaftlichen Welt des Westens zur Beratung aller schwierigen Fragen des Wirtschaftslebens geworden ist. Ihm verdankt Düsseldorf auch das Oberlandesgericht, das Schauspielhaus, die Erwerbung des Schlosses Jägerhof u. a. m. Als er 1910 sich körperlich den großen Erfordernissen des Dienstes nicht mehr voll gewachsen fühlte, trat er von seinem Amt zurück. Bei seinem Ausscheiden verlieh ihm die Stadt die höchste Ehre, die sie erweisen konnte, sie ernannte ihn zu ihrem Ehrenbürger. Auch als ihr Ehrenbürger wirkte er unermüdlich weiter für ihr Blühen und Gedeihen, indem er die Fäden der westlichen Industrie immer mehr nach Düsseldorf zog und mit Düsseldorf fester verknüpfte. Seit 1911 stellte Wilhelm Marx seine ganze Kraft in den Dienst der Industrie, insbesondere war er Repräsentant der Disconto-Gesellschaft für das niederrheinische Industriegebiet. Er war Aufsichtsratsmitglied in den bedeutendsten Gesellschaften des Bezirks. So gehörte er u. a. dem Aufsichtsrat der Siemens-Rheinische-Schuckert-Union, der Deutsch-Luxemburgischen Bergwerks- und Hütten-A.-G., der Gelsenkirchener Bergwerks-A.-G. und der Disconto-Gesellschaft an.

Düsseldorfs Geschichte bezeichnet in der Entwicklung der Stadt den früheren Oberbürgermeister Marx als den hervorragendsten, genialsten Schöpfer und Führer.

Die Stadt Düsseldorf und mit ihr weite Kreise des Rheinlandes und Westfalens, vor allem die rheinisch-westfälische Industrie, trauern aufrichtig um ihn, dessen Andenken fortleben wird für alle Zeit.

Kortum, Karl Arnold. Am 15. August sind hundert Jahre seit dem Tode des Dichters und Schriftstellers Kortum verflossen. Er war am 15. Juli 1745 in Mülheim a. d. Ruhr geboren und lebte seit 1771 als Arzt in Bochum, wo er auch verstarb. Er schrieb mehrere gemeinnützige Werke, z. B. über Bienenzucht und über antiquarische Gegenstände sowie eine bemerkenswerte Verteidigung der Alchimie (Duisburg 1789). Am bekanntesten war er jedoch durch sein namenlos erscheinendes Heldengedicht in Knittelversen. „Leben, Meinungen

und Taten des Hieronymus Jobs, des Kandidaten“ (Münster 1784), das später unter dem Titel: „Die Jobsiade“ (zuerst Dortmund 1789) zahllose Auflagen bis in die neuere Zeit erlebte. Diese wichtige Ver-spottung eines verbummelten Studenten, womit er den Sohn einer bekannten Bochumer Familie geißelte, hat den berühmten, aus Remscheid stammenden Maler Johann Peter Hasenclever zu einer ganzen Reihe vorzüglicher Gemälde und unseren Wilhelm Busch zu köstlichen Illustrationen begeistert.

Du sollst an Deutschlands Zukunft glauben,
an deines Volkes Aufersteh'n;
laß diesen Glauben dir nicht rauben,
trotz allem, allem, was gesch'eh'n!

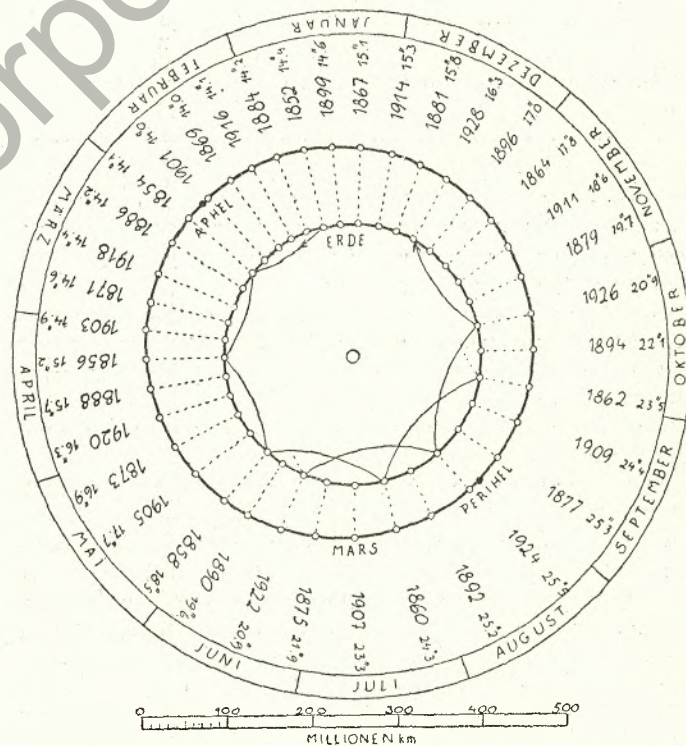
Und handeln sollst du so, als hinge
von dir und deinem Tun allein
das Schicksal ab der deutschen Dinge
und die Verantwortung wär' dein!

Fichte.

Der Sternhimmel im August 1924. Der Monat August 1924 steht im Zeichen des Planeten Mars. Dieser Himmelskörper kommt am 23. August in Opposition zur Sonne, die diesmal eine der günstigsten ist, die sich überhaupt ereignen kann. Nähere Aufklärung über die Gründe, welche das außerordentliche astronomische Ereignis herbeiführen, gibt die Zeichnung. Sie ist gemeinverständlich genug. Die Marsbahn hat im Gegensatz zur Erdbahn so große Exzentrizität (Abweichung von der Kreisbahn), daß Mars in seiner Sonnennähe der Erde sehr viel näher kommt als in seiner Sonnenferne (der Unterschied beträgt mehr als 40 Millionen Kilometer). Geht man von einer gegebenen Opposition aus, so hängt es offenbar ausschließlich von der Zeit, die jeder der beiden Planeten zum Umlauf in seiner Bahn gebraucht, ab, wann und an welcher Stelle der Ekliptik (d. h. an welchem Tage des Jahres) die nächste Opposition stattfindet. Der Außenkreis der Zeichnung gibt den Jahreslauf der Erde an. Mars gebraucht 1 Jahr 321,7 Tage, um seine Bahn einmal zu durchlaufen. Aus diesem Verhältnis ergibt sich, daß zwischen zwei Oppositionen 2 Jahre 50 Tage vergehen und daß sich die Oppositionen mit großer Annäherung in einem Zeitraum von 79 Jahren in derselben Weise wiederholen. Die Zeichnung stellt alle Oppositionen dar, die in die Zeit von 1852 bis 1931 fallen (1931 fällt wieder mit 1852 zusammen). Neben den Jahreszahlen ist der Durchmesser angegeben, mit dem sich in den einzelnen Oppositionen die Marscheibe dem irdischen Beobachter darbietet oder darbieten wird. Man sieht, daß die Scheibengröße sehr stark schwankt. Bei Oppositionen in der Gegend des Marsapheliums (Sonnennähe) beträgt der Durchmesser nur etwa 14 Sekunden, bei solchen in der Nähe des Marsperiheliums (Sonnennähe) über 25 Sekunden, also ungefähr eine halbe Minute, deren sechzig auf einen Grad gehen (ein Grad entspricht etwa dem doppelten scheinbaren Sonnendurchmesser). Die günstigsten Oppositionen ereignen sich stets im August oder September, wenn Mars im Wassermann steht. Der Planet kommt also in unseren Breiten zu diesen Zeiten nicht sehr hoch über den Horizont. Die letzte Opposition von gleich günstiger Art wie 1924 fand 1845 statt, die nächste wird erst 2003 sein; wir haben es also in der Tat mit einem seltenen himmlischen Ereignis zu tun, und man wird es verstehen, daß die astronomische Welt große Vorbereitungen getroffen hat, um den Planeten während seiner Erdnähe genau beobachten und vielleicht dieses oder jenes seiner zahlreichen Geheimnisse entschlüsseln zu können. Übrigens fallen streng genommen die Oppositionen von 1845, 1924 und 2003 nicht mit dem Marsperihel zusammen, der Planet kommt in diesem Jahre erst am 30. August in Sonnennähe. Etwa von Mitte August ab wird Mars ein höchst auffallendes Objekt am Himmel sein. In rötlichem Licht strahlend übertrifft er dann selbst den Jupiter an Leuchtkraft, er ist mithin, wenn wir von Venus absehen, der hellste Stern des Himmels. — Bleiben wir bei den Planeten. Merkur geht in der ersten Hälfte des Monats August etwa dreiviertel Stunden nach der Sonne unter, er wird aber in der hellen Abenddämmerung nur schwer zu sehen sein. Venus ist Morgenstern; am 7. August strahlt sie im höchsten Glanz. Jupiter im Skorpion wird Abendstern. Ende des Monats geht er schon um 10 Uhr unter. Saturn verschwindet im Verlauf des August in den Strahlen der Sonne. Am 14. August findet eine totale Mondfinsternis statt, die in Europa gut zu beobachten ist. Beginn der Verfinsternis nachmittags 7 Uhr 31, Beginn der Totalität 8 Uhr 30, Mitte der Finsternis 9 Uhr 30, Ende der Totalität 10 Uhr 9, Ende der Finsternis überhaupt 11 Uhr 8. Eine partielle Sonnen-

finsternis ereignet sich am 30. August. Sie ist nur in den Polarländern sichtbar.

Von den Sternbildern neigen sich gegen 10 Uhr abends um die Mitte des Monats im Westen und Südwesten Waage und Skorpion dem Untergang zu. Bootes, Nördl. Krone, Herkules, Schlange und Schlangenträger sind ganz auf den Westhimmel gerückt. Tief im Süden kulminiert der Schütze. Von hier wird der Verlauf der Ekliptik in aufsteigender östlicher Richtung durch die Sternbilder des Stein-



Die Marsoppositionen von 1852 bis 1928
(Aus Henjeling „Sternbüchlein 1924“)

bocks, Wassermanns (mit Mars!), der Fische und des Widders gekennzeichnet. Fast im Zenith funkelt Vega in der Leier, östlich von ihr finden wir Deneb im Schwan. Altair im Adler kulminiert um die Mitte des Monats bereits gegen 10 Uhr abends. Im Nordosten steigen die Sterne des Perseus höher heraus, sie leiten hinüber zu dem W der Cassiopeja und zu dem langgestreckten Bilde der Andromeda. Leicht aufzufinden im Osten ist das große Viereck des Pegasus. Der Große Bär beherrscht den Nordwestquadranten, die Deichsel zeigt nach Westen.

Das schreitende Herz

VON LEO STERNBERG

Es gibt Hände, unter deren Berührung das Unscheinbarste zauberhaft aufleuchtet, und wieder solche, die alles, was sie anfassen, entzaubern. Denn der Nüchterne zieht Nüchternheit an, und nie bekommt er auf seinen baumlosen Straßen das Wunder zu sehen, das dem andern auf Schritt und Tritt begegnet.

Wunderlosigkeit! Das war der Fluch des ältlichen Grafen von Habsburg, der als König Rudolf den Thron bestieg.

Die ländergierigen Fürsten brauchten einen Krämerkönig, der für bare Münze sein Insigne unter ihre Willenbriefe setzte, und die verwilderten Junker trohten Geseß und Recht auf tausend Felsenestern, vor denen weder das Schiff im Strom noch der Planwagen auf der Landstraße sicher war.

Eine Krone ohne Glanz, die Ausländer billig erhandeln konnten. Unter den einheimischen Großen fand sich keiner, der sich um den leeren Königstitel bewarb.

Auf wen anders hätte die Wahl also fallen sollen, als auf einen Mann, für den es nichts gab, was in die Wolken entrückte, und daher auch der Thron nur auf platter Erde stand!

Sie fiel auf den geborenen Fürsten der Alltäglichkeit. Aber wie die Menschen einmal sind, dachte es dem kahlköpfigen Habsburger gleichwohl, als ob ihm der Märchenkranz des Königtums nur darum fehle, weil man ihn nirgends verführerischer gesehen, als auf dem Lockenhaupt des jugendlichen Böhmen. Und als der verhasste Ottokar, den reichgestickten Mantel über goldner Rüstung und statt des Helms die Krone auf dem Haupt, als wäre er der Kaiser, zur Belehnung einritt, empfing ihn Rudolf hochfahrend — im grauen Feldwams, mit der vernichtenden Kraft der schlichten, adligen Gesinnung den prunkenden Phantasten zu zerblitzen.

Allein, obwohl der stolze Vasall vor aller Augen knien mußte, blieb er der Welt das Sonntagskind, von Feen, Alraunen und Zauberinnen umgeben, von allen Sängern in das Lied geflochten — und er der Ritter Habenichts, der Rüben aß und nirgends Träume hinterließ, wo er gegangen. So rannte er den Träger der unsichtbaren Krone zuletzt mit seinen wilden Kumpanen nieder, wie Luzifer blind gegen den Seraph rennt.

Was nützt der Sieg der Finsternis! Das Licht kehrt ewig wieder und sticht dem Feindseligen in die Augen.

Wenn er bisher mit Fleisch und Blut gekämpft, so mußte er jetzt den Kampf aufnehmen mit Gespenstern — er, der nicht glauben wollte, was nicht greifbar war, obwohl er selbst vergebens sich nach der Begegnung mit dem Engel sehnte!

Er trug die Krone und hatte sie dennoch nicht! Raum nämlich lag des Böhmen Herrlichkeit im Staub, so ging im Volk die Sage um, der große Hohenstaufe sei wieder aus dem Grab gestiegen, und allenthalben tauchte die Kunde auf, man habe den Auferstandenen gesehen, der den Ruhm des Reiches wieder aufzurichten komme.

Was tat's, daß Eile Rolup ein Betrüger war — der Name des hochfliegenden Hohenstaufen hatte Macht genug, den biedereren Werktagkönig zu überschatten. Mit Heeresmacht mußte Rudolf gegen ein Wahnbild ziehen und konnte den armseligen Bauer, den die Reichsstädte in ihren Mauern bargen, erst als Magier richten und verbrennen, nachdem der Reichsmarschall den Zauber von ihm gebannt!

„Sitz fest, Herr Gott, auf deinem Stuhl, daß der Habsburger dich nicht auch verdränge“ — so sagten sie jetzt von ihm. Ja, was die Faust vermag, vermochte er. Er kletterte auf Händen und auf Füßen, wenn es den Feind zu überumpeln galt. Doch den Geist, der wider ihn war, zu bannen — gelang ihm nicht.

Ewige Jugend der Welt! Nur mit der Jugend des Herzens ließ sie sich gewinnen.

Doch wenn das Salböl denn auf seinen Graukopf nicht mehr die Gnade hohen Erlebens goß, so mochte Jugend ihm den Schlüssel bringen, der den Kerker der Begrenztheit öffnet — auf Gipfel, die zwischen Himmel und Erde sind. Er machte Isabella von Burgund, die fünfzehnjährige, zu seinem Weib.

Der letzte Waffengang mit dem Schicksal! Er verlor ihn. Mitleidlos, wie Kinder sind, schlugen die Raketenpfötchen der gelangweilten kleinen Königin den Schleier von dem Selbstbetrug seines dufflosen Verbens. „Laß das! Burgund ist deine Frau. . . Nicht ich! . . . Auch deine sechs Töchter hatten Herzen, aber dir waren sie nur sechs Ketten, sechs Herzogtümer zu schmieden an deinen Thron.“

Nicht anders stand er da, als Adam bei der Gottesfrage: „Woher weißt du, daß du nackt bist?“

Selbst die Liebe sah ihn an mit scharfen, eisigen Augen, die jeden schönen Schein entlarvten, und ließ ihm nicht den Flügel ihres Glaubens.

Verzicht — hieß seine Strafe. Kein Odem hauchte ihm beseuernd in die Brust und blies die großen Pläne an, die nur aus hohem, heißem Herzen kommen. Ein Mann des Hirnes denn! Kein Wesen ohne Kopf. Kein Held des Herzens. Umkreisen nicht höhere Geister den Gefalbten? Vernahm nicht Salomo die Stimme des Winds? Nein — er war kein König. . .

„Die Zeit ist klein, es gibt nichts Großes mehr“ — so reckte er sich über sein Schicksal auf — „besser gut regieren, als das Reich erweitern. . . Aber ist der Königspurpur nicht mein Teil, so will ich wenigstens ein treuer Hausvogt heißen, der Zucht und Ordnung hält, und mit eisernem Besen unter die Räuber fahren!“

Denn unbekümmert um die Reisigen der Städtebünde und das Freigericht der heiligen Feme, schickte Nachbar dem Nachbar den Absagebrief, und der freche Uebermut des gewappneten Strauchdiebs schleppte Reisende ins Burgverlies, brannte Dörfer nieder und verwüstete die Ernten. Das Land glich einer einzigen Räuberhöhle.

Eine Burg nach der andern fiel nun, und allenthalben baumelten die Stegreifritter des heiligen römischen Reichs am Galgen, wie der König es geschworen.

Da kam das Unerwartete. Denn nur das Ungewollte geschieht.

Dicht über der Uferstraße, mit unheimlichen Scharten in geschlossener Mantelmauer und lauerndem Wachtürmchen schräg über einer Ecke, drohte der finstere Reichenstein herab, das Tal beherrschend, wo der Morgenbach sein Riesgeröll wie ein natürliches Vorwerk in das verengte Strombett schiebt. Das gefürchtetste Raubnest am ganzen Rhein, das unbezwinglich schien und noch allein inmitten rauchender Trümmer den Wurfmaschinen der Belagerer trohnte.

Dem König aber wuchs die gewaltige Feste zur höllischen Hochburg des Menschenwillens auf, an der es die eigene Kraft zu erproben galt.

Wochen vergingen, bis zäher Siegerwille den stärksten Willen im Lande — so schien es — endlich gebrochen. Denn hohläugig und vom Hunger abgezehrt, trat der baumlange Bolanden mit dem weißen Stab in Händen vor das Burgtor. Neun Söhne hinter ihm drein, die ihn überragten.

Für Vater und Söhne aber waren schon dem Strom entlang die dreibeinigen Gerüste aufgerichtet. Und was Hunger und Niederlage nicht vermocht, vollbrachte nun der fürchterliche Anblick. Raum daß der Niebesiegte von der Zugbrücke herab die zehn nachbarlichen Galgen dem Rauch der gischenden Brandung entsteigen sah, brach er in väterlicher Not zusammen. „Nicht für mich rufe ich Gnade! . . Doch Erbarmen für die Meinen! . . Schonst meines Jüngsten Haupt! . . Rächt mein Verschulden nicht an diesen goldnen Locken!“

Und alle seine Söhne, von dem Kniefall des Weinenden mit in die Knie gezwungen, ließen — einer edler und ritterlicher als der andre —, gefesselt von dem Liebeswort, den Nacken sinken.

Alles, was umherstand, streckte unwillkürlich die Arme nach dem König aus und umringte ihn — eine Speermauer von Bittflehenden.

Wie? War wiederum einer aufgestanden mit der unsichtbaren Krone auf dem Haupt? Maßte wieder einer sich den Purpurpomp der Größe an? Ein Landfriedensbrecher und gemeiner Räuber? Nein!

„Zu nichts sollt Ihr begnadigt sein, Philipp von Bolanden, als zu ritterlichem Tod durchs Schwert. . . Doch gut“ — denn nun wollte er den Söhnen des Wunderglaubens, seinen ärgsten Feind, triumphierend in Grund und Boden schlagen — „wenn Ihrs vermögt, an der Reihe Eurer Söhne hauptlos entlang zu schreiten, so ist das Leben denen, bis wohin Ihr gehen könnt, geschenkt. Wo nicht —“

Philipp von Bolanden klirrte in die Höhe. Zugleich die Schar der Jünglinge, die sich voll Entsetzen an ihn hängten, da sie dem ringend Aufgestraften ansahen, wie er mit steinernen Fäusten sich zu Gewaltigem bereitete.

Sich windend drückte er mit flachen Händen eine Brust nach der andern jezt von sich hinweg und setzte wie eine Bildsäule sich in Bewegung — dem Sandhaufen auf der Wiese zu. Es war der Richtplatz.

Weinend abgewendet stürzten die neun Brüder sich in die Arme, während der König verlegen die Lippe nagte, bis sie sich endlich voneinander lösten und, der älteste zunächst dem Vater, der jüngste am äußersten Ende der langen Reihe — eine Phalanx zitternder Herzen — sich aufgestellt.

Noch ein fester Blick des zum Leben Zurückgewandten, als mähen seine Augen die Entfernung ab bis dahin, wo er seinen Jüngsten sah — und im nächsten Augenblicke rollte sein Haupt im Sand.

Da geschah das Unmögliche. Langsam richtete der blutende Rumpf sich auf und fing zu schreiten an. . . Aller Odem in der Runde stockte. . . Die gedrängte Reihe der Söhne — die Hälse vorgelegt. . . Das Gefolge angewurzelt. . . Der König taumelnd. . . Neben dem vorwärtsschwankenden Leichnam herlaufend, mit offenem Mund, das verborgene Auge des schreitenden Blutes suchend, den unsichtbaren Willen der zugekrampften Fäuste. . . Vor seinen geöffneten Augen — das Unglaubte. Das Wesen ohne Kopf, das wandelnde Herz! . . Seite an Seite — Unsterbliches und er! . . Und er immer nebenher mit vorgestreckten Händen, als müßte er das rinnende Blut darin fangen. . . Einen Tropfen von dem Blut, das ihm gefeßt.

Rein Haarbreit früher, als er lebend gewollt, schlug der Körper des schreitenden Toten zu Füßen des jüngsten Bolanden mit entspannten Fäusten in das Gras.

Traumdunkel fieberten des Königs Augen aus seinem geisterbleichen Angesicht — zum erstenmal in seinem Leben funkelnd vom Lichte einer andern Welt.

Doch wer sein Wesen ändert, naht dem Ende. Die Aerzte sprangen herzu, die Hand am Puls des Entfärbten, und riefen nach einem Gespann, die sinkende Kraft ihres Herrn in die Rissen seiner nahen Pfalz zu betten.

Der König aber, ohne zu erschrecken, richtete sich in ganzer Größe auf, schlang beide Arme rechts und links, sich stützend, um den Hals zweier stämmigen Knappen und stellte sich mit der Kraft des hauptlosen Willensriesen an die Spitze des Gefolges. „Nein, auf nach Speier. . . In den Dom! . . Jetzt bin ich würdig, neben — Kaisern zu ruhn. . .!“

Die Burg

Von Robert Reinick.

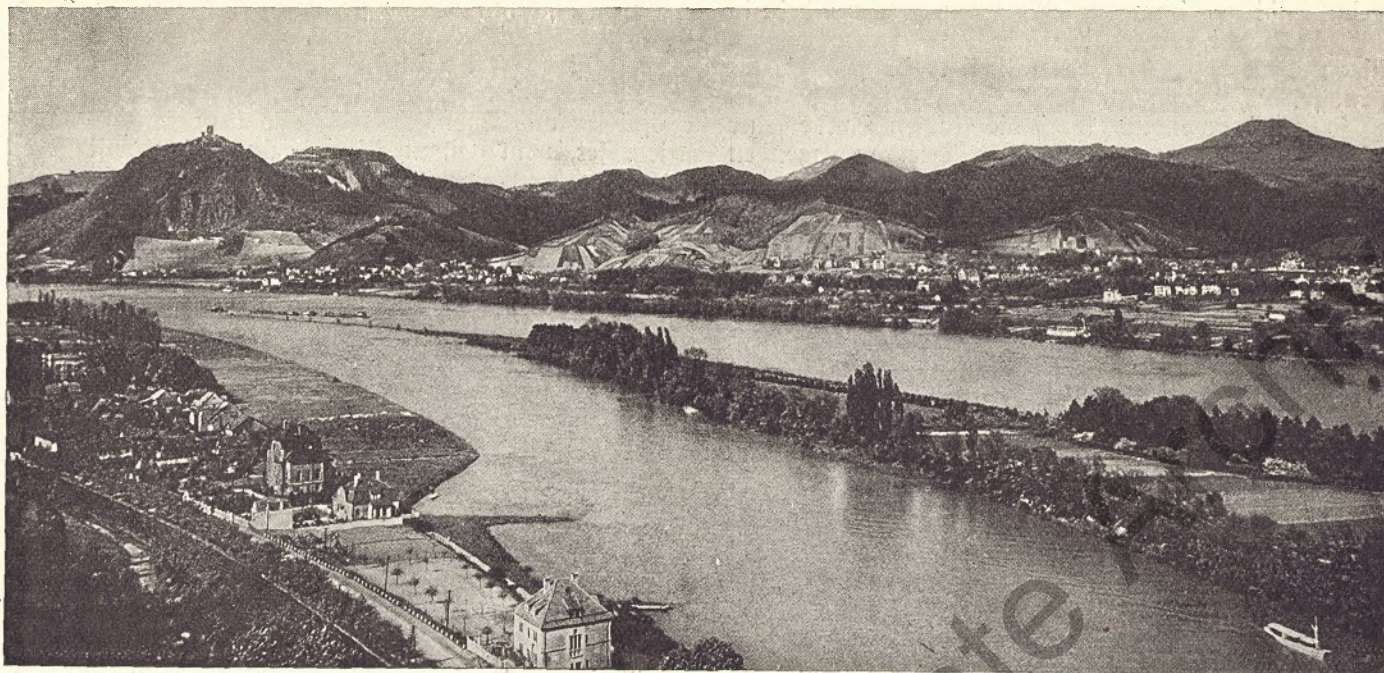
Geh' ich Trümmer ragen
hoch am Felsenrand,
träum' ich von den Tagen,
wo die Burg hier stand;

Wo die Hörner schallten
zu der lust'gen Jagd,
wo die Fahnen wallten
zu der wilden Schlacht.

Wo die Türme stiegen
in die Luft so schlant,
wo auf hohen Stiegen
klirr' der Waffen Klang;

Männer sah man streiten
hier mit Heldenmut,
wilde, rauhe Zeiten
tobten hier in Wut.

Mag der Wind verwehen,
was die Zeit entkrafft,
Eines soll bestehen:
deutsche Heldenkraft.



Das Siebengebirge

Phot. Richarz, Königswinter

Am Rhein

Von Otto Reich-Balgeheim

Der Deutsche, der in unseren Tagen an den Rhein denkt und von ihm spricht, tut es mit einem bitteren Gefühl im Herzen. Auf ihm lastet der harte Schmerz, daß ihm ein Besitz verkümmert ist, der das heilige Erbe seiner Väter darstellt.

Wie schwer der Rheinländer selbst an seinem Schicksal trägt, vermag nur der zu begreifen, der die Liebe des Rheinländers zu seinem Strom kennt. Er möchte hinaus-schreien in die Welt seinen Schmerz, er möchte sein Recht vor aller Welt verkünden — er darf es nicht, er ist nicht frei, er ist geknechtet.

Dieses Heft des „Werkes“ hat sich zu einer Art „Rhein-Heft“ gestaltet, nicht aus irgendeiner Absicht heraus; es ist wohl aus dem Gefühl des Herausgebers zu einem solchen geworden. Konnte es ein anderes als ein bitteres sein, da ich in den Tagen am Rhein weilte, in dem vor zehn Jahren das Schicksal seinen Lauf einsetzte, der zu einem so furchtbaren Ende führen sollte, trotzdem wohl noch nie ein Volk so stolz, so opferfreudig, so sehr von seinem Rechte überzeugt, so froh und treu und fromm in den Krieg zog, wie damals das deutsche Volk! Wenn ich einige Worte über den Rhein sage, so sind das gequälte Worte, zusammenhanglose Worte, denn ich darf nicht so sprechen, wie das Herz es von mir verlangt, wie die zerquälte Seele mich treibt. Ich bin Rheinländer, ich bin nicht frei. Ich muß mich bescheiden, ich darf nicht sagen, was ich sagen müßte. Ich habe Worte, Sätze, Wahrheiten aus diesen Zeilen herausstreichen müssen, weil ich schweigen muß, weil wir Rheinländer dazu verdammt sind, unser Unglück schweigend zu tragen.

Aber mögen wir, mag unser Strom der Freiheit be-raubt sein, mögen wir auf Schritt und Tritt daran er-innert werden, daß dem so ist — die Fesseln sind nur äußerlich. Im Innern sind wir frei, weil wir unseres Rechtes uns bewußt sind, das uns niemand rauben kann, und weil wir wissen, daß Recht Recht ist und bleibt. So

mag der Unschuldige im Kerker im Bewußtsein seines Rechtes sich immer frei fühlen.

Und wir sind deutsch. Der Strom und wir Rheinländer.

Ja, noch ist er deutsch — trotz allem! Trotz — doch schweigen wir.

Solange seine Wasser vom Fels zum Meer strömen, so lange war er deutsch und er wird es so lange bleiben, bis er nicht mehr ist! Noch wälzt er seine Wogen, gespeißt von den kalten, hellgrünen Eiswassern des schwäbischen Meeres vorüber an dem Dom von Speyer, aus dessen stillen Gräbern der Feind im Jahre 1689 die Gebeine der großen Kaiser herausriß und sie schändete, vorüber an dem Dom zu Worms, der Stadt der Burgunden, der Stadt, in deren Mauern Luther, der Deutsche, sein mutvolles Bekenntnis ablegte, zum goldenen Mainz hin, das so oft mit Liebe und Gewalt umworben wurde, vorüber an den Nebenhügeln des sonnigen Rheingaus, auf denen der Segen des großen Karl ruht, vorüber am ragenden Mal deutscher Siege, deutscher Einigkeit und Einheit, hin durch gewundene Täler, vorüber an dem Felsen der Loreley, zu dessen Füßen der Nibelungenhort in den Fluten ruht — ist er das Sinnbild der deutschen Freiheit? — vorüber an den Bergen, von denen die alten Mauern grünen, die in Rauch und Schutt versanken, ohne daß kriegerische Notwendigkeiten, sie zu zerstören, vorlagen — Opfer sinnloser, grausamer Zerstörungswut. Und umfließt rauschend den Pfalzgrafenstein, den Pfeiler jener Brücke, über die Blücher die vaterlandbegeisterten Freiheitscharen aus allen deutschen Gauen gen Westen führte, nach Paris. Und am Fuße der Sieben Berge rauscht der heilige Strom daher, am Fuße des mächtigen Drachensfels vorüber, wo Siegfried, der Deutsche, den finsternen, giftspeienden Drachen erschlug. Er zieht in breiten Fluten weiter am Alten Zoll von Bonn vorbei, von dem herab die urdeutsche, kernige Gestalt von Ernst

Moritz Arndt uns immer wieder zuruft: „Der Rhein ist Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze“, zum heiligen Dom von Köln, der mächtig, ein Gedicht aus Stein, seine hehren Formen in ihm sich spiegeln läßt. Und so wälzt er endlich durch die flachen Lande seine Fluten zum Meere, vorüber an den letzten ragenden Malen seiner Deutschart, vorüber an der Schwanenburg zu Cleve, die Lohengrin, den Gralsritter, beherbergte, vorüber am Viktorsdom, dem herrlichen Bauwerk deutscher Frömmigkeit, das die Stadt Siegfrieds krönt, des Drachentöters, des Sohnes von Sigmund und Siglind, der aufwuchs

„in einer reichen bürge, witen wol bekant,
indene bi dem Rine: diu was ze Santen genant“.



Ruine Drachenfels und Rheininseln

Siegfried, der deutscheste aller deutschen Helden, das Urbild des Deutschen, ein Kind von Gemüt, von Gutgläubigkeit und Vertrauen, von Ehrlichkeit und Reinheit. Siegfried mußte sterben, weil er nicht gewachsen war den Meidern, weil er zu deutsch war; er ist alle Zeit das Urbild des Deutschen. Sein Schicksal muß uns lehren, daß nicht unter dem deutschen Herz die Wachsamkeit erlahme, daß wir Deutsche, wenn wir ehrlich und treu denken und handeln, nicht glauben dürfen, der andere täte das auch. Diese Siegfriedslehre haben uns die letzten Jahre ja leider so deutlich wiederholt.

„Uns ist in alten mæren wunders vil geseit
von heleden lobebaeren, von grôzer arebeit...“

Ja, uns ist in alten Mæren viel gesagt von kühnem Reckenstreit, uns singen die alten Mæren aber vor allem das Lied: Rhein, unser Rhein, du bist deutsch und mußt frei sein! Das ist das heilige Lied, das uns die alten Mæren singen, die deutsche Geschichte sagt, das ist die heilige Pflicht, die du, Vater Rhein, uns auferlegst. Das rauschen uns deine Fluten, das hallt von deinen Felswänden, das raunt aus deinen Tälern — deutscher Rhein —!

*

Es ist still geworden am Rhein. Zwar rattern die Autos in Staubwolken daher, und an Sonn- und Festtagen

füllen pflastermüde Großstadtcharen die ihnen nahegelegenen Städtchen und Berge. Besonders das Siebengebirge ist das Stellbischein für die Massen aus Bonn, Köln und Düsseldorf, aber auch für die zahlreichen Autoausflügler aus Essen, Krefeld, aus dem ganzen Industriegebiet, vom ganzen Niederrhein. Aber sonst ist es doch still, — wochentags verspürt man sogar in ganz kleinen Nestern am Strom, in ganz kleinen Seitentälern noch den Hauch vergangener romantischer Zeiten.

Rheinromantik! Die heutige ist eine andere als die frühere, die eine Mischung war von sentimental-mystischen Empfindungen, zu denen sich Deutschtümeleien gesellten, auf historischen Empfindsamkeiten, auf geschichtlichen Unklarheiten beruhend, weit von aller wissenschaftlichen Geschichte entfernt. Diese Empfindsamkeiten verwoben sich mit Dömen, Burgen und Ruinen, mit Fluß, Nacht und Mondschein, mit Sagen, Legenden und Märchen, mit Bergen, Tälern, Rebhügeln, mit Wein und Liedern zu einer schwärmerischen Liebe, die alles an und um den Rhein herum in verklärem Lichte sah. Diese Empfindsamkeiten der Klopstock, Brentano, Schlegel, Arnim, Eichendorff führten schließlich zu all den Entgleisungen, zu jener Bußenscheibenromantik, die die Maler der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts zu süßlichen, unwahren Darstellungen des Rheines und seiner Bewohner trieb und Fürsten und reiche Leute zu unmöglichen Architekturen begeisterte. Greuliche Wiederherstellungen von Burgruinen waren die Folge, in denen eine unwahre Gotik, beeinflusst von dem unfertigen Dom zu Köln,

der als Bild der nationalen Niederlage galt und dessen Fertigstellung als das Ziel und Dokument alles Deutschturnes den Romantikern vorschwebte, sich breitmachte. Diese Art von Rheinromantik führte schließlich bis zur Grenze des Lächerlichen. Sie ist nicht mehr, und das ist gut.

Und doch lebt auch heute noch eine Rheinromantik. Sie gründet sich nicht mehr auf phantastischen Empfindungen, sie ist gegründet auf die Schönheit der Landschaft, auf die wirklichen Begebenheiten der Geschichte ohne Überschwang. Sie will keine gotischen Burgen aus Ruinen mehr bauen, die Ruinen sind ihr untrennbar vom Landschaftsbild. Die heutige Rheinromantik lebt von dem klaren, großen Gefühl, daß der Rhein die Summe alles Deutschturns darstellt, daß er der überwältigende Ausdruck der deutschen Zusammengehörigkeit, daß er das unveräußerliche Besitztum des deutschen Volkes darstellt, daß Deutschland undenkbar ist ohne den Rhein.

Schau vom Drachenfels trunkenen Auges auf den glänzenden Strom, auf die Inseln, die zu deinen Füßen liegen, auf die bewegten Linien der Berge. Schau in die tiefen Wälder hinein — sollten die Menschen, die diesseits und jenseits des Stromes wohnen, nicht ein Leben führen, nicht ein Ziel verfolgen, nicht ein Volk sein! Der Drachenfels ist die Plattform, von der jeder Deutsche hinausrufen muß in die Welt: Das ist unser, das haben



Königswinter und Siebengebirge

Phot. Nitzarz, Königswinter

wir von unseren Vätern ererbt. Alles was da glänzt und schimmert, ist deutsch!

Wandere vom Drachensfels landeinwärts durch die herrlichen Wälder, auf stillen Wegen, und schaue hinüber zu den Bergischen Höhen und denen des Sauerlandes, zu den fernen blauen Höhen, die weite Flächen säumen, in denen stille Ackerbaudörfer blinken, aus denen auch nicht ein Fabriksschornstein ragt, in denen du kaum die weiße Rauchfahne eines fernen Zuges erblickst. Da, über die grünen Wipfel schauend, erschauert deine Seele in glücklicher Ehrfurcht, wie einst, als du noch den Märchen der Mutter lauschtest, die so schön waren, daß du sie kaum glauben konntest, und die du doch glaubtest, weil sie so schön waren.

Am Fuße der Sieben Berge, wo der Rhein breit dahinströmend grüne Inseln umrauscht, am Fuße dieser Sieben Berge, die uns Rheinländern besonders ans Herz gewachsen sind, seitdem in ihren Wäldern dem finsternen Separatistenpuk ein wohlverdientes schreckliches Ende bereitet wurde, liegen die wundervollen Orte, die immer wieder zum Verweilen einladen, die immer die wiedersehen, die einmal dort gewesen sind: Rolandseck, Königswinter und Honnef: und zwischen diesen beiden letzten, zwischen Fels und Tal und Strom gebettet, ein so liebes Nest wie das kleine Rhöndorf, wo du wochentags — Sonntags natürlich fahren auch dort die Autos jede stille Freude tot — ein so ruhiges und friedliches Leben führen kannst, als ob die Zeit der Biedermeierschen Kleinstadtidylle wieder ausgeblüht sei.

Schau von Hohen-Honnef hin auf die wundervollen Waldberge, die in sanfter und doch bewegter Linie sich zum Rhein hinziehen, um dort, mit dem mächtigen Drachensfels noch einmal sich zu stolzester Höhe erhebend, jäh in den Rhein abzufallen, — eine Symphonie, die mit einem rauschenden Altkorde schließt.

Ist es ein Märchenbild: die stillgroße Fläche des Rheines vom Mondgespinner mit Perlschnüren geschmückt, trägt mächtige dunkle Bäume, die die Inseln Nonnenwerth und Grafenwerth beschirmen? Und drüben am

anderen Ufer stehen ernst und stumm die dunklen Wände der Berge, über ihnen der Mond, der silbernes Licht auf ihre Wipfel wirft. Das ist kein Märchenbild, das ist eine deutsche Landschaft, sie kann in keinem anderen Lande so sein.

Wandere hinauf, den Strom entlang zur Rechten oder zur Linken, mache halt, wo dein Auge Schönes sieht: du wirst häufig haltmachen. In dem stillen kleinen Winkel, dem traulichen Städtchen Freiligraths; in Boppard, wo die sich ineinanderschließenden Berge den Strom zu malerischen Windungen zwingen. In Bacharach, in Oberwesel, in Altmannshausen, überall wirst du haltmachen und überall wirst du fühlen, daß aus der Landschaft, aus den Gebäuden, aus den Menschen die deutsche Seele leuchtet. Bis Eltville hin, dessen mächtiger, alter Turm und verträumte Patrizierhäuser den Gefilden vorgelagert sind, in denen die herrlichen Weine vom Rhein wachsen. Dort, den Pokal vor dir, wirst du mit Matthias Claudius, der das schon 1776 wußte, sprechen:

Bekränzt mit Laub den lieben, vollen Becher
und trinkt ihn fröhlich leer;
in ganz Europa, ihr Herren Becher,
ist solch ein Wein nicht mehr...
...am Rhein, am Rhein, da wachsen unsre Reben,
gesegnet sei der Rhein!
Da wachsen sie am Ufer hin und geben
uns diesen Labewein.

Da, zwischen Eltville und Rüdesheim, bei Ingelheim herum, wo Karls Pfalz stand, bis gen Raunthal hinan, da liegen sie, die rebengeschmückten Hügel, die uns die feurigsten Weine schenken, den Markobrunner, den Johannisberger, die Eberbacher Weine, Steinberger, die Hattenheimer und wie sie alle heißen, diese herrlichen Gottesgeschenke. Und hast du genügend Raft gemacht, dann fahre zu Tal von Mainz bis Bonn und lasse noch einmal rechts und links Berge und Burgen vorbeiziehen, lasse die alten Lieder erklingen: Von der Loreley, von der

Krone im grünen Rhein, vom Rolandsbogen und von dem alten König:

Es klingt ein heller Klang,
Ein schönes, deutsches Wort
In jedem Hochgesang
Der deutschen Männer fort.
Ein alter König hochgeboren,
Dem jedes deutsche Herz geschworen —
So oft sein Name wiederkehrt,
Man hat ihn nie genug gehört.
Es ist der heilige Rhein.
Ein Herrscher hochbegabt,
Des Name schon wie Wein
Die deutsche Seele labt ...

*



Phot. Ritzarz, Königswinter

Ruine Drachensfels

Ihr Deutschen, vergeßt den Rhein nicht! Kommt in Scharen an seine Ufer und fühlt euch deutsch! In den letzten Jahren ist infolge der traurigen Verhältnisse der Verkehr am Rhein klein geworden, und schwere Sorgen sind zu allen anderen Sorgen eingezogen. Sorgen von vielen Menschen, die an den Ufern wohnen und deren Lebensmöglichkeiten gerade auf dem Verkehr ruhen. In früheren Jahren kamen nicht nur die reichen Leute mit Autos und Motorrädern Sonntags an den Rhein, sondern gerade nach dem Siebengebirge kamen aus dem Industriegebiet viele Arbeiter mit ihren Familien. Auch diese sind in der letzten Zeit ausgeblieben. Da das „Werk“ in die

Hände von vielen Tausenden Arbeitern gelangt, möchte ich an dieser Stelle die Leser aufmuntern, doch an den Rhein zu kommen. Ein solcher Sonntagsausflug von Familien oder Vereinen kostet nicht sehr viel, gewährt aber denen, die Wochen schwerer Arbeit hinter sich haben, so unendlich viel Genüsse, daß sie um so freudiger wieder zu ihrer Arbeit zurückkehren werden. Vor allem werden sie am Rhein wieder gefühlt haben, was es heißt, deutsch sein, deutsch fühlen, und sie werden den Entschluß mit nach Hause bringen, für den deutschen Rhein zu arbeiten, ihr Teil beizutragen dazu, daß er deutsch erhalten bleibe.

*

Der Leser findet in diesem Heft einen Aufsatz von Leo Sternberg „Die geistige Pulsader Deutschlands“. Da er in diesem Aufsatz auch die neueren Dichter erwähnt, so kann ich es mir an dieser Stelle sparen, zumal er es erschöpfend und vollendet getan. Nur von einem will ich noch schnell erzählen, den ich neulich auf seiner alten Burg besuchte, Rudolf Herzog. Ich stieg mit ihm über die Treppen und Treppchen seines heimeligen Hauses, freute mich mit ihm an seinen Bildern und Altertümern, saß bei ihm in seinem hochgelegenen Arbeitsraum, wo er umgeben ist von Büchern und Bildern und wieder Büchern und wieder Bildern.

Da saßen wir, er war gerade zurückgekehrt aus Amerika, wo er erfahren, daß wir Deutsche von drüben nichts zu hoffen haben. Und ich hörte manch kräftiges Sprüchlein von ihm und sah sein blaues Auge blitzen aus seinem frischen Antlitz, das Haupt mit schlohweißen Wellen geschmückt, und fühlte, daß sein Herz klopfte wie meines. Wir sprachen vom Rhein, von der schwarz-weiß-roten Flagge, die auf seinem Turme wehte, als sie damals kamen, und von den Separatistenhorden, die seine Burg stürmten, und von — nun von der Zukunft, an die wir glauben, von einem freien Rhein, einem freien deutschen Volk, das wieder an dem Plaze steht, der ihm in der Welt zukommt.

Wenn ich jetzt dieser kurzen Stunde gedenke, Rudolf Herzog, deutscher Kamerad, dann reiche ich dir im Geiste die Hand, dann greife ich nach dem blinkenden Glase und hebe es hoch und trinke es leer auf den deutschen Rhein.

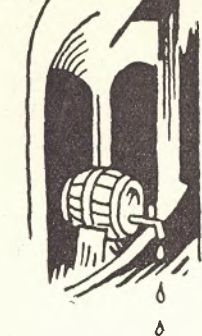
*

Das „Werk“ treibt keine Politik und ist auch in diesen Zeilen seinem Grundsatz treu geblieben. Das ist keine Politik, wenn einer in die Vergangenheit schaut und aus ihr sein Recht für Gegenwart und Zukunft fordert. Wir dürfen nun einmal nicht vergessen, daß Frankreich, „gestützt auf die älteste Tradition“, wie Briand noch vor wenigen Jahren behauptete, das linke Rheinufer verlangt, daß Frankreich, wie er weiter sagte, Deutschland nicht mehr links des Rheines auftreten lassen dürfe. Wenn wir leidenschaftlich immer wieder sagen, der Rhein ist deutsch, und muß deutsch bleiben, so ist das keine politische Äußerung, sondern die Äußerung eines, der seiner Väter Erbe verteidigt.

Darüber hinaus aber muß jeder Deutsche sich besinnen, daß die neue Zeit ihm unendlich viel geraubt hat, daß sie ihn weit weggeführt hat von den Wundern des Gottgefühls, das ihm die herrliche deutsche Heimat vermittelt. Viele, die hinauf gestiegen sind zu den nüchternen Höhen der heutigen scheinbaren Vollkommenheit, stehen nun da oben vereinsamt und sehnen sich zurück nach den stillen Tälern, die sie einst durchwandert haben. Ihr alle, die ihr einsam geworden seid in der Seele, die ihr arm geworden seid im Herzen, kommt in die Täler, kommt an den Strom, kommt an den deutschen Rhein!

Im Klosterkeller Eberbach

VON WILHELM SCHÄFER



Der Küchenbruder kam zu Eberbach an einem Morgen in den Keller und fand den Bruder Kellermeister betrübt vor einem Fäßchen sitzen, darin ein edler Steinwein der letzten Reise wartete. Weil er den Spund gehoben hatte, war der Duft des Weines herrlich in dem Keller.

Doch schien der Trunk, den er in dünnen Zügen über die Zungenspitze laufen ließ, ihm weniger zu behagen, denn sorgenvoll wie ein Vater, dem ein Kind mißrieth, sah er in den Becher und schüttelte den grauen Kopf, so daß der Bruder Küchenmeister schon meinte, der Wein sei ganz verdorben.

Der Wein ist gut gepflegt und wäre ohne Tadel, wenn er nur nicht — und dabei trank er wieder und schüttelte von neuem den Kopf und sah den Küchenmeister mißmutig an — nach Leder schmeckte. Der aber war ein Schalk und meinte augenzwinkernd: wenn der Geschmack nur nicht vom letzten Braten käme! Weil jener aber mißmutig blieb, so fing er selber an zu kosten; und so erging es ihm nicht besser als dem andern: erst fiel ein Geleucht in sein Gesicht vom Duft und von der Kraft des Weines, bis dann beim Nachgeschmack die kahlen Mundwinkel sich nach unten zogen und er dem Kellerbruder, gleich wehmütig, in die Augen sah.

So saßen denn die beiden Alten bei dem Fäßchen und waren recht betrübt, daß solch ein edler Steinberger-Riesling einen Matel hätte. Doch leckte sich der Küchenbruder noch ein paarmal die Lippen: Das ist kein Leder, Bruder Kellermeister! und nahm noch einen Spritzer auf die Zunge: Das wäre nicht schlimm, wenn er nach Leder ein wenig bitter schmeckte! und trank den Rest zornmütig aus: Er schmeckt nach Eisen, Bruder Kellermeister!

Darüber gab es einen seltsamen Streit; der Kellermeister wollte wohl auf seinem Wein, doch auf der Zunge keinen Tadel sitzen lassen. Sie probten beide noch einmal, nicht so bedächtig wie zuvor, und standen auf und sprachen jeder vor sich hin:

Er schmeckt nach Leder! Nach Eisen

schmeckt er! Und probten noch einmal, blieben getrennter Meinung und gingen zornmütig voneinander. Doch weil sie vordem gute Freundschaft hielten und keiner sonst im Kloster war, dem sie in solcher Kennerschaft ernsthaft ein Urteil zugestanden hätten, so kamen sie am Abend überein, in Ruhe noch einmal zu schmecken, und blieben jeder doch dabei: Er schmeckt nach Eisen! Nein, nach Leder! Dann mieden sie das Fäßchen ein paar Tage und probten an den andern herum; doch weil sie sonst in allem einig waren, bekam der Kellermeister Zweifel an seiner eigenen Zunge und machte — recht gewillt, das Eisen auch zu

entdecken — allein die Probe und schmeckte gar nicht mehr den starken Wein, nur immer mehr das Leder und begriff nicht, wie der Küchenbruder ihm darin widersprechen konnte. Der aber tat heimlich desgleichen.

Und so geschah es eines Tages, daß in dem Fäßchen nichts mehr zu proben war; und wie sie da fast fröhlich beieinander standen, daß nun die Quelle ihres Streites verronnen wäre: wollten sie das Fäßchen schwenken und hörten etwas darin klirren, das nicht von Leder war. Der Kellermeister wurde blaß und ließ den Sieger das Fäßchen schütteln, bis aus dem Spundloch ein Schlüsseln von Eisen auf die Platten klirrte: rot verrostet. Doch als der Küchenbruder es ihm zeigen wollte, hing auch ein

feines Lederriemchen dran, tiefschwarz von alter Rasse.

Da standen beide mit ihrer Meinung wie in eins verklärt und sanken sich als Freunde in die Arme und rochen an dem Schlüsseln und rochen an dem Riemen und gingen mit ihrer Eintracht rasch, als ob sie einen Schatz gehoben hätten — auch wohl, weil sie das leere Faß gestehen mußten — hinauf zum Abt und zeigten dem das Wunder an. Der war ein feiner Greis bei alten Büchern. Er drohte schalkhaft mit dem Finger, weil er die alten Freunde kannte, davon ihm jeder lieb mit seinen Kenntnissen war, und hieß sie schleunigst den Schlüssel mit dem Riemen zum Gartenbruder tragen, daß er ihn tief vergrübe; denn, sagte er, und lächelte in sein Pergamente, er möchte sonst noch manchmal in ein Fäßchen fallen und euch entzweien.



Rheinische Heimatbewegung und Volksbildung

Von Prof. Dr. Franz Bender

Seit dem Kriege und der Revolution hat überall eine starke heimatlliche Bewegung in Deutschland eingesetzt, insbesondere in den gefährdeten Gebieten. Wie die Pilze schießen Bücher, Zeitschriften, Sondernummern, Vereine, Tagungen, Kurse usw. aus der Erde. Daß hierbei unter Umständen ein vielleicht allzu starker Geschäftssinn sich bemerkbar macht, ist nicht zu verwundern, doch sind die Fälle vereinzelt, und im großen ganzen können wir sagen, daß die Bewegung mit urwüchsiger Kraft aus dem Volke selbst hervorgegangen ist. Fühlt doch jeder in sich, daß gerade in diesen Tagen ein gemeinsames Nationalgefühl notwendiger ist denn je.

Das Nationalgefühl kann nur durch Pflege des Heimatgefühles erstarken. Ich meine hier nicht einen überheblichen Nationalstolz, wie ihn der Deutsche, abgesehen vielleicht von der Parvenüzeit des dahingeschwundenen Kaiserreichs, nie gekannt hat, sondern sage mit dem Dichter:

„Verächtlich ist der Stolz des Einzelnen,
Doch herrlich wie die Heimat selbst nur sein kann,
Ist auch der Stolz auf sie.“

Was verstehen wir denn unter Heimat? Die Beantwortung ist nicht so einfach, wie man zunächst denkt. Der Geburtsort, die heimatlliche Scholle, kommen für viele, besonders für Angehörige der geistig führenden Schichten als Heimat nicht in Betracht, weil sie das Leben als Beamte, Techniker, Kaufleute in einen anderen Wirkungskreis gebracht hat. Die Heimat ist ein anderer Begriff für das Kind, ein anderer für den Erwachsenen. Allmählich erweitert sich der Kreis. Für das Kind kommen in Frage zunächst nur Haus und Familie, dann die engere Umgebung, dann der Bezirk, vielleicht noch die Provinz, kurz gesagt, seine Erfahrungswelt. Auf dieser Erfahrungswelt fußt denn auch die Heimatkunde, wie sie in der Schule betrieben wird. Denn ursprünglich war die Heimat selbst das Buch, aus dem alle Kenntnisse geschöpft wurden. Erst mit dem Aufkommen des Humanismus, der Buchdruckerkunst und Verbreitung der Kunst des Lesens wurde es anders. Man lernte die Fremde kennen, ja, setzte sie über die Heimat. Aber schon der große Leibniz wies mit Nachdruck wieder auf die Wichtigkeit der Heimat für die Bildung hin; „In der Heimat erwachsen uns die hervorragendsten Gedanken, gleichsam die Strahlen eines allgemeinen Lichtes. Von ihr aus soll die Führung zu den übrigen Gegenden fortschreiten.“ Dieser Gedanke wurde denn auch von namhaften Pädagogen aufgenommen und ist eigentlich nie ganz ausgeschaltet worden, wenn er sich auch erst in der neuen Zeit mit dem Erstarken des Nationalgefühls für die Schule wieder durchgesetzt hat. Dagegen hat die Wissenschaft erst seit den Tagen der Romantik und vor allem durch die Brüder Grimm, durch Jahn und Ernst Moritz Arndt eine Verbindung mit der Heimat gefunden. Arndt war es, der dem „ubi bene ibi patria“ das hohe Lied der Heimat entgegenhielt: „Wo Dir Gottes Sonne zuerst erscheint, wo Dir die Sterne des Himmels zuerst leuchten, da ist Deine Liebe, da ist Dein Vaterland, und seien es öde und kahle Felsen und wohne Armut und Sorge dort mit Dir, Du mußt das Land ewig lieb haben.“

Zur Liebe gehört aber eine eingehende Kenntnis und Vertrautheit. Wir können den Begriff „Heimat“ für die Volksbildung deshalb allgemein dahin erweitern, daß wir mit dem Dichter sagen:

Du wirst nur da die Heimat finden,
Wo's gleichgesinnte Herzen gibt.
Die Heimat ist, wo man Dich gerne
Erscheinen, ungern wandern sieht.
Sie ist's, ob auch in weiter Ferne
Die Mutter sang Dein Wiegenlied.

Die Liebe zur Heimat, zur engeren wie zur weiteren, das ist das Ziel der Heimatkunde, während sie selbst nur das Mittel zur Erreichung dieses Zieles ist. Das Heimatgefühl soll durch sie so entwickelt werden, daß man mit allen Fasern des Herzens an ihr hängt, daß man sehnsüchtig nach ihr ausschaut, wenn man ihr fern ist. Wie ergreifend wirkt nicht die Klage der nationalstolzen Griechin Iphigenie im fernen Tauris:

„Selbst der letzte Knecht,
Der an den Herd der Vatergötter streifte,
Ist uns im fremden Lande hochwillkommen.“

Und Odysseus auf der idyllischen Insel der Kalypso will gerne sterben, wenn er nur einmal den Rauch des heimischen Herdes aufsteigen sehen kann.

Socher Gefühlswerte bedarf auch die Volksbildungsarbeit. Sie bleibt auf der Oberfläche, wenn sie nicht wie die Schule auf die Bildungststoffe der Heimat zurückgreift. In unserem kosmopolitischen Zeitalter können wir uns kaum noch vorstellen, daß auch die Erwachsenen, von wenigen Ausnahmen abgesehen, in früheren Zeiten lediglich auf die heimatlliche Anschauung angewiesen waren; daß ein so bedeutender Gelehrter wie Kant nie aus dem Kreise von Königsberg herausgekommen ist. Wir wollen gewiß nicht fremde Bildungsgüter unterschätzen — leider haben wir sie immer und immer wieder überschätzt — aber daß die Bildung des Deutschen eben deutsch sein muß, erkannte sogar der für die Antike schwärmende Goethe, wenn er sagt: „Es ist vielleicht keine Nation geeigneter, sich aus sich selbst zu entwickeln, als die deutsche.“

Der ungeheure Daseinskampf, der unserer Nation so plötzlich aufgezwungen wurde, dürfte wohl auch den Stumpfsinnigsten geweckt und von der Wichtigkeit einer durchaus nationalen Erziehung überzeugt haben. Es ist kein Wunder, wenn gerade jetzt immer und immer stärker der Ruf nach einer mehr bodenständigen Bildung ertönt. Auch die Schule hat sich dem nicht verschlossen, die Heimatkunde soll vor allem in Deutsch, Geschichte und Erdkunde den Grundblock unserer sämtlichen Schularten bilden. Aber die Schule muß sich mit Anfängen und mit der Grundlegung begnügen, schon deshalb, weil viele Vorstellungen dem jugendlichen Alter noch zu hoch sind. Hier müssen die Volksbildungsbestrebungen verschiedenster Art einsehen. Da ist zunächst die Volksbücherei, die ja das Rückgrat unseres gesamten Volksbildungswesens darstellt. Im übrigen wäre es verkehrt, wenn die Büchereien heimatlliche Literatur nur in dem Sinne pflegen wollten, daß sie allein die engere Heimat

berücksichtigen. Gewiß, diese in erster Linie, aber wir dürfen wirkliche Heimatdichter — und sie sind nicht selten — aus anderen Gegenden unseres Vaterlandes zugunsten heimischer Dilettanten nicht übergehen. Es ist sehr zu begrüßen, ja es ist ein Kennzeichen der rheinischen Großstädte, daß gerade Bücher wie die von Löss besonders oft verlangt werden. Umgekehrt kann auch die Großstadt heimatliche Eindrücke sehr gut verwerten. Vor allem die Städte mit großer geschichtlicher Vergangenheit und uralter Gesittung, wie Köln, Trier, Aachen, Mainz u. a. Und wenn man in letzter Zeit versucht hat, die Großstadtkinder in ihrer eigenen Welt heimisch zu machen und ihnen eine anschauliche Grundlage für ihr gesamtes geistiges Leben zu geben, so kann man auch dem Erwachsenen auf diese Weise eine Fülle von wertvollen Eindrücken übermitteln. So bietet uns Goethes Dichtung und Wahrheit zugleich mit der Erkenntnis seines Lebens und Bildungsganges ein kulturgeschichtliches Bild aus dem Leben einer wichtigen Großstadt der damaligen Zeit. So lernen wir aus Fritz Reuter und Klaus Groth einen tieferen Einblick in die Seele ihrer Landsleute gewinnen, als uns die beste wissenschaftliche Beschreibung geben kann. Abzuweisen sind jedoch süßlich sentimentale Darstellungen, wie die Dorfgeschichten von Berthold Auerbach, von denen die Nordstetter Bauern behaupten: „Es isch alles erstunke und erloge“. Es wäre eine verdienstliche Aufgabe der Büchereien, ein systematisch-kritisches Verzeichnis für Vereine zusammenzustellen über diejenigen Werke, die zu dem Rheinland in irgendwelchen Beziehungen stehen. Das würde ein äußerst wertvoller Ratgeber auch bei Bücheranschaffungen zu Geschenkzwecken sein.

Zwar hat die verdienstvolle Gesellschaft für Volksbildung, deren Mittelpunkt sich in Berlin befindet, einen kurzen Führer über die heimatkundliche Literatur unseres Gesamt Vaterlandes herausgegeben, aber gerade die rheinische Abteilung — es muß leider gesagt werden — verrät eine fast bodenlose Unkenntnis auf diesem Gebiet.

Besonders der geschichtliche Roman und die Erzählung sind sehr gesucht. Selbstverständlich müssen alle Erzeugnisse dieser Art schriftstellerisch wertvoll sein. Beruhen sie dazu auf gründlichem Geschichtsstudium, so ist das ein ganz besonderer Vorzug.

Neben der geschichtlichen schönen Literatur dürfen vollstümliche wissenschaftliche Darstellungen in den Volksbüchereien nicht fehlen. Ebenso müssen alle anderen Gebiete, die die Heimat betreffen, in vollstümlichen Werken vertreten sein, sei es, daß es sich um Kunst, Technik, Natur, Musik usw. handelt. Besonders wichtig ist weiterhin die Heranbildung von Lehrern und Vortragsrednern, die auf die Schüler und weiten Volkskreise im heimat-

kundlichen Sinne anregend wirken können, um so mehr, als die mit so großen Hoffnungen begrüßte Volkshochschule auf diesem, wie auf den meisten anderen Gebieten kläglich versagt hat. Da muß rühmend hervorgehoben werden, daß gerade im Rheinland der Heimatgedanke besonders gepflegt wird. Ich erinnere nur an die Vorlesungen der Universitäten und anderer Hochschulen, die größtenteils öffentlich und darum auch den breiten Massen zugänglich sind, an das Rhein-Museum in Koblenz, das für die Naturkunde einen Sammelpunkt darstellt und ähnlich wie das Institut für geschichtliche Landeskunde der Rheinprovinz in Bonn eine segensreiche Tätigkeit entfaltet. Dazu kommt eine Reihe von Gesellschaften und Vereinen, die es sich zur Aufgabe machen, die Kenntnis der rheinischen Heimat zu pflegen und zu fördern.

Hier sind in erster Linie zu nennen die „Gesellschaft für rheinische Geschichtskunde“ mit ihren wertvollen Veröffentlichungen und der „Verein für rheinische Denkmalpflege und Heimatschutz“, der neuerdings seinen Sitz von Koblenz nach Düsseldorf verlegt hat, wo er die von ihm begründete wertvolle Zeitschrift hoffentlich nunmehr ungestört weiterführen kann. Besonders die Geschichte wird neben der Pflege der Mundart für die Weckung des Heimatgefühls in erster Linie in Frage kommen, sie ist jedenfalls in den Großstädten von noch viel größerer Bedeutung, weil hier die Bevölkerung meist nicht bodenständig und daher mit der Mundart nicht vertraut ist. Im übrigen ist ein gewisser Zusammenhang zwischen der Pflege der Mundart und Geschichte unverkennbar. Dies zeigt sich schon darin, daß die in Frage kommenden Vereine gewöhnlich beides pflegen. Es erklärt sich auch ganz von selbst, daß die Vereinstätigkeit in Städten mit großer geschichtlicher Vergangenheit ein besonders gutes Gebiet findet. Ist doch z. B. in Köln der in Frage kommende Verein „Alt Köln“ weitaus der größte aller Vereine überhaupt, daneben blüht noch eine Reihe größerer Vereine, die auf anderem Wege demselben Ziele zusteuern. Das ist um so erfreulicher in einer Zeit, wo die Stadt wieder ganz kosmopolitisch zu werden droht. Mag auch in erster Linie die verkehrspolitische Lage Kölns den Ausschlag gegeben haben, rheinische Literatur und Buchwochen hier dauernd einzurichten, so hat doch auch das Gefühl mitgewirkt, daß eine zusammenfassende Förderung aller heimatlichen Bestrebungen gerade hier von besonderer Bedeutung ist, in einer Zeit, wo stärker als je die Mahnung erschallen muß:

„Halt faß am Rich, do kölschen Boor,
Mag et fallen söß ov soor.“

Auf dem Grunde des Rheines

Von Alfred Naudé, Betriebsleiter

Vor mir liegt ein Splitter eines marmorähnlichen Gesteins, auf dessen einer Fläche das Datum steht: 19. Juni 1924. Von diesem Tage will ich erzählen! Der Steinsplitter nämlich hat einige Bedeutung: er stammt vom Grunde des Rheines! Und der Umstand, wie ich ihn an das Tageslicht brachte, ist bemerkenswert genug, wenn auch dabei jedes Abenteuerliche und Gefährliche fehlt.

Um nun auf den Kern der Sache zu kommen, ist es nötig, einige Erklärungen als Einleitung zu geben:

Der Rhein bahnt sich durch Gebirgs- und Felsenketten seinen Weg zur Mündung. Diese Felsen werden stellenweise durch den Strom nicht unterbrochen, sondern stehen mit den jenseitigen Uferbergen im Zusammenhang. Dadurch kommt es, daß der Rhein inmitten seines Bettes hervortretende oder auch unter dem Wasserspiegel liegende

Felspartien hat, die streckenweise, so bei Bingen (Binger Loch), Altmannshausen und Bacharach, das Befahren des Flusses nur in engen Straßen gestatten. Aber selbst diese Fahrstraßen sind für die Schifffahrt nicht ungefährlich: denn auch der Grund ist felsig und hat schon zu vielen Schiffsunfällen, besonders im Binger Loch, Veranlassung gegeben. Das ist besonders dann der Fall, wenn das Wasser „klein“ ist.

Um nun das Auslaufen der Schiffe und Rähne möglichst zu verhindern, sind in dem Strombett des Rheines an den gefährlichen Stellen Bojen angebracht, deren leuchtendes Rot Warnung und Beruhigung für den Schiffsführer bedeutet.

Nun müssen diese Bojen zeitweise daraufhin untersucht werden, ob ihre Verankerung in dem Felsen noch genügend fest ist. Ferner muß der Rheingrund beobachtet werden, ob nicht auf ihm Felsumformungen, Gesteinswanderungen, Anhäufung von Sand- und Geröllmassen an bisher unbekannten Stellen u. dgl. m. eingetreten sind. In diesen Fällen müssen neue Bojen angebracht werden. Es kann auch vorkommen, daß ältere Bojen durch Veränderungen im Flußbett unnötig geworden sind.

Alle diese Arbeiten, Untersuchungen und Beobachtungen werden, wenn es sich um Maßnahmen größeren Umfanges handelt, von der Taucherglocke aus unternommen. Und eine derartige Taucherglocke hat es mir ermöglicht, den Rheingrund zu betreten und einen Felsplitter als Andenken mitzunehmen.

Als wir in den Abendstunden des genannten Tages das Tauchschiff, das inmitten des Rheines verankert lag, betraten, wurde uns zunächst von dem Leiter dieser Taucharbeiten eine Beschreibung der Einrichtung und Wirkungsweise der Taucherglocke gegeben. Danach wird in einem hohen, eisernen Turm von quadratischem Querschnitt durch eine Preßluftanlage, die in der Maschinenstation des Tauchschiffes untergebracht ist, Preßluft hineingedrückt. Dann senkt man den Turm langsam auf den Grund des Stromes. Die Preßluft drückt nun das Wasser aus dem Tauchschacht, wodurch die betreffende Stelle vom Wasser frei wird und ein unbehindertes Arbeiten möglich ist.

Nachdem wir noch den Maschinenraum, die Licht-

erzeugungsanlage, die Vorrichtungen zum Heben und Senken des Tauchschachtes, die Verankerungen des Schiffes, kurz die technischen Einrichtungen besichtigt hatten, schickten wir uns an, den Tauchschacht zu ersteigen und in dessen Innerem den Rheingrund zu betreten: d. h. irgendwelche Vorbereitungen waren dazu nicht nötig. Vielmehr betraten wir den Turm durch eine schwere, eiserne, mit Gummi hermetisch abgedichtete Tür, die hinter uns fest verschlossen und verschraubt wurde. Wir befanden uns in der sogenannten Vorkammer, in die jetzt durch ein Ventil mit lautem Zischen Preßluft eingelassen wurde. Der Druck machte sich besonders unangenehm auf die Trommelfelle bemerkbar, den man anfangs durch Gegendruck von innen aufzuheben suchte. Bald hatte sich jedoch der Körper an den hohen Druck der Luft gewöhnt und jetzt konnten wir durch eine andere Tür den Tauchschacht betreten. Unter uns schäumte und wirbelte das Wasser, das durch immer höheren Druck immer mehr zurückgedrängt wurde. Endlich war der Grund wasserfrei und auf langen Leitern stiegen wir hinab. Übrigens war der Turm durch elektrische Lampen hinreichend erleuchtet. Ich muß gestehen, daß der erste Eindruck ein etwas beklemmender war, besonders wenn man durch dicke Glasfenster an den Wänden das Wasser an uns vorbeischießen sah. Doch bald gewöhnte man sich daran. Die Verankerung einer Boje, der die heutige Tauchung galt, wurde sorgfältig geprüft. Die Bojen werden auf felsigem Grund durch starke Eisenkeile, die man in tiefe Löcher — durch Preßluftbohrhämmer gebohrt — schlägt, an langen Ketten angegeschlossen. Ist der Grund sandig oder schlammig, so schlägt man lange Eisenstäbe in den Boden, an welche man die Bojenketten anbringt. Auch einen Stelungswechsel des Tauchschachtes machten wir mit. Zu diesem Zweck mußten wir allerdings die erwähnte Leiter ersteigen, weil der Turm etwa 1 m gehoben wird und das Wasser bis zu dieser Höhe eindringt. Sonst war aber die Sache vollkommen ungefährlich, jedoch anregend und auch ein wenig aufregend.

Mit einem festen Händedruck schieden wir von den Männern, die das Tauchschiff bedienten und leiteten. Und als wir auf einem Nachen unserem Wohnort zufuhren, beschäftigten wir uns noch lebhaft mit der Tatsache, den Rheingrund betreten zu haben.

Erlebnis!

Auf der ganzen Erde erloschen auf einmal die Glühbirnen,
daß das aufgeschlagene Buch dem Gelehrten vor den Augen verschwand,
Blindheit die tausendköpfige Volksversammlung unterm Nachthimmel sprengte
und die wirbelnden Paare im Ballsaal verfeinert stehn blieben mitten im Tanz.

Und die ganze Menschheit sah auf und — erblickte die Sterne
und dachte an Gott.

Leo Sternberg, Rüdesheim.

Das ehrenreiche Soest

Von Edmund von Wecus

Am Samstag den 5. Juli d. Js. kamen wir nach Soest, wo die Bürgerschaft, nicht die Stadt offiziell, sich anschaute, die 1300-Jahrfeier der Gründung festlich zu begehen. Bei herrlichem, glückverheißendem Sonnenschein herrschte schon am Bahnhof ein reges Getriebe, und der frische Schmuck der grünen Tannen verlieh auch dem Bahnsteig ein festliches Gepräge, und auf dem Wege zur Stadt unter den schönen Bäumen, wo uns



gez. S'loch-Ofthönnen

Soest in der Sage

Dankwart
König Gunther

Einzug der Nibelungen durch das Nöttentor in Soest, in Anlehnung an das Gedicht von Freiligrath von 1830 „Das Nöttentor“ und auf Grund der Überlieferung der Edda

Aus dem Festzug

bewaffnete Stadtknechte wie in alten Zeiten empfangen. steigerte sich die frohe Stimmung immer mehr. Soest, das ehrenreiche, hingebettet in der fruchtbaren Börde, aus den Godesatenhöfen, einer Siedelung des fränkischen Königs Dagobert entstanden, ist die älteste Stadt Westfalens. Ihre ruhm- und tatenreiche Geschichte hat sich in einem langen Festzug vor aller Augen abgespielt. Bald waren wir mitten in der schönen alten deutschen Stadt, die in ihrer westfälischen Eigenart ein Gegenstück zu dem südlichen Rothenburg ob der Tauber genannt werden kann. Aus den Fenstern der alten Fachwerkgiebel flatterten zum frohen Willkommen lustig die schwarz-weiß-roten Fahnen, alle Häuser bis in das entlegenste Gäßchen neu gestrichen und die Schnitzereien an den eichenen Querbalken der Giebelwände blau und rot ausgemalt, alles mit Grün geschmückt. Eine frohbewegte Menge von Einheimischen und Fremden drängte in den Straßen beim lockenden Sonnenschein. Neben den Landesfarben grüßen uns allenthalben weiße Fähnchen mit dem roten Schlüssel, dem Wappen der Stadt, das einst in den Zeiten der Hanse allenthalben auf den Meeren geflattert hat. Alle Zeitalter reichen sich in Soest die Hand. Die ältesten Hausbauten aus dem 16. Jahrhundert, wo jedes Geschloß über das andere hervorspringt, der Zeit der Spätgotik, zeigen an den Balken nur Figuren und Wappen, erst an den späteren Häusern erscheinen Darstellungen aus der Bibel, der Jagd und dem Tierreich, unterbrochen von Sprüchen und Inschriften. In den späteren Jahrhunderten wird der Hausbau zwar ärmllicher, bewahrt aber immer seine westfälische Eigenart, und die nüchternen geschmacklosen Bauten der Neuzeit vermögen das Bild der alten Sage voll Mark und Art

unter dem allgemeinen Festgewand nur unwesentlich zu stören. Vor dem prächtigen alten Hause, worin Freiligrath seine Lehrjahre verbrachte und seine ersten Dichtertäume spann, war quer über die Straße ein Schild in Tannengrün angebracht, mit der Inschrift: „Op't Olle buggen, diär Tautomst truggen, dat Liäben nit schuggen, Paßt Männer und Fruggen.“ (Auf's Alte bauen, der Zukunft trauen, das Leben nicht scheuen, Paßt Männern und Frauen.) Eine stumpfe Ecke von zwei zusammenstoßenden Straßen bildet der machtvolle hohe Siebel des alten stolzen Patrizierhauses gegenüber, dessen Eichenfachwerk noch lange dem Sturm der Zeit trocken wird. Vor der hochgelegenen Haustür, zu der eine breite Treppe emporführt, saß die Familie mit ihren Gästen und blickte über das Grün der Bäume des Vorplatzes auf das bunte Gewimmel.

Wohl kaum in einer anderen Stadt gibt es verhältnismäßig so viel Kirchen wie in Soest. Schwer und wuchtig, ganz steingewordener Westfalentrog, reckt sich, im Winkel zur Straßennachse gestellt, der machtvolle Turm der Patrokkirche, deren Gründung in die Anfänge der Soester Geschichte zurückgeht. Schiff und Vorhalle bildeten mit dem Turm ein eindrucksvolles Ganzes, das von dem Kircheninnern mit seinen hohen Fenstern voll Glut und Farbe wunderbar ergänzt wird. Die Figur des Patroklus über dem Laubengang des alten Rathauses hatte, wie das Rathaus selbst, ein neues festliches Gewand angelegt. Sie schaut auf die Nachbarinnen in unmittelbarer Nähe, die Petrilirche und die zweitürmige Kirche Maria zur Wießen, die ich für eine der schönsten gotischen Kirchen in Deutschland halte. Voll Bewunderung und Ehrfurcht gedenken wir der alten Soester Handels- und Salzherren, deren Geist und Willen solche Bauten in großer Zahl erstehen ließ, denn auch die anderen Kirchen, die wir



gez. S'loch-Ofthönnen

Hagen von Tronje

Volkher von Alzeie

Nibelungen-Sage - Einzug der Nibelungen
Aus dem Festzug

nicht alle nennen können, stehen ihnen würdig zur Seite. Auf dem Altarbild in der Wiesenkirche, eine Darstellung des Abendmahls, hat der Künstler aus dem Mittelalter statt des Lammes ein gebratenes Spanferkel auf den Tisch gestellt, womit er dem von jeher vortrefflichen Schinken aus der Börde seine Huldigung darbrachte. Wir haben die Mahnung beherzigt, und die blühenden Linden auf dem Vorplatz raunten uns ihr Einverständnis zu. Hohe alte Linden mit weitausgreifenden Wurzeln um-

rauschten uns auch in voller Blütenpracht und mit süßem Duft auf dem alten Wall rundum die Stadt, über dessen aus Bruchstein geschichteten Mauern der Blick über Häuser und blühende Obstgärten weit hinaus schweift in die Börde,



gez. H'loch-Ostfönnen

Nibelungen-Sage — Hunnen, König Etels Volf
Aus dem Festzug

wo der Oberhof liegt, zu dessen und Sufatums Ehren Immermann sein unsterbliches Meisterwerk geschaffen hat. Die Zeit war zu kurz, um alles Schöne eingehend zu erfassen, das truhige Osthofentor, mit leichter Anmut an einzelner Maßwerk, und andere Bauten; aber welches modernes Großstadtbild läßt sich mit dem Zauber vergleichen, den die winkligen Straßen und Gassen mit ihrem traulichen Gewirr und Auf und Ab ausüben, wenn man unvermutet durch ein enges Gäßchen auf die träumerische Sommerpracht der Gärten voll Glieder- und Hundenduft blickt, zwischen deren Grün der Giebel eines alten Herrenhauses hindurchschimmert, oder wenn dahinter schlanke, fein geformte Kirchtürme emporragen.



gez. H'loch-Ostfönnen

Nibelungen-Sage — Am Hofe König Etels
Aus dem Festzug

Wie wunderbar ist der Blick über den großen Teich auf „Maria zur Wiesen“, die Perle der Gotik. Mit bereitwilliger Freundlichkeit wird man überall zurechtgewiesen, und man erzählt uns, daß früher die bösen Weiber zur Strafe in den Teich gewippt wurden. Aber erst die Soester Mädchen, wie sie schön und stolz und kernig wie Walküren fröhlich und blühenden Auges daherschreiten. „Glückselig, weissen Arm umspannt ein Mädchen aus Westfalenland!“ In der Menge taucht ein alter Bauer auf, im blauen Leinentittel, ein rotes Tuch um den Hals, eine schwarze Mütze auf dem Kopf und einen vorweltlichen Regenschirm über den Rücken gehängt. Neben ihm schrei-

tet sein Eheweib in schwarzer Bandhaube und Faltenrock, ein buntseidenes Tuch um die Schultern geschlagen. Der Bauer trägt ein Schild, womit er uns zum Besuch der Brauerei Topp einladet, und obwohl der Rheinwein bei Voswinkel, gegenüber dem Brunnen, kühl und süßig war, lenken wir unsere Schritte zu Topp, wo uns auf dem Vorplatz ein Landsknecht mit Helm und Spieß erwartet. Unter den schattigen hohen Bäumen des Gartens ruht sich's ganz behaglich bei Wurstbrot und Altbier, und lockend quellen die Töne des Klaviers und der Fiedeln aus dem Tanzsaal. Das Haus birgt köstliche Schätze aus alter Zeit, wie sie noch in manchen Soester Bürgerhäusern zu finden sind: eine alte Herdstelle mit aufgehängtem Kessel, mit Blasebalg, Feuerzange und sonstigem Gerät, einen Rokoko-Glasschrank mit altem Porzellan Wandteller, Zinn-



Rüdiger von Bechelaren

Dietrich von Bern
Hildebrand

gez. H'loch-Ostfönnen

Nibelungen-Sage — Helden am Hofe König Etels
Aus dem Festzug

kannen, Messingleuchter und alte Öllampen. Die in Öl gemalten Bildnisse der Voreltern schauen sinnend auf das Getriebe hernieder, in das auch ein Eberkopf seine Hauer hineinsteckt. Bis auf den letzten Platz füllen trinkfeste Männer und Frauen die anheimelnden Räume, auch im Keller, wo lustige Wandbilder das Jägerken von Soest darstellen, wie er sich im benachbarten Kloster-Paradies mit seinen Herren bei Schinken und Pumpernickel, Wurst und Bier gut sein läßt.

Mit lebhaftem Bedauern über die zu kurz bemessene Zeit schieden wir aus der Stadt, ohne das großartige



gez. H'loch-Ostfönnen

Die ersten Anfänge der Stadtsiedelung
Ein „Godsatenhor“ am großen Teich, um 600
Aus dem Festzug

Feuerwerk, das von zauberhafter Wirkung gewesen sein muß, noch gesehen zu haben. Wenn Soest seine Gründung geschichtlich auf eine Zeit vor 1300 Jahren zurückführt, so reicht das Bestehen der Siedelung nach den

neuesten Forschungen weit in die graue Vorzeit zurück. Die Meinung anfänglich nur einzelner Gelehrten hat in Soest immer mehr an Boden gewonnen und nimmt immer festere Gestalt an, daß nicht an der österreichischen Donau, sondern hier der Schauplatz der letzten Nibelungenkämpfe gewesen und nur durch die Gleichheit der Namen die Verwechslung des Schauplatzes später entstanden sei. Die Helden der Sage tauchen vor unseren Blicken auf, wie sie die Donau hinauf, wie der Unterlauf der Lippe früher hieß, ins Hunnenland gelangen, wo sie in Susat, Soest, ihre nassen Kleider trocknen. Diese Benennung „Donau“ geriet später in Vergessenheit, aber die Vorfälle werden durch die Ueberlieferung in Soest wahrscheinlich gemacht, obwohl die Frage noch keineswegs endgültig geklärt ist. Der Volksmund weiß, daß die Nibelungen durch das Nöttentor die Stadt betreten haben und bezeichnet mit

allerorten stets im Recht ist, denn allerälteste Ueberlieferungen haben sich jetzt doch schon zu oft als richtig erwiesen. Sigfrid ist Hermann der Befreier. Es ist beachtenswert, daß die Römerkriege in den beiden ersten



Modell der Wiesenkirche (St. Maria zur Wiefe)

Baumeister Schendeler, der Erbauer der Wiesenkirche (1331) mit Patriziern der Stadt (Zohnherren), den Bauherren der Wiesenkirche
Aus dem Festzug

aller Genauigkeit einen Bogen des inneren Tores als den letzten Rest der äußeren Vorhalle, durch die damals die Helden ihren Einzug hielten — dem Tode entgegen. Durch die an den grimmen Hagen von Tronje erinnernde Höggenstraße sind sie zur Burg Attilis geritten, deren letzte Trümmer in nächster Nähe der Petrikirche noch heute zu sehen sind. In der Nähe des Osthofentores befand sich früher der in der Sage genannte Schlangenturm. Ähnlich verhält es sich mit einer ganzen Reihe anderer im Nibelungenliede genannter Örtlichkeiten, und nicht minder weisen die in der ältesten Fassung des Liedes erwähnten Personennamen auf das mittlere Westfalen hin, wie es R. Lamprecht nachweist. Unter den Gefangenen, die Germanikus in seinem Triumphzug durch Rom führte, erscheinen auch Susatier. Man ist überhaupt allmählich zu der unumstößlichen Erkenntnis gekommen, daß die so vielfach bespöttelte und bekräftigte Volksüberlieferung



geg. S'loch-Ostfönnen

Soester Handelsklogge

Soest als Hauptort der Hanfa in Westfalen
Hansakaufleute aus der Soester Kaufmannsgilde der Sleswider
Aus dem Festzug

Jahrzehnten nicht einzig und allein die weitere politische Ausdehnung des römischen Weltreichs bezweckten, sondern sich auch gegen die secretiora Germaniae, die germanischen Heiligtümer, richteten; daher auch die beständige Richtung ihrer Züge nach dem Teutoburger Wald. In der Volksvorstellung wohnten die Riesen, die ursprünglich selbst Götter waren, in der Nähe der Götterheimat, im Riesen- oder Hunenlande. Einer ihrer Könige war Attila, den die spätere Bearbeitung des Nibelungenliedes Attila nennt, und sein Reich war das Hunaland. Soest lag in diesem Lande, in der Nähe der Götterheimat am Hellweg, der uralten Römerstraße, auf der die Feinde heranzogen, an der Straße, wo Varus mit seinem Heer den Tod fand. Hel führte sie in ihr Reich. Die Sage von der Schlacht am Birkenbaum weist in die Gegend dieser weltbewegenden Ereignisse, in das nahegelegene Hemmerde mit dem Hof Steinen. Hier ist auch die eigentliche Heimat der „Spötenkiefer“, der nachdenklichen Menschen mit dem „zweiten Gesicht“, dem Vorgeficht.

Mit diesen Ereignissen und Vorstellungen begann der Festzug, der den Zuschauer alsdann über den Frankenkönig Dagobert und den Kölner Erzbischof Kunibert im bunten Wechsel durch die ganze reiche Geschichte von Glück und Unglück, Kampf und Sieg, Reichthum und Drangsal der Stadt Soest bis in die Gegenwart führte, der sich eine glückliche Zukunft anschließen möge.

Zur Erinnerung an die Eröffnung des Dortmund-Ems-Kanals

(Zum 11. August.)

Als Kaiser Wilhelm II. am 11. August 1899 die feierliche Eröffnung des Dortmund-Ems-Kanals vollzog, löste er damit nicht nur das Versprechen Friedrichs des Großen ein, der 1744 bei der Erhebung Emdens zum Freihafen dieser Stadt zugesichert hatte, die Ems bis Westfalen schiffbar zu machen und den 20 Jahre vorher vom Fürstbischof Max Clemens von Münster begonnenen Max-Clemens-Kanal fortzuführen, sondern der

Kaiser setzte damit eine noch ältere Tradition der preussischen Geschichte und des Hohenzollernhauses fort. Der Große Kurfürst hatte von Emden aus seine Schiffe unter kurbrandenburgischer Flagge auf die See hinaus geschickt und Deutschlands Welthandel und Großmachtstellung damit ins Leben gerufen.

Dem rheinisch-westfälischen Bergbau und der mit ihm so eng verknüpften Eisenindustrie standen bis zum Jahre

1899 an Wasserwegen für die Abfuhr seiner Erzeugnisse nur die Ruhr und der Rhein zur Verfügung. Die Ruhr hat heute und hatte schon seit der Mitte des 19. Jahrhunderts ihre frühere große Bedeutung für die Industrie an ihren Ufern verloren, einerseits infolge des Ausbaues des Eisenbahnnetzes im Industriegebiet, andererseits durch das stetige Vorrücken des Bergbaues nach Norden, also von der Ruhrstraße weg. Der Fluß ist heute überhaupt nicht mehr schiffbar und kommt für Fahrzeuge, welche den Anforderungen unserer Zeit genügen, nicht in Betracht. Im Gegensatz zur Ruhr hat der Rhein einem immer umfangreicher werdenden Versand für die Ruhrkohlen gedient, wenn auch die absolute Bedeutung dieser Wasserstraße für den Absatz des Ruhrbergbaues mit der Entwicklung des nach allen Seiten ausstrahlenden Eisenbahnnetzes des Bezirks naturgemäß abnehmen mußte.

Aber trotz der gewaltigen Ausdehnung des Eisenbahnnetzes stellte sich auf die Dauer die Unfähigkeit der Eisenbahnen, den ihnen gestellten Verkehrsforderungen zu genügen, heraus, namentlich in den Jahren des Aufschwunges nach 1870. Und dieser Umstand gab die triftige Veranlassung zu dem Plan der Herstellung künstlicher Wasserstraßen.

Im Jahre 1882 legte die Regierung, nachdem einige kleinere Kanalprojekte nicht zur Verwirklichung gelangt waren, dem Landtag den Entwurf, betreffend den Bau eines Schifffahrtskanals nach den unteren Emshäfen, vor. Es erübrigt, an dieser Stelle auf die näheren Einzelheiten einzugehen; man erinnert sich noch der heftigen Kämpfe, die diese Vorlage im preussischen Abgeordnetenhaus hervorrief und die schließlich damit endeten, daß der Landtag die Vorlage annahm, das Herrenhaus sie aber ablehnte und damit in den Kreisen der rheinisch-westfälischen Industrie eine lebhafte Verstimmung hervorrief, neben der jedoch der feste Entschluß gezeitigt wurde, nunmehr weder Kosten noch Mühen zur Erreichung des seit langen Jahren erstrebten Zieles zu scheuen. Wieder folgten einige Jahre energischer Arbeit, welche der Bergbauliche Verein, der den Wasserstraßenplänen seit den 60er Jahren stets ein großes Interesse zugewendet und sie gefördert hatte, energisch unterstützte. Endlich gelangte dann 1886 die Vorlage von neuem an Landtag und Herrenhaus und wurde diesmal angenommen. Der Staat übernahm die an dem Gesamtbetrag der Grunderwerbskosten noch fehlende Summe von 1½ Millionen Mark, nachdem die Industrie die gleiche Summe aufgebracht hatte.

Der Bau des Kanals wurde 1892 begonnen und in 7jähriger Bautätigkeit vollendet, so daß die Betriebseröffnung bereits am 17. April 1899 erfolgen konnte, während die feierliche Übergabe am 11. August desselben Jahres stattfand. Die ersten Seedampfer mit Erzen für die westfälische Eisenindustrie waren bereits Ende April in Emden eingetroffen und die ersten Kanalschiffe hatten in vier Tagen von Emden aus den Hafen von Dortmund erreicht. Schon im ersten Vierteljahr hatte der Verkehr einen erfreulichen Aufschwung zu verzeichnen und es liefen bereits vor der offiziellen Einweihung wöchentlich 20 bis 30 Frachtschiffe im Dortmunder Hafen ein und aus. Der gesamte Sonnenverkehr stellte sich in dieser Zeit auf 20 500 t.

Der Kanal ist 271 km lang, hat eine Sohlenbreite von 18 m, der Wasserspiegel ist 30, an manchen Stellen 32 m breit und die Tiefe beträgt 2,50 bis 3 m. Das Gefälle beträgt 71 m, die durch 20 Schleusen bewältigt werden. Der Kanal beginnt in einem großen Sammelhafen bei Dortmund und führt 16 km nordwestlich nach Henrichen-

burg, wo er den 11 km langen Herner Zweigkanal aufnimmt. Hier befindet sich das berühmte Schiffshebewerk, das die Aufgabe hat, als Schwimmhebewerk Schiffe bis zu einer Ladekapazität von 1000 t in vertikaler Richtung bei 14 m Hubhöhe auf und ab zu befördern zur Ausgleiche der vorhandenen Höhendifferenz. 68 km beträgt die Strecke von Herne nach Münster; hier erfolgt der Abstieg zur Ems. Bei Meppen fällt er in die Hase, deren kanalisiertes Becken er bis Oldersum benützt, von wo aus er dann nach dem Hafentkanal von Emden führt und zum Anschluß an das Kanalnetz von Ostfriesland wieder auf 2 m Meereshöhe steigt. Die vom Staat aufgewendeten Baukosten beliefen sich, nachdem 1897 vom Landtag noch 9 980 000 Mark nachbewilligt waren, auf 74 575 033 Mark und die gesamte Bau Summe mit Einschluß der von den Beteiligten aufgebrachtten Grunderwerbskosten betrug rund 79½ Millionen Mark, so daß man für einen Kilometer die Summe von 320 000 Mark berechnen kann.

Von der Verkehrsentwicklung des Dortmund-Ems-Kanals gibt nachstehende Aufstellung der in den letzten 25 Jahren auf dem Kanal bewegten Gütermengen ein klares Bild:

Jahr	t	Jahr	t
1899 . . .	235 252	1912 . . .	3 782 502
1900 . . .	441 615	1913 . . .	4 268 707
1901 . . .	680 914	1914 . . .	3 318 671
1902 . . .	875 856	1915 . . .	1 419 524
1903 . . .	1 249 170	1916 . . .	1 350 728
1904 . . .	1 185 587	1917 . . .	2 365 125
1905 . . .	1 518 476	1918 . . .	2 566 346
1906 . . .	1 731 420	1919 . . .	1 436 666
1907 . . .	2 011 056	1920 . . .	1 847 214
1908 . . .	2 312 650	1921 . . .	2 410 736
1909 . . .	2 591 136	1922 . . .	2 709 530
1910 . . .	3 162 675	1923 . . .	1 482 080
1911 . . .	3 828 491		

Die steigende Entwicklung fand durch den Kriegsausbruch, wie die Ziffer von 1914 zeigt, einen plötzlichen Abbruch. Die erhöhte Ziffer für 1917 ist daher zu erklären, daß in diesem Kriegsjahre auch der Wasserverkehr für Kriegszwecke organisiert und der Dortmund-Ems-Kanal in hervorragender Weise zu Transporten aller Art herangezogen wurde.

Die Jahre 1919 und 1920 geben ziffernmäßig ein Bild des allgemeinen wirtschaftlichen Rückschlages, den die Revolution herbeigeführt hat.

Die Ziffern für 1921 und 1922 zeigen dagegen den Beginn des praktischen Wiederaufbaues, der im Jahre 1923 durch die Ruhrbesetzung wieder ganz erheblich gestört wurde.

Das Jahr 1924 schien bis vor kurzem noch ein Rekordjahr zu werden, ähnlich dem Jahre 1913. Gerade der Monat Juni 1924 hat bisher noch nie dagewesene Beförderungsziffern gebracht. Dennoch ist die Zukunft trübe. Es ist damit zu rechnen, daß bei einer Fortdauer der heutigen schweren Wirtschaftsverhältnisse die Werke ihre Erzbezüge auch nicht annähernd in dem bisherigen Umfang werden fortsetzen können, falls nicht durchgreifende Änderungen der bisherigen staatlichen Tarifpolitik zugleich mit einer Besserung der allgemeinen Wirtschaftslage eintreten.

Vor der Erbauung des Dortmund-Ems-Kanals standen die Dortmunder Hüttenwerke vor der prinzipiellen Frage: „Entweder Kanalbau oder Verlegung der gesamten Werke an einen Wasseranschluß.“ Aus diesem Grund hat

die Industrie seinerzeit auch die großen Summen zum Bau aufgebracht.

Heute steht die westfälische Hüttenindustrie vor einer ganz gleichen Lebensfrage. Wohl haben die Werke Wasseranschluß, aber es nützt ihnen nicht lediglich eine Wasserstraße, es muß eine „konkurrenzfähige“ Wasserstraße sein, d. h. eine Wasserstraße, die den westfälischen Hüttenwerken den Bezug ihrer Rohstoffe sowie den Versand ihrer Erzeugnisse zu möglichst denselben Frachtsätzen gestattet, wie den günstiger zum Rhein gelegenen Werken Bezug und Versand möglich sind. Das ist schwierig. Der Rhein gestattet die Verwendung und Ausnutzung von bedeutend größeren und deshalb wirtschaftlicheren Schiffsgefäßen. Bei dem Dortmund-Ems-Kanal ist die Reisedauer infolge der zum Schutze der Kanalböschungen angeordneten Fahrgeschwindigkeit und den allzu zahlreichen Schleusen um ein Vielfaches länger als auf dem Rhein. Sodann ist der Verschleiß des Schiffsmaterials auf dem engen Kanal mit seinen Schleusen ungleich stärker als auf dem freien, breiten Rheinstrom. Und endlich müssen auf dem Dortmund-Ems-Kanal auch noch Abgaben an das Reich bezahlt werden. Diese Vorzüge des Rheins wettzumachen, ist nicht leicht; doppelt nötig ist daher, daß der Kanal und seine technischen Einrichtungen mindestens und stets auf dem Stande erhalten werden, der den an sie zu stellenden Anforderungen und dem jeweiligen Stande der Technik entspricht. Nach dieser Richtung ist aber kaum etwas geschehen.

Und doch hätte man sich sagen müssen, daß die Ausichten auf einen, sogar gegenüber der Vorkriegszeit, nicht unerheblich gesteigerten Verkehr gegeben waren. Einmal ergab sich dies aus der Vergrößerung der Hüttenwerke, sodann aus der Verlegung des Erzbezuges auf den Wasserweg, nachdem der Bezug der früher auf dem Bahnwege beförderten Minette weggefallen war. Es wäre aber z. B., wie Sachverständige festgestellt haben, mit verhältnismäßig geringen Kosten — durch eine Änderung des Kanalprofils — möglich, die Eintauchtiefe der den Kanal befahrenden Schiffe von 2 m auf 2,50 m heraufzusetzen. Das würde aber heißen, daß der Schiffstyp des Dortmund-Ems-Kanals, das 1000-t-Schiff, statt bisher etwa 750 t, bei fast gleichbleibenden Unkosten, etwa 950 t, also 200 t mehr tragen könnte. Was das bedeuten würde für die Hebung der Leistungsfähigkeit des Kanals und Verbilligung der Transporte, das braucht wohl nicht besonders hervorgehoben zu werden. Ein weiteres technisches Erfordernis von größter Bedeutung ist auch die — heute mögliche — Zusammenlegung der zu zahlreichen, den Verkehr stark beeinträchtigenden und deshalb verteuernenden Galtungen. Befinden sich doch auf einer Strecke von 106 km nicht weniger als 16 Schleusen. Beide Verbesserungen verursachen immerhin mehr oder weniger große Kosten, und es ist schließlich begreiflich, wenn die schwierige letzte Vergangenheit ihre Ausführung hintangehalten hat. Unverständlich ist aber, daß das Reichsverkehrsministerium trotz aller dahingehenden Anträge interessierter Kreise sich bisher noch nicht hat entschließen können, die vorgeschriebene Fahrgeschwindigkeit zu erhöhen, obwohl Bedenken gegen eine solche Erhöhung selbst von seiten der staatlichen Wasserbaubehörden nicht mehr erhoben werden.

Aber wenn auch alle möglichen Verbesserungen durchgeführt wären, es bliebe und bleibt noch allzuviel übrig, für das ein Ausgleich in den Betrieben der Reedereien gefunden werden muß und schließlich nur in der Entlohnung des Personals gefunden werden kann. Es ist dies aber, wie die harten Erfahrungen in Vorkriegszeiten

gelehrt haben, schlechthin unmöglich, wenn der Staat in seiner Abgabengestaltung nicht zurückkehrt zu dem, was in Friedenszeiten war und zur Not getragen werden konnte. In Friedenszeiten betrug die Kanalabgaben auf dem Dortmund-Ems-Kanal für den Transport beispielsweise der Hauptgüter Erz und Kohlen von Emden nach Dortmund 10,7 Pfg. für die Tonne. Noch bis zum 1. Juli d. J. waren für Erz 22,5 Pfg. und für Kohle sogar 46,9 Pfg. für die Tonne für die gleiche Strecke zu entrichten. Dann sah man auch staatlicherseits ein, daß im Konkurrenzkampf Emden—Rotterdam, Kanal und Rhein, etwas geschehen müsse. Man anerkannte endlich die Berechtigung der Forderung auf Ermäßigung der Abgabensätze für den Dortmund-Ems-Kanal-Verkehr auf Friedenssätze und ging auf diese zurück. Man würde daher heute, wenn die Besatzungsbehörde die neuen Ermäßigungen auch für das besetzte Gebiet billigen würde, tatsächlich Friedensabgabensätze für Erz und Kohlen zu entrichten haben. Gleichwohl wäre damit aber der Friedenszustand noch nicht wieder hergestellt. Man hat im Reichsverkehrsministerium übersehen, zu berücksichtigen die Verschiebung der Verhältnisse, die durch die Eröffnung des Rhein-Herne-Kanals eingetreten ist und die dahin geführt hat, daß die Kohle, die früher in dem Erzlöschhafen Dortmund eingeladen wurde, nunmehr an den Zechenhäfen des Rhein-Herne-Kanals eingeladen wird. Für Kohlenverladungen von den Häfen dieses Kanals gelten aber die ermäßigten Abgabensätze nicht. Sie betragen vielmehr für Kohlen z. B. ab Wanne bis Emden 64,4 Pfg. (!) pro Tonne, d. h. aber, bei der Rolle, die die Rückfracht (Kohle), insbesondere auch in Anbetracht der langen Reisedauer auf dem Kanal spielt, daß die Erleichterung, die die Ermäßigung der Abgaben auf dem Dortmund-Ems-Kanal für den Erzbezug bringen sollte, sich nicht entsprechend auswirken kann. Dazu kommt noch, daß die Kohle vom Rhein-Herne-Kanal bei den bestehenden Abgabentarifen überhaupt billiger über den Rhein und Rotterdam zu verfrachten ist. Damit ist aber in Frage gestellt, daß überhaupt Rückfracht (Kohle) für die Erzfracht zu bekommen ist. Wenn dieser Fall auch bis heute noch nicht eingetreten ist, so beruht das auf Gründen, die — zur Vermeidung katastrophaler Zustände — in einem gewissen Entgegenkommen bestimmter Kreise liegen, die aber nicht lange mehr tragbar sein werden und können; denn es ist selbstverständlich, daß die Kohle, schon in Anbetracht ihrer schwierigen Lage im übrigen, den billigsten Weg nehmen muß und sich auf die Dauer nicht darum kümmern kann, ob dadurch vielleicht der Bezug von Rohstoffen für fast die gesamte westfälische Hüttenindustrie unerträglich verteuert wird oder ob sich das — was zutrifft — zum Nachteil eines deutschen und Vorteil eines ausländischen Hafens (Rotterdam) auswirkt. Die Wahrung dieser volkswirtschaftlichen Belange muß und kann nur Sache des Staates sein. Die Möglichkeit zu dieser Wahrung hat der Staat in diesem Falle aber in der Gestaltung der Abgaben. Es muß für die Kohle, die früher in Dortmund nach Emden verladen wurde und dadurch die Bildung von Erzfrachten gestattete, die den westfälischen Hüttenwerken ihre seinerzeit bedrohte Existenzmöglichkeit wiedergab und die jetzt an den Häfen des Rhein-Herne-Kanals verladen wird, der Abgabensatz gelten, der früher für diese Kohle galt, d. i. aber der Satz, der ab 1. Juli für Erz und Kohle ab Dortmund oder Herne nach Emden eingeführt worden ist.

Die hier angeschnittene Frage ist von einer außerordentlich ernsten Bedeutung und so dringend, daß weiter die Forderung erhoben werden muß, daß der Staat, solange

infolge der Befehung die Einführung der ermäßigten Abgabentarife für das besetzte Gebiet nicht möglich sein sollte, er durch Nachlaß der Abgaben auf den ihm allein unterstehenden Strecken des Kanals einen Ausgleich bieten muß. Es wäre auf das dringendste zu wünschen, daß die verantwortlichen Stellen, insbesondere das Reichsverkehrs-Ministerium, sich nicht länger mehr der Erkenntnis dieser ernstesten Dinge und der ernstesten Lage der westfälischen Hüttenindustrie verschließen würden, noch ehe es zu spät ist. Die Zeichen sind drohend genug; wird doch, wie inzwischen bekannt wird, demnächst bereits das erste große Werk zu erheblichen Stilllegungen übergehen müssen.

Wenn wir in diesen Tagen auf das Viertelhjahrhundert zurückschauen, in dessen Verlauf der Dortmund-Ems-

Kanal seine Aufgabe erfüllte, so dürfen wir sagen, daß er auch die Erwartungen erfüllte, welche in industrieller und wirtschaftlicher Hinsicht auf ihn gesetzt wurden. Aber wir dürfen nicht stehen bleiben, sondern müssen wünschen, daß er — den heutigen Verhältnissen entsprechend — leistungsfähig erhalten und konkurrenzfähig bleibt. Möge die heutige Regierung die alte Tradition aus der Zeit Friedrichs des Großen, möge sie die Pflichten, die sie gegenüber dem schwer kämpfenden Ruhrgebiet hat, auch was den Dortmund-Ems-Kanal angeht, erfüllen. Dann wird die Industrie, die den 11. August nicht lediglich gefühlsmäßig als einen Gedenktag feiern darf, die vielmehr in die Zukunft schauen muß, dies freieren und weniger sorgenvollen Blickes tun können, als es heute der Fall ist.

Eine vorgeschichtliche menschliche Niederlassung bei Kamen in Westfalen

Von Wilh. Schmidt

Seit drei Jahren sind zurzeit Regulierungsarbeiten am Mittellauf der Sesecke und am Unterlauf der Körne im Gang. Diese mündet bei Kamen, südwestlich der Schachtanlage Grillo, in die Sesecke. Sowohl

Bei den Arbeiten an der Körne wurde dabei in ungefähr 2 m Tiefe eine braune bis schwarze, teils tonige, teils moorige Schicht angeschnitten, die geradezu aus Knochen und Knochenresten zusammengesetzt war. Im Lageplan



bei der Sesecke als auch bei der Körne erfordern diese Regulierungsarbeiten die Herstellung eines 4 bis 4½ m tiefen, neuen Flussbettes, welches seitlich neben dem alten Bache entlang geführt wird.

ist die Stelle eingezeichnet, und zwar ist durch das neue Bachbett diese Schicht in etwa 200 m Länge von Nord nach Süd durchschnitten worden (s. Zeichnung Nr. 1).

Wie Zeichnung Nr. 2 zeigt, bildet der Emschermergel an

dieser Stelle eine durch spätere Ablagerung wieder angefüllte Mulde. Von oben nach unten sind dabei folgende Schichten freigelegt worden:

1. 1,50 m gelber Tallehm.
2. 0,75 m dunkelgrauer Ton mit Pflanzenfasern und kleineren Holzresten (Zweige, Äste bis zur Dicke eines Armes), einzelne Schnecken. An der Basis der Schicht einzelne Knochen.
3. 0,40 m Knochenschicht, dunkler, fast schwarzer Ton, z. T. moorig, auch etwas kiesig, mit überaus zahlreichen Knochen und Knochenresten, verschiedenen Hirschhornwerkzeugen und Tonscherben.

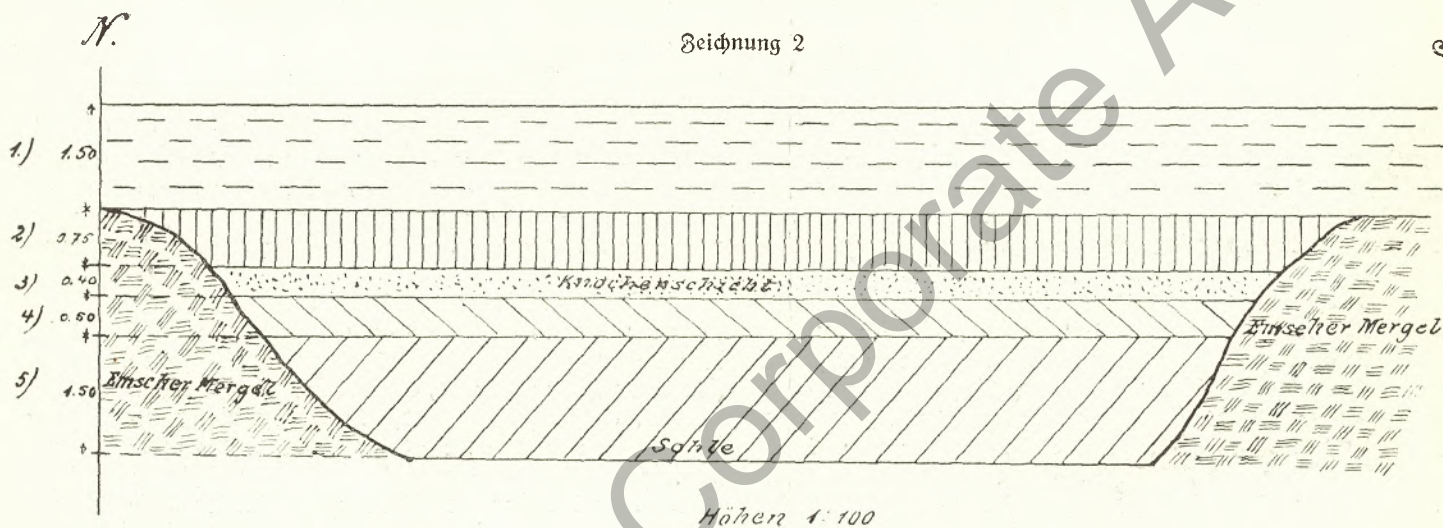
Dazu Schnecken, Muscheln und große Holzreste, zum Teil in der Basis der Schicht wurzelnde Baumstümpfe.

zeit“ S. 31 links oben gegebenen Abbildung. Der Schaber oder Reil (Nr. 4) würde ebensogut in Nr. 1 als Einsatz passen.

Der Zweck von Nr. 3 ist mir nicht ganz klar. Sämtliche Werkzeuge sind mit einem scharfen Gegenstand bearbeitet. Die Abtrennung vom Geweih ist durch Einkerbten und Abbrechen erfolgt.

Der Reil besteht aus einem grauen Feuerstein und ist an der Schneideseite tadellos poliert. Seine Größe beträgt 2 cm mal 5 cm.

Den Bronzering konnte ich leider nicht mehr im Bild bringen, da ich ihn vor einiger Zeit an Herrn Privatdozenten Dr. Andree in Münster gegeben habe. Er besteht aus einem einfachen 4 bis 5 mm starken Bronzedraht, der im vorderen Teil stärker ist als in den seitlichen und hinteren Teilen. Die Hälften sind gegeneinander um 90 Grad verdreht gewesen (es brach ein Hälften nach-



4. 0,50 m gelbbraune Schicht, teils tonig, teils kiesig mit nordischen Geröll (bis Faustgröße) und wenigen Pflanzenresten.
5. 1,50 m hellgrau bis gelbe Schicht, teils sandig, teils tonig, stellenweise Schwimmsand.

Die vorstehend angeführte Knochenschicht zeigt deutlich, daß wir es hier mit den Überresten einer vorgeschichtlichen menschlichen Ansiedlung zu tun haben. In der dunklen, tonigen, teils moorigen Schicht fanden sich außer einer geradezu ungeheuren Menge von allen möglichen Knochen einzelne Werkzeuge und Topfscherben. Des weiteren barg die Schicht viele Holzreste in allen Stärken sowie noch in der Basis der Schicht wurzelnde Baumstümpfe. Diese Tatsache rechtfertigt zunächst den Schluß, daß vor Ablagerung der Knochenschicht hier Waldbestand war.

An Werkzeugen sind in dieser Schicht nun folgende gefunden worden:

- 3 Hirschhornkeulen oder Hacken (Nr. 1 in Abb. 1),
- 1 zugespitzter Dorn, anscheinend Pfriem aus Hirschhorn (Nr. 2 in Abb. 1),
- 2 Gegenstände unbekannten Zweckes (Nr. 3) aus Hirschhorn,
- 1 polierter Schaber (oder Reil) aus Feuerstein (Nr. 4),
- 1 Bronzering.

Nr. 1 in Abb. 1 möchte ich am liebsten in Parallele stellen mit der von Bölsche in „Der Mensch der Pfahlbau-

träglich ab), so daß damit die Möglichkeit des Zusammenhaltens gegeben war. Ich möchte den Ring für eine Art Halschmuck halten.

Wie schon zu Beginn gesagt wurde, ist die Menge der gefundenen Knochen geradezu erstaunlich. Es handelt sich vorwiegend um Reste von Rindern (*Bos primigenius*), Hirschen und Wildschweinen. Vom *Bos primigenius* kamen allein 7 gut erhaltene Schädel zum Vorschein (s. Abb. 2), in geradezu ungezählter Menge die Unterkiefer mit vollständigen Zahnreihen. Einzelne Hörner vom *Bos* mit noch teilweise anhaftenden Schädelresten habe ich etwa 40 Stück gezählt. Eine äußerst häufige Jagdbeute der Ansiedler muß das Wildschwein gewesen sein. Ich habe 12 Unterkiefer mit völlig erhaltener Bezahnung in der Hand gehabt. Lose Zähne, Hauer insbesondere, waren sehr zahlreich. Ebenfalls gefunden wurde ein einzelner Unterkiefer vom Hund. Die Menge der übrigen Knochen (Beinknochen, Becken, Wirbel, Schulterblätter, Rippen usw.) von vorstehend aufgeführten Tieren schätze ich auf etwa 1000 Stück.

Zum großen Teile waren die Röhrenknochen zer-
schlagen. Bei den Schädeln vom *Bos primigenius* war jedesmal die Stirnplatte eingeschlagen (s. Abb. 2); anscheinend schätzten die damaligen Ansiedler das Mark der Knochen und das Gehirn sehr. Die große Menge der Knochenreste, vor allem vom Rind und Wildschwein, erweckt den Anschein, daß es sich um eine größere Siedlung handelte, die am bewaldeten Rande eines Weihers oder

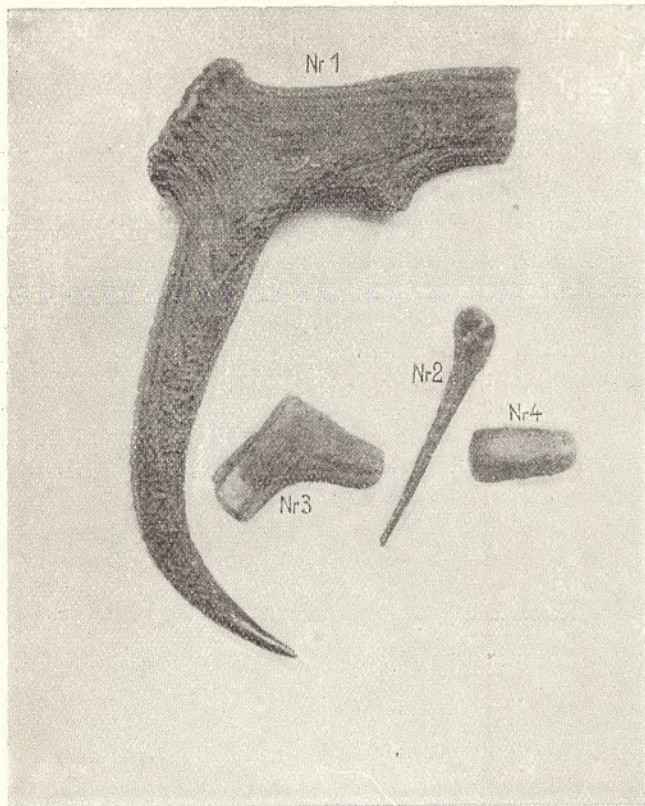


Abb. 1

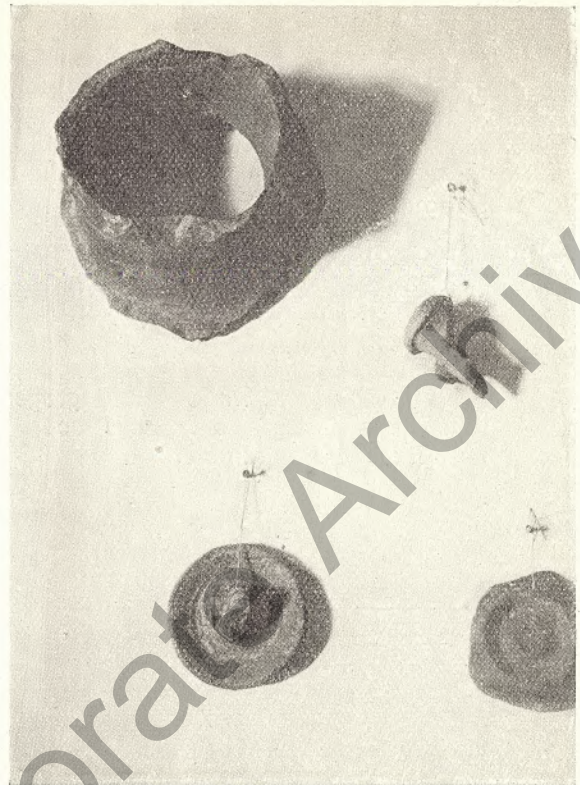


Abb. 3



Abb. 2

Sumpfes lag und die Überreste der Mahlzeiten in diesen versenkte. Die verhältnismäßig geringe Zahl der gefundenen Werkzeuge und Gebrauchsgegenstände ist leicht erklärlich, wenn man bedenkt, daß nur der schmale Strei-

fen von 200 m mal 4 m, entsprechend der Bachlänge und -breite, aufgeschlossen wurde. Es ist völlig unbekannt geblieben, wie weit nach Ost und West das Vorkommen noch geht.

Abb. 3 zeigt eine Anzahl der gefundenen Topfscherben. Diese zusammen mit dem Bronzering lassen vielleicht den Schluß zu, daß die Ansiedler schon zur Übergangszeit von der jüngsten Steinzeit zur Bronzezeit lebten, da man anscheinend die Bronze nur als Schmuck verwandte. Mit Bestimmtheit läßt sich sagen, daß das Eis sich schon völlig nach Norden zurückgezogen hatte, denn unter der Knochen- schicht fanden sich nordische Gerölle in einer gesonderten Schicht. Doch sind die Funde an Werkzeugen usw. wohl zu spärlich, um einen sicheren Schluß auf die Gesamtheit aller Fragen zu gestatten.

Zu erwähnen bleibt noch der Fund eines einzelnen Pferdeschädels in dem neuen Bette der Sefede östlich der Stadt Ramen, unabhängig von vorstehenden Funden, die im neuen Körnebett gemacht wurden.

Bemerkenswert dürfte ferner wohl sein, daß bei den Baggerarbeiten an der Körne auch zwei eiserne Speers- spizen, und zwar handelt es sich um das römische pilum, gefunden wurden (eine in meinem Besitz). Nur stammen diese aus den Stellen, wo das neue Bachbett den alten Bachlauf schneidet, aus dem Bachgrund selbst. Eine alte Überlieferung im Volksmunde hier weiß noch davon zu berichten, daß einstmals die Römer hier bei Ramen durch- gezogen seien.

Das Tierleben unserer Steinkohlenmoore

Von Bergassessor Dr. Rukuf, Bochum

Während das Pflanzentkleid unserer karbonischen Waldsumpfmoore schon oft von berufener und unberufener Seite behandelt worden ist, kann sich die die Stätten der Steinkohlenbildung belebende Tierwelt eines gleichen Interesses nicht erfreuen. Die Ursache liegt wohl in der verhältnismäßig großen Seltenheit und äußern Unscheinbarkeit tierischer Reste innerhalb der Steinkohlengebirgsschichten. Sie sind auch die Veranlassung, daß noch in vereinzelter neueren Werken, die sich mit der Lebewelt des Karbons befassen, geradezu auf die Armut an Tierleben in unsern europäischen karbonischen Sumpfwäldern hingewiesen wird. Es wird hier sogar behauptet, daß man trotz der für Fossilien günstigen Erhaltungsmöglichkeiten infolge reichlichen Vorhandenseins des aus feinem Ton Schlamm bestehenden Nebengesteins der Kohlenflöze weder Fische, noch Amphibien, höchst selten Insekten, kaum Gliederfüßer und nur hier und dort Muschelreste fände. Andererseits wird aber auch die Meinung vertreten, daß die früheren Steinkohlenmoore geradezu von einer Unzahl der verschiedenartigsten Tierformen bevölkert gewesen seien. Wer selbst Gelegenheit hatte, sich als Sammler und Bearbeiter fossiler Reste des Steinkohlengebirges zu betätigen, wird keiner dieser Anschauungen vorbehaltlos zustimmen können. Wie so oft, liegt auch hier die Wahrheit in der Mitte.

Nach den vornehmlich in den geologischen Museen der verschiedenen Kohlenbezirke vorhandenen Belegstücken und den Angaben der Literatur kann gar kein Zweifel darüber walten, daß der Formenreichtum der Tierwelt zur Steinkohlenzeit — wenigstens in seiner Gesamtheit — schon recht ansehnlich war und neben niedern Tieren, zahlreiche Arten von Weichtieren und Gliedertieren wie von Fischen und Amphibien umfaßte. Gleichzeitig läßt sich aber auch feststellen, daß in einzelnen Kohlenablagerungen der verschiedenen Länder, abgesehen von dem Auftreten besonders kennzeichnender Tierreste, manche sonst wohl verbreitete und bekannte Tierformen völlig fehlen oder zu den größten Seltenheiten gehören oder erst in letzter Zeit beobachtet wurden, und zwar gerade in den best aufgeschlossenen und größten Becken, wie z. B. im Ruhrbezirk. Sind doch erst wenige Jahre vergangen, seitdem der Verfasser auch aus dem Ruhrrevier das Vorhandensein der aus vielen andern Kohlenbezirken längst bekannten „Insektenreste“ mitteilen konnte. Spuren „amphibisch“ lebender Tiere, d. h. der höchstentwickelten Wirbeltiere dieser Zeit, sind sogar erst vor einigen Monaten von ihm nachgewiesen worden.

Diese Tatsache beweist, daß die auf Grund des mehr oder weniger glücklichen Ergebnisses von Nachforschungen behauptete verhältnismäßig große Spärlichkeit tierischer Reste eines einzelnen Kohlenbezirks ohne weiteres noch nicht für die Armut der karbonischen Tierwelt als solche spricht. Es darf eben nie vergessen werden, daß die Erhaltung leicht verweslicher tierischer Reste immer nur besonders günstigen Umständen zu verdanken ist und daß ganz naturgemäß von diesen versteinerten bzw. intokhten Resten nur ein verschwindend kleiner Teil wieder der Beobachtung zugänglich wird. Die Ungleichmäßigkeit in dem Auftreten von Tierformen in den einzelnen Kohlenlagerstätten erklärt sich — mindestens zum großen Teile — zwanglos aus der verschiedenen Lage der Kohlenablage-

rungsstätten zum Meere. Da die einen als meeresnahe, die andern als meeresferne oder binnenländische Vorkommen in geologisch ganz verschiedenartigen Bildungsräumen und unter sehr voneinander abweichenden geologischen und klimatologischen Bildungsbedingungen entstanden, wird es verständlich, daß die einzelnen Kohlenbezirke sich heute ebenso wie durch besondere pflanzliche Sondermerkmale auch durch gewisse tierische Eigenformen unterscheiden. Der Nachweis der weit größeren Mannigfaltigkeit der Tierwelt in den angrenzenden Kohlengebieten des Ruhrbezirks, wie in den belgischen Becken und in den französischen Bezirken des Pas du Nord und des Pas de Calais, ganz besonders aber in den nordamerikanischen Kohlenvorkommen läßt erhoffen, daß bei sorgfältigerem Beobachten der vielen Aufschlüsse des Ruhrbezirks und fleißigem Sammeln auch im Ruhrbezirk noch manche neue Funde zu erwarten sind.

Auf Grund der tatsächlich vorliegenden Funde und gestützt auf die im wesentlichen vorhandene Gleichartigkeit der Wachstums- und Lebensverhältnisse der heutigen Waldsumpfgebiete und der Karbonmoore sind wir jedenfalls zu der Annahme berechtigt, daß auch die dem alten varistischen Gebirge, dem heutigen rheinischen Schiefergebirge, vorgelagerten Waldsumpfmoore der Steinkohlenzeit von einer verhältnismäßig reichen, wenn auch teilweise noch einfach gebauten Tierwelt belebt waren. Sicherlich waren die offenen, mit reinem Süßwasser erfüllten Wasserstellen der Moore und die vielleicht stellenweise noch brackischen Lagunen des alten Tieflandgebietes mit unzähligen niedern Tieren, Muscheln, Schnecken, Krebsen und Ganoidfischen besetzt, tummelten sich auf dem Strande und am Rande der ausgedehnten Wasserflächen luftatmende Wirbeltiere, während über den Wassern und in den dschungelartigen Gebüsch der Schachtelhalme und in den dichten Baumgruppen der Schuppen- und Siegelbäume zahllose Insekten umherschwirrten. Noch fehlten aber alle die Tierformen, ohne die wir uns eine entsprechende Landschaft der Jetztzeit nicht vorstellen können. Es gab weder Schlangen und Eidechsen auf dem Lande, noch Säugetiere im Dickicht der Wälder, weder Vögel im Gezweig der Bäume, noch das Heer der buntenfarbigen Schmetterlinge, fleißigen Bienen, summenden Mücken und anderer Neflügler, die von den Blütenäften der Blütenbäume leben.

An Hand der zahlreichen, vorwiegend in den letzten Jahrzehnten in den Steinkohlengruben gemachten Funde, die in den geologischen Museen sorgfältigst aufbewahrt werden, ergibt sich folgendes. Die zahlreichsten und bekanntesten Vertreter neben den vornehmlich die Ozeane der älteren Karbonzeit bewohnenden Artieren (mit den ungewöhnlich großen Formen der Fusulinen und Schwagerinen) stellen Pflanzentiere (Schwämme, Korallen, Seelilien und andere Stachelhäuter) dar, ferner die die weiten Wasserflächen der Küstenmoore, aber auch das nahe Meer bewohnenden Weichtiere oder Mollusken, und zwar sowohl Armfüßer und Zweischaler, als auch Schnecken sowie stabförmige und eingerollte Kopsfüßer. Sie treten uns heute bald als Einzelreste in fossilführenden Schichten, bald massenweise in gewissen Muschelbänken, sogen. „Muschelflözen“, entgegen, die den Schiefertonschichten

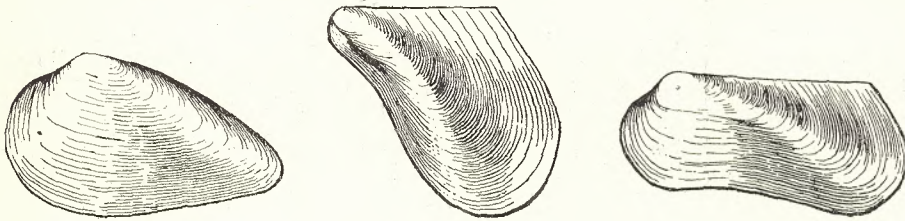
des Steinkohlengebirges eingelagert sind. Je nachdem die sie beherbergenden Schichten Süßwasserablagerungen sind oder Ueberflutungen des nahen Meeres ihre Entstehung verdanken, sind auch die in ihnen auftretenden fossilen Reste scharf voneinander unterschieden. Während die Süßwassermuschelschichten (s. Abb. 1) in einer durch

und ihre Bedeutung für die Entwicklungsgeschichte der karbonischen Tierwelt und die wissenschaftliche und praktische Gliederung des Steinkohlengebirges soll an dieser Stelle nicht näher eingegangen werden.

Damit sich das Lebensbild der Waldsumpfmoores auch den heutigen Verhältnissen entsprechend anpaßt, fehlen im Bilde der Tierwelt auch Würmer nicht, deren kleine Schälchen sich besonders häufig auf der Unterseite von Farnblättern (s. Abb. 3) und anderer Pflanzenreste sowie auf Mollustenresten ansammeln. Sogar ihre Kriechspuren werden gelegentlich beobachtet.

Außer diesen Tieren sind in den karbonischen Sumpfgebieten aber auch schon Gliedertiere häufig. Wir kennen sowohl niedere Krebs-

tiere, wie die kleinen, einfach gebauten Muschelkrebse, Blattfüßer und die der Länge und der Quere nach dreilappigen Affeln, als auch höher entwickelte Kruster, die schon einen völlig gegliederten Leib, d. h. Kopf, Mittelleib und Hinterleib sowie gesonderte Gliedmaßen erkennen lassen. Allein aus Nordfrankreich sind nach Bruvost von niedern Krebstieren rund 14 Arten bekannt geworden. Vornehmlich die limnischen Kohlenbecken, insbesondere das Saarrevier, haben gute Belegstücke für das Auftreten echter Krebsgattungen von teilweise auffällender Größe geliefert, die den Affeln nahesteht. Erreichten doch vereinzelt Arthropleurenarten im Höchstmaß eine Breite von 40 bis 50 cm und eine Länge von 75 bis 100 cm. Sie scheinen eine räuberische Lebensweise geführt zu haben, da man nach Walther im Leibe eines dieser Tiere einen Insektenflügel fand. Von den Krebsarten scheinen einige blind gewesen zu sein und wie Würmer zeitweise im Schlamm vergraben gelebt zu haben. Auch im Ruhrbezirk sind Kruster nicht ganz selten. So sind sie aus dem Hangenden des Flözes Röttgersbank der Zeche Wolfsbank bei Essen und aus den jüngeren Wiesbergsschichten bei Osnabrück beschrieben (s. Abb. 4), wo sie sich in der Ausfüllungsmasse



Carbonicola acuta Sow. Najadites carinata Sow. Anthracomya Williamsons Br.
Abb. 1. Süßwassermuscheln des westfälischen Karbons.

eingehendes Studium des Steinkohlengebirges von Tag zu Tag sich mehrenden Zahl von Schichten gefunden werden, sind die marinen Reste (s. Abb. 2) nur auf einige

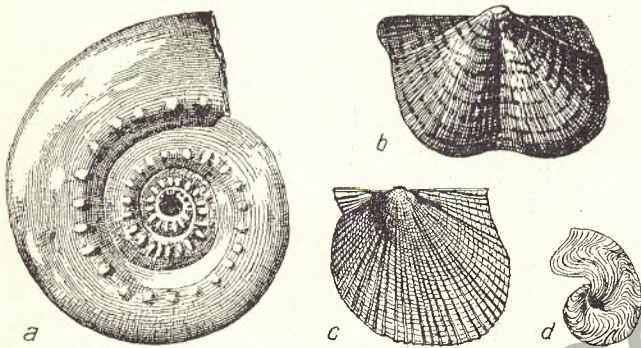


Abb. 2.

Meeresversteinerungen des westfälischen Karbons.

- a) Gastrioceras Listeri Mart. b) Productus semireticulatus Mart.
c) Aviculopecten papyraceus Sow. d) Thallasoceras atratum.

wenige, verhältnismäßig dünne, aber in der Horizontalen auf weite Entfernungen durchgehende Horizonte, die sogenannten „marinen Schichten“, beschränkt. Auf die in diesen Schichten auftretenden einzelnen Gattungen



Abb. 3. Spirorbis carbonarius auf der Blattunterseite von Sphenopteris Schumannii. Hangendes von Fl. Präjudent der Zeche Redlinghausen I. (Nat. Größe)

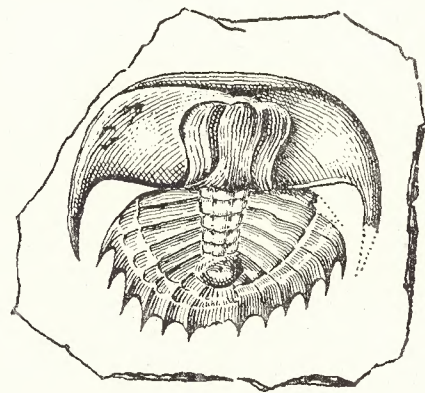


Abb. 4. Prestwichia (Euproops) Scheeleana n. sp.
Nach Ebert. (Nat. Größe)

eines Baumstumpfes im Hangenden von Flöz Mittel fanden. Vor kurzem wurde in der Gasflamtkohlen-gruppe der Zeche Zwickel unter andern Resten von Gliederfüßern auch ein Exemplar mit einem über 30 mm langen Schwanzstachel gefunden, das zu den Merostomaten, und zwar der Untergruppe der Schwertschwänze (Xiphosuren) gehört. Es handelt sich um Formen, die

der Gattung *Prestwichia* *Scheeleana* nahestehen. Auch von diesen Tieren sind Fährten aufgefunden worden (s. Abb. 5).



Abb. 5. Fährte eines Xiphosuren.
(Nat. Größe)

Groß war auch die Zahl der luftatmenden Gliedertiere, und zwar der Tausendfüßer, Spinnen, Skorpione und Insekten, aus deren sehr einfachen karbonischen Formen sich im Laufe der Zeiten jene ungeheuer große Tiergruppe der Gliedertiere entwickelte, die heute weit über 350 000 lebende Arten zählt, also die gesamten

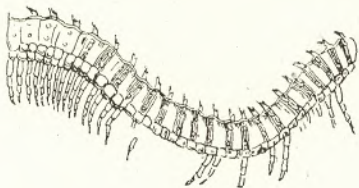


Abb. 6. *Euphoberia armigera* Meek und Worth.
(Nat. Größe)

Tierarten um das Vielfache überragt. Als die niedrigsten der etwa 3000 Arten zählenden Arthropodenformen der Steinkohlenformation, die anscheinend die limnischen Kohlenbecken besonders bevorzugten, sind zunächst mehrere Arten der Urvielfüßer oder Tausendfüßer (s. Abb. 6)

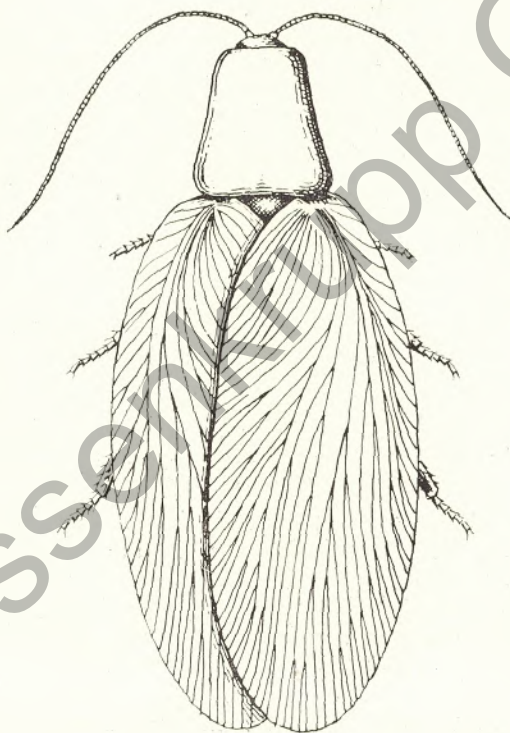


Abb. 7. *Archoblattina Beecheri* Sell.
Nach Handlirsch. (Nat. Größe)

zu nennen, die noch durch kiemenartige Anhänger auf ihre Lebensweise im Wasser hinweisen. Besonders häufig sind Insekten, deren Artenzahl nach Handlirsch schon

etwa 1000 beträgt, obwohl nach demselben Verfasser echte Insekten zum ersten Male im untern Oberkarbon erscheinen. Es sind in der Hauptsache „Blattiden“, (s. Abb. 7), d. h. verhältnismäßig große und plumpe Tiere, deren heute lebender Vertreter die Rüchenschabe darstellt, und „Ur-Insekten“ (s. Abb. 8) mit zwei noch gleich großen,



Abb. 8. *Homoeophlebia gigantea* Agass.
Nach Handlirsch. (Etwa $\frac{1}{2}$ nat. Größe)

stets horizontal ausgebreiteten, nicht zurücklegbaren Flügelpaaren. Ihre Entwicklung war sehr verschiedenartig. Während die einen, flügellos dem Ei entschlüpfend, schon fertiggebildete Tiere darstellten, verbrachten die andern Tiere vermutlich den größten Teil ihres Daseins kiemenatmend und nur der eigenen Ernährung lebend im Larvenzustand im Wasser. Nach verschiedenen Häutungen gingen sie dann, ohne eine als Puppenstadium zu bezeichnende Ruhezeit zu durchlaufen, als geschlechtsreife Tiere ans Land, um sich dann mehr flatternd als fliegend fortzubewegen. Auf diese Weise entgingen sie vermutlich auch ihren ärgsten Feinden, den räuberischen Fischen. Ihre fossilen Reste sind meist sehr bescheiden und beschränken sich auf Teile der Flügel oder im günstigsten Falle auf Bruchstücke des Körpers. Doch genügt meist schon die kennzeichnende scharfe Nervatur der Flügel, um eine wissenschaftliche Bestimmung zu ermöglichen. Auch bei den Insekten begegnen wir der auffallenden Erscheinung, daß sie eine Riesenfauna darstellen. Nach Handlirsch betrug ihre durchschnittliche Flügellänge 5 cm. Von den 400 Arten des untern und mittlern Oberkarbons hatten 20 mehr als 10 cm, 6 mehr als 20 und 3 sogar mehr als

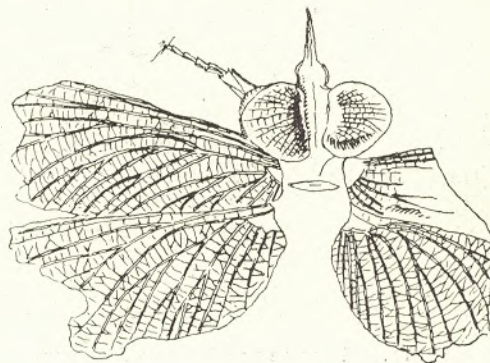


Abb. 9. *Lithomantis carbonaria* Woodw.
($\frac{2}{3}$ nat. Größe)

30 cm lange Flügel, eine Länge, die in späteren Zeiten nicht entfernt mehr erreicht wurde. Möglicherweise trug zu ihrer ungehemmten Entwicklung auch das Fehlen der Insekten vertilgenden Vögel bei. Die meisten karboni-

schon Insekten waren übrigens nach Handlirsch brutale Räuber, da ausgesprochene Beziehungen zur Pflanzenwelt nicht festzustellen sind. Vielleicht deutet die stellenweise überraschende Ähnlichkeit gewisser Blattidenflügel mit Farnfiederchen auf eine schutzwährende Anpassung der Insekten an die sie umgebende Pflanzenwelt hin.

Aber auch höherstehende unmittelbare Vorläufer unserer heute lebenden Formen sind vorhanden, so die Ureintagsfliege aus dem französischen Steinkohlengebirge, ferner Urneßflügler (s. Abb. 9) aus dem schottischen Kar-

von denen etwa 16 Arten bekannt geworden sind. Nicht ohne Interesse ist hier die an einzelnen fossilen Heu-

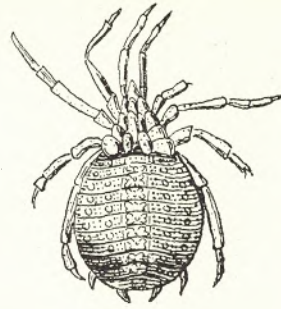


Abb. 12. *Eophrynus Prestwicii* Buckl. sp.
(Rückenseite, nat. Größe)

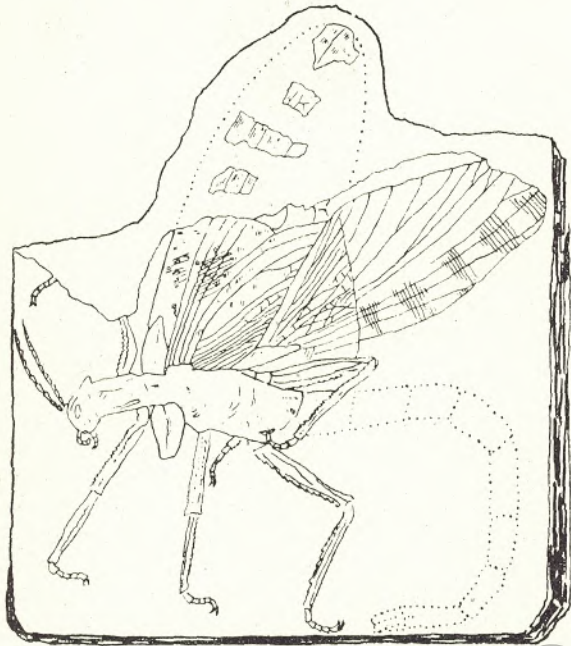


Abb. 10. *Protophasma Dumasii* Brongn.
($\frac{1}{2}$ nat. Größe)

bon mit einem heute nicht mehr vorhandenen dritten kleinen Flügelpaar, also insgesamt sechs Flügeln, sowie Urheuschrecken, sogenannte Urgeßensstheuschrecken (s. Abb. 10), und Urchaben. Es fehlen auch riesige libellen-ähnliche Tiere mit sehr großen facettierten Augen nicht (s. Abb. 11), die, mit ihrer rd. 70 cm messenden Flügel-



Abb. 11. *Meganeura Monyi* Brongn.
($\frac{1}{8}$ nat. Größe)

spannweite unsere größten heute lebenden Schmetterlinge weit überragend, großen Vögeln vergleichbar sind. Nicht selten sind weiter spinnenähnliche Tiere (s. Abb. 12) und die neu aufgestellte Gattung der Skorpionspinnen mit Schwanzstachel und Steinkohlenskorpione (s. Abb. 13). Sehr zahlreich sind die Steinkohlenspinnen vertreten,

schrecken angestellte Beobachtung, daß gewisse Tiere auch die von den heutigen Heuschrecken bekannten Tonapparate aufweisen, also befähigt waren, gewisse Laute auszustößen, während bei andern Urinsekten sogar bunte Zeichnungen und irisierende Farben auf den Flügeln nachgewiesen wurden. Dadurch büßt die früher oft geäußerte Behauptung von der völligen Stille in der Natur der Steinkohlenzeit und der Farblosigkeit der Tierwelt sehr viel von ihrer Wahrscheinlichkeit ein.

Auffallenderweise sind Insektenreste im rheinisch-westfälischen Karbon, die, wie erwähnt, zum ersten Male erst vor einigen Jahren gefunden wurden, immer noch recht selten, obwohl Pruvost aus gleichaltrigen Schichten Nordfrankreichs zahlreiche Arten beschrieben hat. Der



Abb. 13. *Eoscorpius carbonarius* Meek und Worth.
(Nat. Größe)

Verfasser kennt aus dem Ruhrbezirk bis heute erst sechs bescheidene Reste. Die Ursache für die Seltenheit der Funde liegt in erster Linie wohl in der ihnen wegen ihrer Unscheinbarkeit bis jetzt geschenkten geringen Beachtung. So waren auch aus Nordfrankreich im Gegensatz zu England und Belgien vor einem Jahrzehnt noch kaum irgendwelche Reste bekannt. Nach der auf Veranlassung des Verfassers von Professor F. Meunier kürzlich vorgenommenen Bestimmung der westfälischen Reste handelt es sich um meist weniger gut erhaltene Flügelreste von Protoplatiden (Katerlaten). Ein im Hangenden des Flözes 18 der Zeche Baldur gefundener Flügelrest (von 18 mm Länge und 8 mm Breite) wurde von ihm als „*Balduria archaica* n. sp.“ bestimmt und beschrieben

(s. Abb. 14). Andere Kohlenbecken sind weit reicher an Insektenresten als der Ruhrbezirk. So wurden allein im Karbon von Wettin rd. 390 verschiedene Insektenreste gefunden.

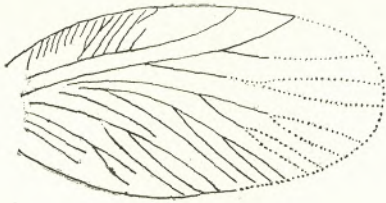


Abb. 14. Flügelbede von *Balduria archaica* n. sp. (Restauriert, etwa 3mal vergrößert)

Von Wirbeltieren sind nur die Fische zahlreich vertreten, und zwar vorwiegend durch Zähne und Schuppen. Vollständige Exemplare sind immer noch selten. Agassiz erwähnt in seinem großen Fischwerke allein 152 verschiedene Arten aus dem Steinkohlengebirge. Sie stellen allerdings noch sehr unvollkommene Urbilder der uns vertrauten Formen dar. Wir kennen aus den verschiedenen Kohlenbecken rd. 70 verschiedene „Selachiergattungen“ (Knorpelfische) mit vielen den heutigen Haien und Rochen verwandten Raubfischgattungen, ferner heterozerte, feinschuppige „Ganoidfische“ (Knorpel- und Knochenfische) sowie „Lurhfische“ mit Kiemen und Lungen, welche als Uebergangsgruppe der Ganoidfische zu den Amphibien zu betrachten sind. In einer Renneltkohlschicht von Yorkshire sind nach Walther allein 24 Fischarten beobachtet worden. Pruvost beschrieb aus dem nordfranzösischen Karbon 25 Arten, während Willert aus Saarbrücken nur drei verschiedene Fischarten erwähnt. Von den als Schmelzschupper bezeichneten und durch feste rhombische, mit Schmelz überzogene knöcherne Schuppen, kräftige, leicht gebogene Flossenstacheln und freiliegende Kiemenpaare ausgezeichneten Ganoidfischen kennt man insgesamt etwa 20 Gattungen, die teils im süßen Wasser, teils im Meere lebten (s. Abb. 15)

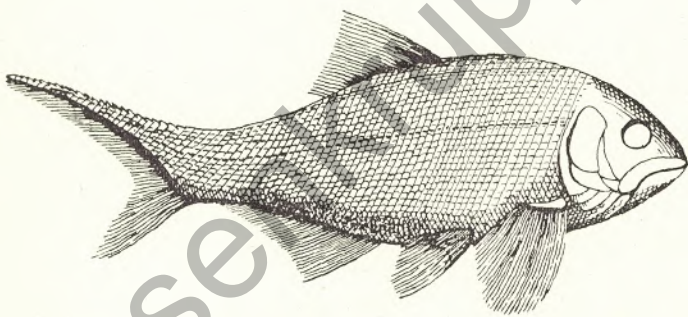


Abb. 15. *Amblypterus macropterus* Ag.

und ihren besonderen Eigenschaften entsprechend wohl Raubfische gewesen sind. Sie dienten wieder anderen als Nahrung, die ihrerseits, wie aus dem Inhalt der Roprolithen hervorgeht, von den großen Ganoidfischen verzehrt wurden. Aus dem rheinisch-westfälischen Karbon ist dem Verfasser mit Ausnahme eines in einer Toneisensteinknolle aus einer marinen Schicht gefundenen Palaeonisciden nur eine größere Zahl verschiedenen Ganoidfischarten zugehöriger Einzelschuppen und Zähne bekannt, die teilweise noch der wissenschaftlichen

Bestimmung harren. Von den im geologischen Museum der Berggewerkschaftskasse befindlichen und zu den Crossopterygieren zu stellenden Schuppen konnte Verfasser eine von der Zeche Graf Bismarck stammende als *Rhizodopsis sauroides* Williams, eine andere aus dem Hangenden des Flözes Catharina der Zeche Auguste Viktoria als *Rhizodopsis Wachei* n. sp. Pruvost (s. Abb. 16)

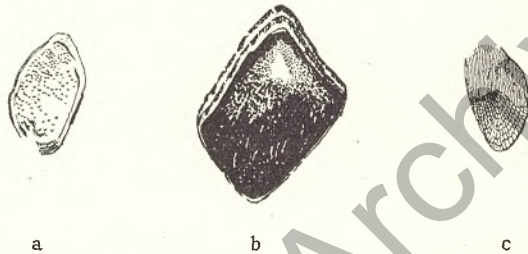


Abb. 16. Drei Schuppen von Ganoidfischen.

a) *Rhizodopsis Wachei* n. sp. b) *Megalichthys Hibberti* Agass. c) *Rhizodopsis sauroides* Will.

und eine Ganoidschuppe als *Radinichthys Renieri* n. sp. Pruvost bestimmen. Außerdem sammelte der Verfasser aus dem Hangenden des Flözes Catharina der Zeche de Wendel und aus dem Hangenden des Flözes Finesfrau der ehemaligen Zeche Lukas je eine der bekannten rhombischen hochglänzenden, mit feinen punktförmigen Eindrücken versehenen Schuppen (s. „b“ Abb. 16), die dem großen *Megalichthys Hibberti* Agassiz eigen waren. Daneben sind mehrere, vermutlich Selachiern zugehörige Flossenstacheln, die sogenannten Ichthyodoruslithen (s. Abb. 17), bekannt geworden. Ein aus dem Eisensteinflöz

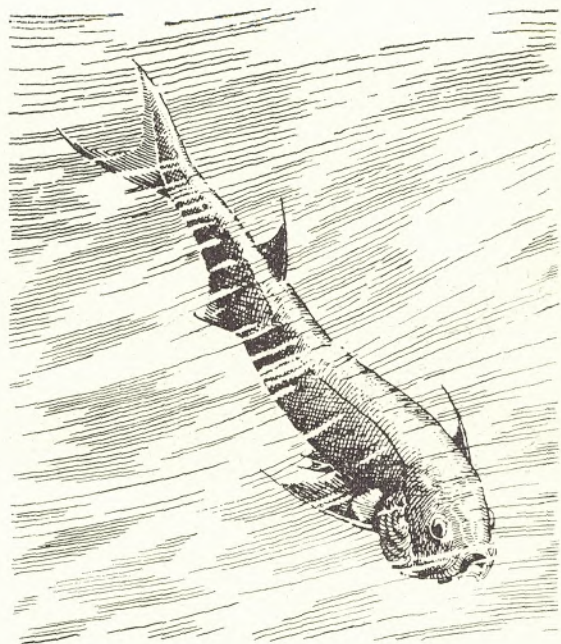


Abb. 17. *Acanthodes* mit Flossenstacheln. Nach Walther. (Nat. Größe)

der Grube Friederika bei Bochum stammender Stachel ist von Cremer als *Orthacantus cylindricus* Agassiz bestimmt worden (s. Abb. 18). Ein eigentümliches, auf Zeche Hannibal gefundenes Hartgebilde hat Jaekel als

Oracanthus Bochumensis Jaekel beschrieben. Reste von Lurcheifischen oder Knochenfischen sind aus dem Ruhrbezirk bis jetzt nicht bekannt geworden.

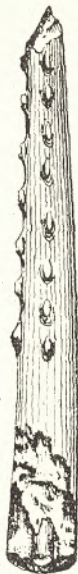


Abb. 18. Flossenstachel (*Orthacanthus cylindricus*).
(Nat. Größe)

Wohl das Hauptinteresse verdienen aber die am höchsten entwickelten Formen der karbonischen Wirbeltierwelt, die geschwänzten Uramphibien, welche in dieser Formation zum ersten Male als selbständige Tiergruppe in Erscheinung treten. Dagegen sind irgendwelche sichere Spuren von den aus den Amphibien sich entwickelnden Reptilien mit Ausnahme eines aus dem Karbon Saarbrückens beschriebenen Fundes, eines angeblich Insekten fressenden Sauriers, mit Sicherheit noch nicht nachgewiesen. Ob die außerdem aufgefundenen „Koprolithen“ (wurstförmige Gebilde mit vielen Fischschuppen) auch notwendig fischfressende Saurier voraussetzen, scheint noch fraglich zu sein. Bemerkenswerterweise sind Skelettreste

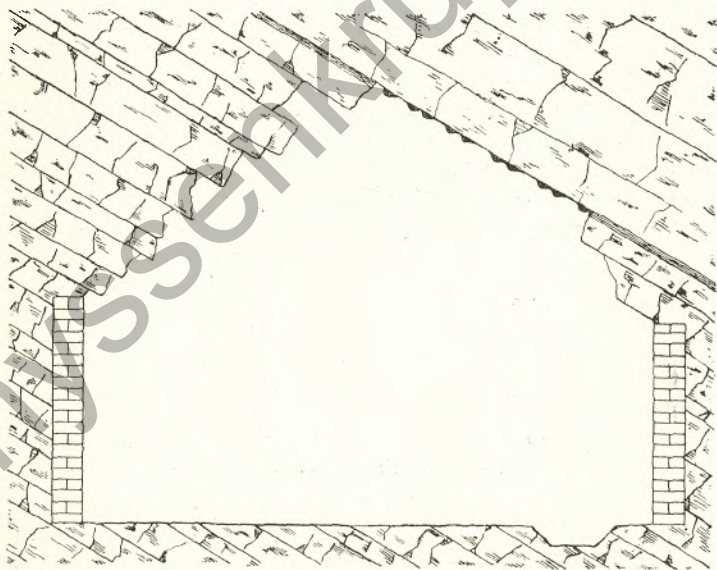


Abb. 19. Profil der Richtstrecke auf der 7. Sohle der Zeche Präsident mit dem Fährten führenden Sandstein

dieser Amphibien im eigentlichen Karbon sehr selten, obwohl sie in der Permformation häufig sind. Um so öfter treten uns dagegen ihre Fährten, so z. B. in den Coal measures Nordamerikas und insbesondere Kanadas, entgegen. Sie lassen erkennen, daß eine größere Zahl von verschiedenen Arten dieser Tiere ziemlich gleichzeitig gelebt haben muß. Im Gegensatz hierzu sind im Karbon Europas bzw. Deutschlands einwandfreie Nachweise der sogenannten Schuppenlurche sehr selten. Meines Wissens sind bis jetzt nur „Fährten“ aus dem Karbon von Zwickau und aus dem Millstone Grit von Lintwistle in Cheshire (England) bekannt geworden. Dagegen hat der weitaustragende, durch Nordfrankreich, Belgien, Holland und Westfalen sich erstreckende nordwesteuropäische Kohlen-gürtel bis jetzt keinen Beleg für das Auftreten dieser Tierformen geliefert.

Es bedeutete daher für den Verfasser keine geringe Überraschung, als ihm vor wenigen Monaten von der Betriebsleitung der Zeche Präsident bei Bochum mitgeteilt wurde, daß beim Nachreißen einer Strecke auf der 7. (= 430 m) Sohle eine Sandsteinplatte mit einer größeren Zahl von Fußabdrücken freigelegt worden sei (s. Abb. 19). Eine sofort vorgenommene Untersuchung bestätigte die Meldung und ergab das Vorhandensein zweier ziemlich parallel nebeneinander laufender, reliefartig herausgewölbter gleichartiger Fährten, welche, nach der Verschiedenartigkeit der Spurweite zu schließen, einem größeren und einem kleineren Tiere derselben Gattung, vielleicht einem männlichen und weiblichen Exemplare, oder einem Tiere mit seinem Jungen, angehören werden (s. Abb. 20). Die teilweise über Kreuz stehenden, mehr als

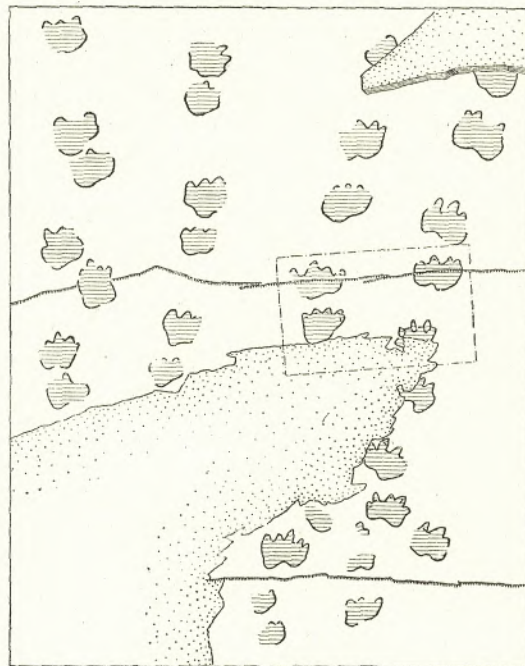


Abb. 20. Fährtenplatte der Zeche Präsident.
(Verkleinerung 1:20)

faustgroßen Ballenabdrücke lassen mit einiger Sicherheit vier kurze plumpe Finger und fünf ebenso gestaltete Behen erkennen (s. Abb. 21). Krallen- oder Nägelabdrücke sind nicht mit Bestimmtheit wahrnehmbar, doch deuten die spitz zulaufenden Behen auf Bewehrung mit Krallen hin. Meist treten die ziemlich gleichgroßen Fährten paarweise

auf, und zwar die linke Vorderfußfährte zusammen mit der linken Hinterfußfährte. Die Schrittlänge beträgt etwa 20 cm, die Spurweite der rechten Fährte etwa 31, der linken Fährte rd. 38 cm. Da irgendwelche Skelettreste, Schwanzindrücke oder Koprolithen nicht gefunden wurden, muß man lediglich aus den vorhandenen Positivabgüssen der Abdrücke auf die Gestalt und die Lebens-



Abb. 21. Teil der Fährtenplatte mit vier Fährten entsprechend dem in der Abb. 20 gekennzeichneten Ausschnitt. (Verkleinerung 1:7)

weise der die Fußeindrücke im plastischen Ton Schlamm hervorrufenden Tiere schließen. Vergleiche der Fährten mit den besonders aus der Buntsandsteinformation bekannten Abdrücken der sogenannten Handtiere oder Chirotherien mit kleiner vierfingeriger Hand, dem fast doppelt so großen vierzehigen Fuß nebst dem externen Fersenanhang und dem schnürenden Gang ergeben, daß die Erzeuger der Fährten der wahrscheinlich zu den Dinosauriern zu stellenden Gruppe der Chirotherien nicht angehören können. Die Abdrücke ähneln vielmehr den schon oben erwähnten aus Amerika beschriebenen Fährten von Uramphibien, d. h. amphibisch lebenden Tieren, deren bis zu 1 m große Skelettreste wiederholt in den Schiefer-tonausfüllungsmassen ehemaliger Baumstümpfe gefunden wurden. Demnach waren es wechselwarme Tiere, welche eine vollständige Metamorphose durchliefen, d. h. in ihrer Jugend, im Larvenstadium im Wasser lebend, durch zahnbesetzte Kiemen atmeten und erst später, als geschlechtsreife Tiere ans Land gehend, die Lungenatmung aufnahmen. In ihrem Äußern an Salamander

und Krokodile erinnernd, vereinigten diese Tiere in sich sowohl noch die besonderen Eigenschaften der später aus ihnen hervorgegangenen Amphibien: das zweiköpfige Hinterhauptgelenk, als auch der Reptilien: die besondere Zahn- und Schuppenbildung. Von den heutigen Lurchen unterscheiden sie sich u. a. durch den knöchernen Kopfschutzhaut, den die Bauchseite bedeckenden Schuppenpanzer, die von Knochenringen umgebenen Augen und das kleine im Schädeldach befindliche Loch. Wegen des mit knöchernen Platten versehenen Hautpanzers, der den aus Knorpel bestehenden Schädel bedeckte, sind sie unter dem Namen der „Stegocephalen“ (Panzerköpfige) zusammengefaßt worden.

Übereinstimmend mit dem Bilde, das wir uns von den Lebensbedingungen dieser Tiere machen dürfen, liegt auch die Fährtenfläche auf der Beche Präsident, soweit sich das mit einiger Sicherheit ermitteln läßt, in einer Zone nicht marinen Ursprungs, d. h. in Süßwasserschichten, zusammen mit verkohlten Landpflanzenresten. Es handelt sich also um landbewohnende Tiere, die am Strande der flachen See, in Flußniederungen und sumpfigen Ufergebieten wohnten und sich vermutlich von Würmern, Schnecken, Insekten oder durch gegenseitigen Fraß nährten und nur zum Eierlegen ins Wasser zurückkehrten. Der äußeren Gestalt nach waren es entweder molchähnliche Tiere etwa vom Aussehen des Kiemenatmenden „Branchiosaurus“ aus dem Rotliegenden oder aber salamanderartige Tiere mit langgestreckter Schnauze, wie der „Archegosaurus“ aus den permischen Lebacher Schichten.

Rückblickend zeigt uns die kurze Betrachtung der fossilen Reste, welche in den die Steinkohlenflöze begleitenden Gesteinsschichten enthalten sind, daß die Tierwelt unserer Steinkohlenmoore, verglichen mit der der Jetztzeit, noch formenarm und eintönig gewesen sein muß. Wie die Pflanzenvertreter nur aus Landpflanzen bestanden, setzten sich auch die tierischen Vertreter, abgesehen von Weichtieren und Fischen, vorwiegend aus luftatmenden Landtieren zusammen. Die Tierwelt war also den noch ebenso einförmigen Pflanzenvertretern des karbonischen Landschaftsbildes aufs zweckmäßigste angepaßt. Immerhin weist sie schon Vertreter sämtlicher heute lebenden Tierfamilien auf, wie auch die auftretenden Tierformen schon die Grundzüge aller heutigen Tiergruppen erkennen lassen. Sie sind daher geradezu als Stammformen anzusehen, aus deren jede sich später viele selbständige Tiergattungen entwickelten. Einzelne der karbonischen Formen zeigen bei einfachstem Aufbau örtlich sogar eine staunenswerte Fülle von Arten bei ungeheurem Reichtum an Einzeltieren. Wieder andere verraten schon eine für die Tiefe der Entwicklungsstufe der Karbonzeit überraschende Höhe in der Organisation des Tierkörpers.

Reise nach Florida

Von H. Schaefer, Ing.

(Vgl. die Aufsätze des Verfassers in den Heften 2, 3 und 4)

Das Verhältnis zu meinem Chef, Mr. Fl., hatte sich in den letzten Monaten immer mehr verschlechtert, und an eine Besserung war nicht zu denken. Der Hauptgrund war, daß ich den verschiedenen „Erfindungen“ dieses Mannes nicht so auf die Beine verhelfen konnte, wie er es wünschte. Er hatte es in dreißigjähriger Arbeit vom früheren Seemann zum Teilhaber und Chef einer kleinen Maschinenfabrik gebracht und verfiel jetzt in einen geradezu chronischen Erfinderrwahn. Da waren der Wasser- oder Wellenmotor, der entlang der sämtlichen Ozeanküsten die Kräfte von Ebbe und Flut und vor allem die der Brandungswogen in elektrische Kraft umwandeln sollte; ein viereckiger Blumentopf mit selbsttätiger Wasserzuführung und verschiedene andere interessante Neuheiten mehr. In mir, dem jungen Ingenieur, der erst wenige Monate in Amerika war, hoffte er den Gehilfen seiner Erfindungen zu sehen, welche Hoffnungen ich leider sehr bald zerstören mußte. Was Wunder, daß unsere Freundschaft rasch zu Ende war und er alles tat, daß mein Arbeitsfeld in seiner Fabrik mir ein Nebel und Greuel wurde.

Sechs Monate Berufs- und Existenzkampf in Newyork hatten aber genügt, mich von weiterem Offertenschreiben oder persönlichem Stellungsuchen abzuhalten, und mein Wunsch war, Newyork mit seinen durchaus nicht immer günstigen Verhältnissen mit einem anderen Teil des Landes zu vertauschen. Es gehört aber leider zu den Eigentümlichkeiten meines an Problemen nicht armen Lebens, daß mir in den wichtigsten Augenblicken das nötige Klein- oder auch Großgeld fehlt, und so wußte ich, daß ich ein Ticket für Südamerika, wohin ich gerne wollte, vorerst nicht erstehen könnte. Meine Wünsche nach fremden Ländern oder allgemein die Ausübung meiner Vorhaben werden aber durch nichts je eingedämmt werden können, am wenigsten jedoch durch Geldmangel. Und dringender und lauter ertönten lockend die Sirenenrufe der Dampfer im Newyorker Hafen, die mir die Arbeit bei Mr. Fl. am Reißbrett zur Qual machten und meine Sehnsucht nach dem Süden immer brennender werden ließen.

Ueber der Bai von Newyork lag der leichte Herbstnebel, der in diesen Oktobertagen die Menschen schon frösteln ließ; ein spärlicher Sonnenschein vergoldete schwach die ewig unruhigen Wasser dieses Welthafens, und am Ende der goldig schimmernden Bahn reckte in Dunst und Nebel die Liberty-Statue den fackeltragenden Arm empor. Ohne Raft und Ruhe kreuzten die großen und kleinen Dampfer den Hafen, belebten den majestätischen Hudson oder zogen unter den weit gespannten Bogen der Brooklyn- und Manhattan-Bridge hin.

An einem Pier am Hudson lag ein kleiner Segelschoner, ein Dreimaster, verankert. Diesen mutigen Kämpfern, die in wochen- und monatelangen Fahrten ohne Hilfe

der modernen Maschinen den Meeren und Stürmen trogen, galt meine bewundernde Aufmerksamkeit.

„Nova Queen“ war auf die weißen Holzplanken aufgemalt, und das Schiff erinnerte mich in seiner ganzen Aufmachung an die kühnen Seefahrer und Piraten der spanischen und westindischen Meere aus den Romanen der Jugendzeit. An der hölzernen niederen Reeling lehnte ein alter Matrose, die unerlässliche Pfeife zwischen den Zähnen. Ehe ich einen besonderen Entschluß formte, frug ich ihn schon nach Art und Ziel der Reise, und als ich hörte: Florida, Westindien, Bermudainseln, sagte ich ihm, daß ich als Seemann auf diesen Segler zu kommen wünsche. Das sei leicht möglich, antwortete er mir, denn vorlechte Nacht hätten zwei Matrosen auf Nimmerwiederkommen Urlaub nach Newyork genommen; ich könne den Kapitän am nächsten Morgen ja selber sprechen.

Den Abend zu Hause verbrachte ich mit dem Studium der Karten: Florida, Golfstrom, Busen von Mexiko, Bermudainseln; ich studierte mit einem Eifer, der im Geographieunterricht meiner Schuljahre sicher nicht vorhanden war.

Am nächsten Morgen stand ich im Manchesteranzug und Mühe in der Kabine des Schoners. Der Kapitän, ein alter Kanadier, heuerte mich an, nachdem ich ihm von „vielen“ Seefahrten „drüben“ erzählt hatte, 40 Dollar Monatslohn bei freiem Board und Room an Bord. Da die Ausfahrt schon anderen Morgens in aller Frühe erfolgen sollte, begleitete ich den Kapitän downtown zum Costume-House und zur Britischen Consul-Shipping-Office,

um meine Anmusterung zu unterschreiben. Als der Beamte meinen Namen in die Schiffsrolle eintrug und in der Halle der Office um mich Kapitäne und Seeleute in allen Sprachen redeten, klopfte mir fast das Herz vor Freude über die unerwartet schnelle Erfüllung eines Wunsches, der meinen gegenwärtigen Absichten sowohl Rechnung trug, als auch die Erfüllung der Sehnsucht meiner Jugendjahre und der eines jeden rechten Knaben war: abenteuerliche Fahrt in die Meere des Südens. Mögen sich andere am Reißbrett und am Schreibtisch abschinden, mir lachte die goldene Sonne, das herrliche Meer und das höchste menschliche Gut: die Freiheit!

Doch der Mensch denkt, und — — — der britische Konsulatsbeamte lenkte!

„You are German?“

Und da verschwand die Sonne für mich. Aus der Kriegs- und Nachkriegszeit her bestand noch der Boykott, der deutsche Seeleute auf britischen Schiffen nicht duldete. Und die „Nova Queen“ als kanadisches Segelschiff stand unter britischen Gehehen.

Himmeldonnerwetter! Mein Kapitän zuckte die Achseln, das hatte er nicht bedacht vorher, und es war vielleicht das erstemal, daß ein Deutscher bei ihm annusterte.

„Aber ich bin lediglich geboren in Deutschland und



Am Steuer — Vor Cap Hatteras
(Atl. Ozean)
Stille vor dem Sturm
Selbstaufnahme

meine Heimat ist seit drei Jahren von den Franzosen okkupiert; ich gehöre doch jetzt zu Frankreich!" Die Augen des Engländers hinter der Brille schauten verblüfft. Aber er ließ sich bluffen von mir, und für die „Richtigstellung“ meines deutschen Passes durch das französische Konsulat war es für dieses Mal zu spät. Ich versprach, dieses Verfaßnis bei meiner ersten Rückkehr sofort nachzuholen. So glückte es mir in letzter Minute, meinen Plan am Scheitern zu verhindern.

„Das Erreichen hängt bloß vom Willen ab“, an das Wort des alten Fr. Krupp dachte ich, als ich nach Hause eilte, meine Sachen zu packen. Mr. Fl. händigte mir den karglichen Rest meines Salärs aus und war — wie ich — froh über mein Ausscheiden aus seiner Firma. Mit Lachen stellte ich diese einzige, unbestrittene Übereinstimmung unserer Ansichten fest, und auch diese Episode lag hinter mir.

Noch hatte ich einiges einzukaufen; da brauchte ich grobe, bunte Arbeitshemden, wie sie die Seeleute tragen, große Fausthandschuhe für die harte Arbeit am kalten und nassen Tauwerk und Arbeitskleider. Zwei Pfund Tabak für meine Pfeife, einige Pakete Zigaretten, viel Papier zum Schreiben und zwei Pack Films für meine „treueste Begleiterin“, meine Kamera, waren das Letzte und Wichtigste.

Am späten Abend desselben Tages betrat ich mit einem vollgepackten Koffer das Deck der „Nova Queen“, um eine Fahrt als Seemann anzutreten, hart und arbeitsreich gewiß, doch frei und ungebunden, Herz und Sinne bereit, alle Schönheiten und Wunder der Natur aufzunehmen.

Frei — ledig fahr ich durch die Welt,
von Sorgen nicht gefannt,
von frischem Mut die Brust geschwellt,
ruhlos wie ein Vagant —.

Der Wandervogel lebte wieder, der Berufsmensch und Ingenieur nahm Urlaub!

* * *

Mit Kapitän Sp. waren wir ganze fünf Mann Besatzung an Bord. Sogar Hund und Katze (wie auch Mäuse oder Ratten), die sonst üblichen Zubehöre jedes Segelschiffes, fehlten völlig, was ich keineswegs bedauerte. Mein Rabinengenosse war Bernard, der Koch, ein junger Halbneger aus Kanada. Meine Sachen waren bald verstaut, und meine Koje, der längs der Kabine dicht unter der Decke angenagelte Kasten mit altem Strohjack und zerrissener Decke, erweckte Vorahnungen schlimmer Art. An zwei Meter breite amerikanische Betten oder gar die Behaglichkeit und Eleganz Newyorker Lebens durfte ich ja nicht mehr denken, trotzdem aber begann ich im

Schein der an der Wand hängenden Petroleumlampe das sicherlich freudenarme Lager etwas genauer zu besichtigen und erfuhr meinen ersten und vielleicht größten Schrecken dieser Fahrt. — — —

„Don't worry about that!“ beruhigte mich Bernard, „Wanzen sind keine da!“ Es sei zugegeben, viel Wanzen waren tatsächlich nicht da und ich verbrachte die erste wie alle anderen Nächte an Bord mit dem Haupt- und Unterbewußtsein, nunmehr Seemann und an Bord eines Segelschiffes zu sein und nicht etwa Kajütepassagier eines üppigen Ocean-Liners.



An Bord der „Nova Queen“ — Florida in Sicht
Selbstaufnahme

Längst schon schien am anderen Morgen die Sonne durch die beiden viereckigen Fensterluken in die Kabine, beschien das Deckzeug und die steifen Südwesten an den Wänden, Tisch und Schemel und den $\frac{3}{4}$ Meter dicken vorderen Mastbaum, der mitten durch unsere Kabine ging. Da wurde die niedrige Schiebetüre von außen aufgemacht und Kapitän Sp., in Pantoffeln und Mütze, die Brille auf der Nase, schaute herein, weckte Bernard, den Koch, aus dessen friedlichen Schlummer und wünschte sein Breakfast. Gleich darauf brokelte, briet und buk es in der winzigen Küche nebena, und auch ich konnte mich von der vortrefflichen Kunst des Koches überzeugen.

Zwei Stunden später schwammen wir ruhig im strahlenden Sonnenschein den Hudson hinab. Der Schoner ging ohne Ladung nach dem Süden, nach Florida vorerst, und der kleine Dampfer, der uns aus dem Hafengebiet hinaus auf die Reede New-

yorks schleppte, hatte leichte Arbeit. Ich stand am Bug und nahm Abschied von der Riesenstadt, die mir sechs Monate lang eine unverstehende Quelle des Staumens und Wunderns gewesen war, ein modernes Babylon, eine goldene Sphinx.

Mein Blick ruhte auf den im herbstlichen Sonnenschein glänzenden Palisaden, den steilen, bewaldeten Felsufern des Hudsons zur Rechten, während links das meilenlange Häusermeer sich erstreckte. Langsam glitten wir hinab, der offenen Bai zu. Ein großer Dampfer kam uns entgegen, zog hart vorbei, schwarz-weiß-rot die Flagge am Heck: die „Thuringia“ von der Hamburg-Amerika-Linie. Zu vielen Hunderten standen an Deck dichtgedrängt die Hoffnungsfrohen, die ihr altes, zerbrochenes Vaterland nun eintauschten gegen ein neues; möge das Glück mit ihnen sein!

Noch einmal schaute ich zurück nach der City, dem zum Himmel ragenden Wolkenkratzer-Viertel, der Liberty-Statue, deren von der Meeresluft erzeugte Patina in der Sonne glänzte — dann lag Newyork hinter mir, immer undeutlicher und verschwommener im Sonnenglast. — —

Auf der offenen Reede ging unser Anker noch einmal nieder auf den Grund, und die letzten Vorbereitungen für die Fahrt wurden getroffen.

Es kam längsseits ein kleiner Dampfer, der unseren Tank mit Trinkwasser versah, die Schiffspapiere kamen an Bord und wir drei Matrosen bekamen im Laufe des Tages alle Hände voll zu tun; das Segelzeug wurde noch einmal nachgesehen, das ganze Deck mit Wasser, Seife und Besen gründlich reingemacht, alles mögliche mit Seilen festgebunden, das kleine Ruderboot, das Fallreep sowie die Fässer mit Pöckelfleisch.

Während dieser Arbeiten erkundigte ich mich nach den Namen meiner Genossen, die alle aus Kanada stammten. Der „Kangälteste“ sagte mir, sein Name tue nichts zur Sache, er sei der „Erste Maat“ an Bord. Als er hörte, ich sei German, sagte er mit Genugtuung, er habe reichlich von dieser Sorte drüben totgemacht. Dafür sei er hinübergeschickt worden! Dann wandte ich mich an den zweiten (und letzten) Fahrt- und Arbeitskollegen, einen etwa 50jährigen alten Seemann, dessen Laufbahn anscheinend nicht so glänzend verlaufen war, wie die des noch nicht 30jährigen Ersten Maats. Aber seinen Namen erfuhr ich auch nicht, denn er sei der Bootsmann oder auch „Zweiter Maat“! Unbescheiden, wie ich einmal bin, frug ich nun nach meinem Titel, und in der Tat ließen mich die beiden Unterhauptlinge zum „Sailer“ avancieren. Befriedigt nahm ich wieder den Schrubber zur Hand und fegte die Deckplanken, während der Erste Maat stolz auf und ab spazierte.

Der Kapitän, der im Sommer die nordamerikanischen Häfen besuchte, im Winter die südlichen, war noch einmal an Land gegangen. Währenddessen kam ein kleines Motorboot angefahren und sein Insasse fragte nach alten Lauresten. Ich verwies ihn an den Ersten Maat. Dieser legte die Hände auf den Rücken und stolzierte jetzt die andere Seite des Decks entlang. Der Mann folgte ihm und wiederholte seine Frage. Aber der Gewaltige hatte keine Zeit. Noch einmal wurde der Versuch gemacht, dann knatterte das Motorboot davon, und stolz zog sich der Erste Maat der „Nova Queen“ in die Kajüte zurück.

Bald darauf kam der Kapitän zurück. In seiner Begleitung war der Lotse. Und es folgte jetzt eine Fülle von Arbeit, daß mir der Schweiß vom Körper rann, wie in den heißesten Newyorker Sommertagen. Die sämtlichen Segel wurden gesehen, und ich lernte, wie man innerhalb zehn Minuten drei Masten hochklettern und arbeiten kann wie ein Pferd, um gleich wieder wo anders zu sein und Hand anzulegen. Knatternd entfalteten sich die großen Bahnen, und während der Wind sie hin und her zerrte, hingen wir uns in die Taupe, und immer höher gingen die Segel, eines nach dem andern. Das Hochhieven des schweren Ankers, das Hinausklettern auf das Bugspriet, dort die Segel hochziehen: es waren ungewohnte

und harte Arbeiten, die mir den ersten Begriff dieses schweren und mühevollen Berufes gaben.

Schon zogen wir an der großen Heulboje vor Sandyhook vorbei. Dampf und abgerissen sandte sie ihren Warnungsruf in die hereinbrechende Dämmerung, und während wir zur Reede hinauskreuzten, dem offenen Meere zu, erscholl wohl ein dutzendmal ein Kommando, das ich noch oft zu hören bekam: „Tack ship!“ An die Taupe, in die Masten, Segel reffen, gegen den Wind stellen, ziehen aus Leibeskräften, springen, laufen, wie ein Sklave arbeiten, alles auf einmal, das heißt: „Tack ship!“

Am Steuer stand dann der Alte mit seiner hageren Gestalt, die Sportsmütze über den Augen, den Mund weit offen, daß die langen Pferde Zähne herausstanden, und arbeitete nicht minder hart. So manövierten wir, gegen den Wind kreuzend, den Abend lang zur offenen See hinaus.

Als schon unsere Seitenlampen, grün und rot, vom ersten Mast brannten, und weit hinten an Coney-Islands und Staten-Islands Küste viele Lichter bligten, kam noch ein kleines Ruderboot längs, das den Lotsen von Bord und wieder zurück nach Newyork brachte. Es war bereits dunkel; die roten, weißen und grünen Leuchtbojen mit ihrem vom Wellenschlag erzeugten Geräusche zeigten den Pfad über das Wasser nach dem sicheren Hafen, da kletterte der Lotse die Strickleiter hinunter und nahm seinen



Brandung an der Küste

Platz am Steuer des Ruderboots. Mit einer Handbewegung grüßte er uns noch einmal: „Good bye, Gentlemen!“

Fast geräuschlos glitt unser Segler in die Nacht hinaus; auch die letzte Boje ließen wir hinter uns, der letzte Ton verhallte, und ferne nur sah man noch einen in vielen Lichtern glänzenden Passagierdampfer zur Reede hinziehen.

Als ich in der engen Kabine mein Abendessen verzehrte, wobei mein Appetit nach der vielen Arbeit nichts zu wünschen übrig ließ, kam der Erste Maat an die Tür und eröffnete mir: von 8 bis 12 Uhr erste Wache am Ausguck, 12 bis 4 Uhr Ruhe; von 4 bis 8 Uhr früh Wache am Ruder. So war es also nichts mit der ersten Nachtruhe, auf die ich mich schon gefreut hatte, und während ich noch die letzten Bissen kaute, klang außen schon mit kurzen harten Schlägen von der Glocke am Stern (Vorderschiff) das Zeichen: „Eight bell!“ Rasch das Delzeug an, das mir der Koch für die ganze Fahrt lieh, und hinaus. Neben der Glocke saß ich nun oder ging zwei Schritte hin und zwei Schritte zurück, soweit es bei dem Schwanken des Fahrzeuges möglich war. Achtete auf irgendwelche Lichter, entgegenkommende Schiffe oder Leuchtfeuer an der Küste, die ich nach hinten zu melden hatte. Dort stand der Alte am Steuer, Zigarre rauchend, blickte nach den Sternen aus oder auf den kleinen Kompaß vor ihm,

und verschwand nur hin und wieder einmal für wenige Minuten in der Kajüte, um nach den Karten zu sehen. Gleich darauf war er wieder an seinem Plaze, schaute durch die Brillengläser über das Meer und nach dem Nachthimmel, immer dabei den Mund weit offen, wie ein Fisch auf dem Trocknen.

Mich fror allmählich auf meinem ungemütlichen Posten. Auch das Schlingern des Schiffes wurde immer ärger, und ich fühlte ein gewisses Unwohlsein herannahen. Wenn ich auch noch nie seekrank war, auf diesem Raften kann man es werden, dachte ich mit übler Vorahnung. Und schon hing ich weit über der Reeling und mußte hergeben, was der Magen in sich hatte, und das scheußliche Gefühl einer der unangenehmsten Zustände, der Seekrankheit, lernte ich zum erstenmal, aber mit aller Gründlichkeit kennen. Immer elender wurde mir, das Erbrechen wollte nicht aufhören, und der Magen hatte doch längst nichts mehr in sich. Als zu der nächtlichen Kälte noch ein gründlicher Regen kam, hielt ich mein Maß für reichlich voll. Mein Blick hielt noch einmal die ab und zuaufblühenden Lichter an der fernen Küste fest, dort, wo Häuser und warme Wohnungen sind, gedeckte Tische und bequeme, reine Betten — vor mir aber lagen viele Tage Seefahrt.

Endlich wurde es 12 Uhr! Frierend und müde, krank und mit erbärmlichen Gefühlen wankte ich im unsicheren Lichte des Sternenhimmels über das nasse Deck, während die „Nova Queen“ schlingern und tanzend den mittelmäßigen Seegang überwand. An der Tür meiner Kajüte aber machte ich lehr: „Tack ship!“ erscholl es von hinten!

Aber auch wenn man seekrank ist und kaum auf den Beinen stehen kann, die gleiche Arbeit mußte doch getan werden. Es galt, Blößen nach Möglichkeit zu vermeiden, denn mein Erster und Zweiter Maat hatten ihre Umgangsformen und ihren Konversationston gerade nicht auf einer Universität gelernt.

Noch etwas anderes lernte ich gleich in dieser Nacht, nämlich, daß ein leerer Magen und harte Arbeit sogar die schlimmste Seekrankheit überwinden; und als ich nach knapp zwei Stunden Ruhe meine zweite Wache antrat, fühlte ich mich weitaus besser.

Das Hinterdeck, wo sich das Steuerrad befand, lag in tiefem Dunkel. Vor mir war in einer Fensterlücke des Kajüteaufbaues ein einfacher Kompaß, beleuchtet von einer Petroleumlampe, und genau südlich hatte ich den Kurs einzuhalten, wie mir der Kapitän angab. Er selber wanderte in Pantoffeln und einem alten Mantel hin und her, rauchend, etwas vor sich himmelmelnd und in die Nacht schauend. Anders sah ich ihn nie. Aber auch nie war er länger als eine Stunde in seiner Kabine. Keinen Schlaf schien er sich zu gönnen. Und mir erschien er in seinen weißen Haaren und seiner jugendlichen Unermüd-

lichkeit ganz als der Typus des echten englischen Sportmannes, wie er auch anderseits in allem ein vollendeter Gentleman war, der erste, der mir in den United States begegnet ist!

Die Tage der Seefahrt folgten nun einander in einem gewissen Gleichmaß. Stets reichliche und harte Arbeit, selten eine ruhige Stunde. Bei Nacht ließen die konstant südlichen Winde meist etwas nach und die „Nova Queen“ stand ruhiger in der See. Schaute ich zu dem nächtlichen Himmel empor, dann schienen die Sterne einen losen Reigen zu vollführen, auf und nieder, links und rechts von dem Mast- und Tauwerk schwebten sie, je nach dem sanften Schaukeln des Schoners. Beiderseits vom scharfgeschnittenen Riele rauschten die aufgewühlten Wasser nach hinten, eine weißglänzende Fährte bildend, über die der Mond sein Licht ergoß. Unbeschreiblich schön aber war in diesen Nächten das Meeresleuchten. Von



Mündung des St. Johns-River in den Atlant. Ocean
Florida, Dezember 1923

Ferne kamen die Schwärme der silberleuchtenden Punkte heran, bligten auf und verschwanden wieder, unermüdlich und endlos wechselnd in den bewegten Wassern, in dichter Fülle an den Schiffsseiten hingleitend immer wieder verlöschend und aufblühend. Tiefschwarz dagegen die daherjagenden Wellen, deren Schaumkronen sich überstürzten, zusammenschlugen, um in weißem Schaume zu zerfließen.

Viele Nachtstunden brachte ich auf meinem Ausguck zu, die Schönheit dieser Nächte in mich aufnehmend. Während der ganzen Reise stand die volle silberne Scheibe des Mondes am Nacht-

himmel, an ihm zogen in der gleichen Ruhelosigkeit die weißen Wolken hin wie die dunklen Wogen an unserem Schiffe. Ruhelose Wanderer wie die Menschen!

Längst waren wir in den Gewässern des Golfstroms; die Nächte waren fast so warm wie die Tage, leuchtender wurde die Pracht des Sternenhimmels. Einmal fiel, während meine Gedanken in der Heimat weilten, in einer jener Nächte eine Sternschnuppe langsam in weitem Bogen nieder und verschwand weit voraus über der dunklen See am Horizont.

An einem der folgenden Nachmittage sichteten wir mit bloßem Auge schwach einige Erhebungen und dunkle Punkte zur Rechten: Land. Es waren die Felsenufer vor Cap Hatteras, dem westlichsten Punkte der Küste. Ein Friedhof mancher Schiffe und Seeleute, aber bei Tage und im Sonnenschein nicht gefährlich erscheinend. Möwen strichen über die Wellen und suchten mit hellem Schrei unsere Kiellinie nach Beute ab, Abfälle, die der Roch ab und zu aus seiner Galley hinauswarf.

Gegen Abend brachten Nebel und Regen frühe Dunkelheit; mehrfach tauchten Lichter an der jetzt nahen Küste auf und in der Nacht waren alle Mann an Deck. Durch den Nebel bligte das Licht des Leuchtfuers von Cap Hatteras herüber, ein Sturmwind trieb unser Schiff pfeilgeschwind

dahin, irgendwo voraus tutete das Nebelhorn eines anderen Fahrzeugs, dessen Lichter wir aber nicht sahen. Selbst den Mond verdeckten die dahinjagenden Wolken. Da erschienen in nächster Nähe einige rote und weiße Lichter, wir schossen direkt darauf zu. „Tack ship!“ ertönte es von hinten, der Wind pffte und heulte in den Rahen und Tauen, die Segel klatschten gegen die Masten, flogen von einer Seite auf die andere; wir rannten zu den Strickleitern, zogen aus Leibeskräften an den Seilen mit dem Bewußtsein der Gefahr dieser Sekunden, arbeiteten und kämpften gegen den Sturm, der die Segel und Taue unseren Händen zu entreißen drohte. Regen und überkommende Wellen hatten uns trotz Delzeug längst durchnäßt, die Hände schmerzten, wir achteten dessen alles nicht und rannten jetzt, so gut es auf dem schlüpfrigen und schiefen Deck ging, nach dem Hintersegel.

Waren es Sekunden, die folgten, oder nur Bruchteile davon, ich wußte es nicht; der Ton einer Läuteboje erscholl plötzlich hart neben uns zur Rechten und keine drei Schritte vom Bord entfernt sahen wir die massige, eiserne Boje vorbeirauschen, von den zornigen Wellen hin- und hergezerrt, dumpf und abgerissen läutend. Zur selben Zeit aber zogen links die farbigen Lichter des hier verankerten Feuerschiffes vorbei, und windgepeitscht flogen wir durch diese „enge Gasse“.

Der Alte richtete sich am Steuerruder auf, an dem er mit seinem ganzen Körper gehangen hatte; der gefährlichste Moment dieser Nacht vor Cap Hatteras war vorüber. Schon schimmerten weit hinten friedlich die Lichter des Feuerschiffs, als gäbe es keine Gefahr, und während jetzt der Mond wieder hinter den Wolken hervortrat, erschien mir der überstandene Kampf wie ein Spuk aus dem „Fliegenden Holländer“.

Ich hatte Freiwache und noch eine Stunde Ruhezeit. Während ich mit naßkalten Kleidern und in Schweiß gebadet in meiner Koje lag, dachte ich an die Gegensätze dieser Fahrt zu meiner Ueberfahrt von Europa nach den United States. Auf dem Dampfer hatten wir Passagiere den Tag meist müßig im Liegestuhl verbracht, den Sonnenuntergang in Ruhe genossen, an gedeckter Tafel zu Abend gegessen, und dann spielte jede Nacht, als man zu Bette ging, die Schiffskapelle das heimatische Lied: „Ich bete an die Macht der Liebe...“. Wieviele Gedanken waren da wieder heimwärts gegangen, bis der Schlummer alle Sorgen für eine Weile verstummen ließ.

Monate waren seitdem vergangen, die viele Erlebnisse in bunter Reihe gebracht hatten; die Erfahrungen und Erkenntnisse, die dem Einwandernden nicht erspart bleiben, hatten den Rücken gesteuert und eines bestärkt: den Glauben und die Liebe zur besseren, alten Heimat!

„Eight bell!“ Die Glocke riß mich aus meinen Träumen; es war vier Uhr morgens, und vier Stunden Wache am Ruder lagen vor mir; ich ging zum Steuer und nahm meinen Platz ein. Als hätte er die ganze Nacht geschlafen und nicht mit seinem Schiffe gegen die Elemente gekämpft, stand der Alte auf dem Hinterdeck und gab mir den Kurs an. West-Südwest jetzt, einen Strich westlicher als die Tage zuvor. Da wußte ich, es ging bald Floridas Küste entlang.

Gleichmäßig vergingen die Stunden; das Meer war ruhig, im Osten kündete bald ein heller Streifen den erwachenden Tag an; aus dem Ramin der Galley drang blau der Rauch in die Luft, der Koch war schon geschäftig, es roch nach Kaffee und Breakfast. Friedlich war alles ringsum, die Nacht war vergessen.

An diesem Tage lachte erstmals heiterer Sonnenschein

vom blauen Himmel herab. Es war der achte Tag auf See und ich konnte die ersten Aufnahmen machen. Mit der Kamera in der Hand verbrachte ich meine Freiwache auf dem Deck und auch der Kapitän nutzte die strahlende Sonne aus. Gegen die „Mittagsstunde“ saß er mit Sportmütze und Pantoffeln auf der Reeling, hatte den Sextant in den Händen und nahm die Sonnenhöhe auf. Zufrieden mit der zurückgelegten Meilenzahl sog er an seiner Zigarre; in eineinhalb Tagen hoffte er in Jacksonville, der Hafenstadt des nördlichen Floridas, zu sein und die 830 Meilen lange Strecke von Newyork bis dahin zurückgelegt zu haben.

Sanft wiegte sich die „Nova Queen“, und mit Ruhe konnte ich mein Mittagessen einnehmen, ohne daß, wie neulich bei Sturmweather, mir der Teller mit dem Essen im Bogen vom Tisch herab auf den Boden flog.

Der Erste Maat sollte auch sein Teil an diesem ruhigen und schönen Tage haben; wohl war es zufällig ein Sonntag, aber das zählt ja auf einem Schiffe nicht, und so drückte er mir Bürste, Lappen und Seife in die Hände und gab seine Befehle. Scheuerlappen und Pugeimer bekam ich denn auch bis zur letzten Stunde an Bord in Jacksonville nicht mehr aus den Händen, sobald die Tageshelle das Waschen und Putzen nur ermöglichte.

Ofters waren an diesem und dem folgenden Tage allerlei Vögel zu sehen; außer den Möwen strichen Tauchenten und Pelikane mit großem Beutelschnabel über das Wasser, obwohl am Horizont keine Küste zu erkennen war. Einmal kam ein kleiner Vogel mit überaus buntem Gefieder in niedrigem Fluge zu uns heran und ließ sich ermattet auf das Deck nieder. Da ich gerade Bürste und Seife in den Händen hatte, nahm der Koch den unfreiwilligen Gast in die Hand und wir betrachteten uns den schmucken Gefellen, der etwa halb so groß wie ein Sperling war. Wie Perlen glänzten die winzigen, schwarzen Augenlein, und wir wollten den Vogel unter das Vorderdeck bringen, wo ein Sperling die ganze Reise von Newyork nach Florida mitgemacht hatte; ab und zu war er aus seinem Verstecke herausgehüpft und hatte die Brocken aufgepickt, die wir ihm hingeworfen hatten.

Als jetzt aber der Koch die Hand öffnete, um den Fremdling auch an diesen sicheren Ort zu bringen, flog dieser rasch auf, flatterte eine kurze Strecke über die See hin, fiel dann aber nieder in die Wellen; gleich darauf war er verschwunden.

Den folgenden Tag machten wir infolge des flauen Windes nur langsame Fahrt. Das Wetter war sommerlich, von einem tiefblauen Himmel lachte die Sonne herab und ich bekam einen Begriff von der Annehmlichkeit des Klimas in Florida.

Ueber dem Deck flatterte an einer Leine weiße und bunte Wäsche; der Koch bereitete sich auf die verschiedenen Landbesuche vor. Der Erste Maat sah nach, ob ich die weiß- und grüngestrichenen Holzteile auf dem ganzen Deck auch sauber abgewaschen hatte, und ich freute mich, in ein oder zwei Tagen die Planken der „Nova Queen“ wieder verlassen und unter den Palmen Floridas wandeln zu können. Der Kapitän hatte bereitwilligst sich einverstanden erklärt, als ich meinen Wunsch äußerte, in Florida von Bord gehen zu wollen.

Wieder blitzten am Abend an der nahen Küste die Leuchfeuer, und schließlich kamen Dangers-Point, Mayport und andere Küstenpunkte in Sicht; die Fahrt sollte jetzt nur noch Stunden dauern. Schon trieben uns vielfach großblättrige Wasserpflanzen entgegen, wir waren vor der Einfahrt in den St. Johns-River, an dem etwa

25 Meilen aufwärts Jacksonville, die wichtigste Stadt Floridas, liegt.

Noch eine letzte Aufregung brachte uns das Manövrieren durch die schmale und gefährliche Einfahrt in den River, die bei Nacht selbst für Dampfer eine stete Gefahr bildet. Eine große Anzahl Leuchtbojen kennzeichnete das Fahrwasser, das hier zwischen Stromschnellen und Untiefen so schmal ist, daß keine zwei Schiffe aneinander vorbei können. Rasch nahm die Dunkelheit zu; durch Lichtsignale, die wir gaben, wurde der Regierungsdampfer benachrichtigt, der uns eine halbe Stunde später ins Schlepptau nahm.

In engen Windungen ging es noch zwei Stunden den Fluß hinauf. Wir saßen an Deck, ruhten aus und harreten der letzten Arbeit dieses Tages: des Niederlassens des Ankers.

In alter, natürlicher Schönheit reichten die bewaldeten Ufer, an denen keine Eisenbahn entlang führte, dicht zum Wasser hernieder; vereinzelt standen Sägewerke und kleine Fabriken, aus denen Lichtschein und Lärm von Maschinen in die Stille der Nacht drangen, und über die ganze Landschaft und den ruhig fließenden River goß der Mond sein Licht.

Bald fiel rasselnd der Anker in die Tiefe, das weiße Toplicht wurde gesetzt, und dann störte keine Wache, kein gefürchtetes „Tack ship!“ mehr die Nachtruhe.

Am nächsten Morgen sahen meine Augen im strahlenden Sonnenschein die ersten hohen Palmen in freier Natur, am niederen Ufer weideten Kühe, und hoch kreiste ein Bussard im Blau.

Im niedrigen Rahne kam ein Negerpaar angerudert und bot Früchte u. dgl. an, ab und zu kreuzte ein kleines Motorboot mit lautem Geknatter den Hafen, und in das Heulen von Fabrik sirenen mischte sich der tiefe Gesang eines nahen Sägewerkes.

Da wurde mir noch eine Freude zuteil, als ein Dampfer langsam den Fluß heraufkam und an uns vorbeizog zu den wenigen Piers des Hafens hin. Am Heck des Handelschiffes flatterte im Morgenwinde wieder groß die Flagge „Schwarz-Weiß-Rot“, und dieser Gruß am ersten Morgen in Florida erfüllte mich mit froher Hoffnung. Einige Stunden später kletterte ich die Strickleiter hinunter, in der einen Hand meinen Koffer, und ein kleines Fährboot brachte mich zum Ufer.

Hinter mir lag unbeweglich die „Nova Queen“ auf den braunen Wassern des Rivers; der alte Kapitän tat mir die Freude an, noch eine Weile auf dem Deck zu stehen und grüßend zu winken, meine Blicke ruhten noch lange auf dem schmucken Segler, dann schritt ich durch die Straßen der Stadt, unter Palmen und blühenden Bäumen.

Das neuentdeckte Australien

Aus einem Fliegerroman des Jahres 1781. Von Dr.-Ing. h. c. F. M. Feldhaus

Als die Welt erfuhr, daß man einen fünften Erdteil — Australien — entdeckt hatte, suchten die Roman-schreiber dieses rätselhafte Land in ihrer Art zu entschleiern. 1781, neun Jahre nach der Entdeckung, schrieb Restif de la Bretonne einen französischen Roman „Das entdeckte Australien“, der drei Jahre später unter dem Titel „Der fliegende Mensch, ein Halbroman“ in deutscher Ausgabe bekannt wurde:

In einem Postwagen zwischen Lyon und Paris treffen ein Mönch, einige Schauspieler und Pariser Bürger mit einem Franzosen zusammen, der aus dem neuen, fern im Süden liegenden Erdteil Australien kam. Der Roman erzählt, wie dieser Reisende, der Victorin hieß, vor langer Zeit nach Australien verschlagen worden war. Verwunderlich ist es, daß alle Abenteuer Victorins mit Hilfe einer Flugmaschine geschehen.

Victorin liebte in seiner Heimat, der Dauphiné, Christine, die schöne Tochter eines vornehmen Edelmanns. Er selbst aber war von niederem Stand. Weil der Vater die Tochter einem armen Mann nicht gegeben hätte, wollte Victorin Christine auf einen unbesteigbaren Berg entführen. Ein Diener, ein ziemlicher Laugenichts, erdachte eine Flugmaschine mit einem Räderwerk von Holz und zwei leinenen Flügeln. „Diese schwere Maschine konnte einen Menschen von der Erde emporheben; aber nur eine sehr ermüdende Anstrengung vermochte die Räder in Gang zu bringen.“ Bei Flugübungen mit dieser Maschine stürzte der Diener in einen Teich und ertrank.

Mittlerweile war Christine an Jahren und Schönheit gewachsen und man sprach von ihrer Vermählung. Victorin hatte mit Sorgfalt den Flug jedes Insekts und jedes Vogels untersucht, und so gelang ihm eine Verbesserung: „seine Maschine verschaffte ihm, mittels schneller Bewegung der Räder, den Flug einer Rebhenne, um sich von der Erde zu erheben, und durch eine noch gelindere Bewegung erhielt er den Flug der größeren

Zugvögel, die die Luft bloß zu gewissen, abgesetzten Zeiten schlagen. Er machte sich Flügel aus dem leichtesten seidenen Zeug und zog ihn über Fischbeinstäbe, die oben stark und nach und nach schwächer zuliefen, ziemlich wie die Seiten der Vogelfedern.“

Unten waren die Flügel der Maschine an den Stiefeln Victorins befestigt. Starke Riemen hielten sie an den Lenden und Schultern fest. „Eine Art von sehr spitzigem Sonnenschirm, der, wenn er ausgespannt war, von sechs seidenen Leinen gehalten war, diente dazu, weiterzukommen, den Kopf zu erheben oder eine völlig senkrechte Lage anzunehmen.“

Victorins Probeflug mit seiner Maschine dauerte etwa 15 Minuten und führte über einen Luftweg von 14 Kilometern.

Zu einer echten Liebesgeschichte gehört ein Ständchen, und so fliegt Victorin alsbald in geringer Höhe über Christinens Haus und singt aus der Luft:

„Holde reizende Christine,
die ich anzubeten mich erühne

.....“

Alles steckte den Kopf zum Fenster hinaus; den Sänger aber sah man nicht. Victorin flog unbemerkt sieben Meilen zur Stadt zurück und entriß unterwegs ein junges Mädchen aus den Händen einiger Schwelger und brachte sie durchs offene Fenster sicher in ihr Bett. „Dies machte am anderen Tage viel Gerede.“

In der Dauphiné lag ein Berg, den man den unbesteiglichen nannte, „weil er die Gestalt eines umgekehrten Zuckerhutes hat“. Dorthin flog Victorin. Als er ermittelt hatte, daß sich dieser Berg nur mit einer Flugmaschine erreichen ließ, bereitete er dort alles Nötige für die Zukunft vor. Allnächtlich schaffte er Ackergerät, Kleidung und Wäsche, Hühner, Kaninchen und Schafe dorthin. Als man auf dem Schloß von Christinens Eltern große



Victorin fliegt bergab. Er beschwert sich mit einem Korb voll Steinen

Wäsche hatte, trug Victorin alles nötige Weißzeug in etliche Pakete zusammen und schaffte in einer Nacht die ganze weiße Aussteuer auf den Berg.

Beim nächsten Flug nahm er ein Mädchen aus der Gegend, die natürlich sogleich ohnmächtig wurde, mit auf die Berghöhe, und als sie wieder zu sich gekommen war, wies er sie an, in der Bergeshöhle für Bequemlichkeit zu sorgen. Dann kamen drei Pferde, ein Pflug und Saatgetreide auf dem Luftweg an die Reihe, und „ein schönes Bette, Stühle, Tische, eine Kommode und sogar ein Sofa, auch Silberzeug“ folgten. Zu den Pferden brauchte Victorin einen Knecht, und als dieser eines Tages in der Landschaft verschwunden war, erzählte man sich, der Teufel habe ihn geholt und durch die Lüfte weggeführt. „Er trug ferner auf den unbesteiglichen Berg einen Schuhmacher, eine Puhmacherin, die zur Kammerfrau bestimmt war, eine Näherin, einen Schneider und eine Köchin. Da ihm in der Folge befiel, daß vielleicht alle diese Leute einige Neigung gegeneinander haben könnten, so brachte er ihnen an einem schönen Abend auch einen Priester.“

Nachdem auf dem Berg noch vielerlei Notwendiges und Angenehmes hergerichtet worden war — so eine Windmühle zum Getreidemahlen —, erschien Victorin fliegend vor Christine: „Fürchten Sie nichts, Göttin meiner Seele,“ sagte er ihr, „ich bete Sie an, fürchten Sie nichts.“ Christine fiel dennoch in Ohnmacht, weil sie glaubte, eine Art Ungeheuer wollte sie entführen, und sie hatte nur noch Zeit, einen durchdringenden Schrei aus-

zustößen. Ihr Vater hörte den Schrei, und er glaubte, ein Teil des Schlosses sei eingefallen und seine Tochter darunter begraben. Indes schwang sich Victorin mit seiner kostbaren Beute durch die Luft.

Da der Priester auf dem Berg bereitgehalten war, fand die Trauung von Victorin und Christine statt und wurde dem Vater durch einen ihm im Flug übermittelten Brief mitgeteilt.

Victorin bekam Kinder, von denen jedes sein Flügelkleid erhielt. Auch Christine entschloß sich, zum Schutz dieser Jugend mitzufliegen.

Nun war aber auf dem unbesteiglichen Berg wenig Aussicht, ein größeres, glückliches Staatswesen zu gründen. Darum entschloß man sich, nach dem fernerem Südländ, nach Australien, auszuwandern. Victorin und sein jüngster Sohn traten auf stärkeren Flugmaschinen die Erkundungsreise an, beneht mit den Tränen der ihrigen. Nach acht Nächten erreichten sie den Aequator, und in der zwölften Nacht kamen sie auf eine Insel, deren Bewohner den Fledermäusen glichen; denn sie sahen bei Tage nichts und kamen nur nachts zum Vorschein. Diese Nachtmenschen erstaunten sehr, als sie die Europäer fliegen sahen. Als Victorin die Insel erforscht hatte, flog er nach Europa zurück, nahm unterwegs aus den „Diamantbrüchen des Königreichs Golconda“ die schönsten Steine mit, verkaufte sie in England und schaffte sich für den Erlös ein prächtiges Schiff an. Von Brest aus führte er dann alle Bewohner des unbesteiglichen Berges nach Australien. Auf hoher See wurde die Fahrt dadurch beschleunigt, „daß Victorin und sein Sohn sich in die Luft erhoben und



Victorin fliegt mit der geraubten Geliebten bergan

durch ein an dem Mastbaum befestigtes Seil das Schiff regierten“. So konnten sie des Kompasses entbehren und die Schiffsleute über den gewählten Weg im unklaren lassen. Nach drei Monaten landete das Schiff auf der australischen Insel, wo Fleiß und Geschicklichkeit die neuen Bewohner bald zu wohlhabenden Leuten machten. Entdeckungsflüge zu den umliegenden Inseln machten die Europäer mit Riesenmenschen, Affenmenschen, Bärenmenschen, Hundemenschen, Schweinemenschen, Schafmenschen und anderen sonderbaren Geschöpfen bekannt. Mit den Riesenmenschen wurden Ehen geschlossen und dadurch ein neues Geschlecht geschaffen, das größer als die Europäer und geistvoller als die Urbewohner der Rieseninsel war.

Als diese australische Kolonie sich immer mehr ausdehnte, holten Victorins Enkel aus Frankreich mehrere Maler, Bildhauer, Gelehrte, Schriftsteller, Musiker und Schauspieler nach Australien. Es kamen Gesetze auf dem neuen Eiland zustande, die jedem Bewohner ein glückliches Dasein ermöglichten. Die Verfassung war eine rein soziale: jedermann arbeitete an dem gemeinschaftlichen Wohl. Alle waren einander gleich. Es gab keine Ehrenämter und kein Vorrecht der Geburt. Die Jugend mußte alle schwere Arbeit verrichten und dem Alter allein stand Ehre zu. Jede Ehe dauerte nur ein Jahr und das folgende Jahr war ehedfrei. Die Kinder kannten keinen anderen Vater als den Staat. Erst mit hundert Jahren zählte man zu den Alten. Bis zum fünfzigsten Jahre ward man der reinen Jugend zugerechnet. Göttliche Verehrung wurde nur der Sonne erwiesen.



Bei den Hunde-Menschen.



Elefanten-Menschen wehren die Flieger ab.

In einer Schlusschrift dieser Erzählung wird vorgeschlagen, daß man auch in Europa unter dem Vorsitz der französischen Nation einen Völkerbund gründen möge, der am besten seinen Sitz in der Schweiz habe: „von dieser allgemeinen Verbrüderung hätte man sich die nämlichen Vorteile zu versprechen, wie von einem gut geleiteten Einzelstaat“.

Victorin und seine Sippe machten von ihrer Insel aus Luftausflüge in die Umgegend und entdeckten dabei die merkwürdigsten Kreuzungen zwischen Menschen und Tieren, z. B. Affenmenschen, Bärenmenschen, Hundemenschen, Bibernmenschen, Gemsemenschen, Pferdemenchen, Schweinemenschen, Widdermenschen, Schafmenschen, Eselmenschen, Froschmenschen, Schlangemenschen, Elefantenmenschen, Löwenmenschen und Vogelmenschen. Jede dieser Menschenarten wird in einem phantasievollen Kupferstich dargestellt. Stets spielen die europäischen Flieger in diesen Szenen eine Rolle. Entweder belauschen sie die Menschentiere, oder sie werfen Netze aus, schießen mit Feuerwaffen oder werden selbst angegriffen. Es ist reizvoll zu sehen, wie hier Dichter und Künstler — vier Jahre vor Erfindung der Luftballone und in einer Zeit, da niemand an die Verwirklichung der Flugmaschinen dachte — die weltumspannende Bedeutung des Fliegens phantastisch darstellten.

Mit seinen sozialen Gedanken gehört dieser Roman zu den „Utopien“, zu jenen Büchern, die die Lösung des sozialen Problems in ein fernes, in Wirklichkeit nicht vorhandenes Reich verlegen.

Turnen, Sport und Spiel, Humoristisches und Rätsel

Die Leichtathletik-Olympiade

Die Besten der Welt im Kampf um den Weltmeistertitel

In der zweiten Juliwoche rollte in Paris anlässlich der Olympiade 1924 ein sportlicher Film ab, dem in der ganzen Sportwelt große Bedeutung beigemessen werden muß. Es wäre Unsinn, die sportlichen Glanzleistungen im Stadion von Colombes totschweigen zu wollen; es sind eben Leistungen dabei, die unüber-trefflich erscheinen, die aber dennoch zur Racheiferung wecken. Man denke nur an die Siege Nurmi, des finnischen Wunderknaben, in fabelhaften Zeiten, an die grandiosen Leistungen der Werfer und Springer, und man muß ohne weiteres zugeben, daß solche Leute Laten verrichteten, die in den Sportannalen unerreicht dastehen. Darum wollen wir an dieser Stelle einen kurzen Überblick geben über das, was in der prachtvollen Rempfstätte von Paris in der Zeit vom 6. bis 13. Juli geschah.

Der erste Tag.

Zweimal wehte gleich des kleinen Finnlands Fahne stolz am Siegesmast. Das Speerwerfen brachte Myrrä, der Weltmeister von 1920, mit 62,87 m an sich. Lindström (Schweden) und Oberst (Amerika) endeten auf den Plätzen.

Und Ritola, des großen Nurmi einziger Konkurrent und Landsmann, gewann auf weicher Bahn den 10 000-Meter-Lauf in Weltrekordzeit (30 : 23,2 Min.) gegen Wides, den fliegenden Schulmeister aus Schweden, und einen zweiten Finnen Berg.

Der zweite Tag.

Überraschungen und neue Weltrekorde gaben dem zweiten Tag das Gepräge. Im 100-Meter-Endlauf schlug der Engländer Abraham in 10,6 Sek. die Amerikaner Scholz, Porrit, Bowman, Paddock und Murchison.

Aber 400-Meter-Hürden war Taylor (Amerika) in 52,6 Sek., also einer Zeit, die ebenfalls einen neuen Weltrekord bedeutet, vor dem Finnen Widen und dem favorisierten Riley (Amerika) siegreich.

Der Hochsprung war Amerikas Zehnkampfsmeister Osborne, der 1,98 Meter erreichte, nicht zu nehmen. Brown (Amerika) belegte mit 1,95 Meter den zweiten Platz vor Lewden (Frankreich), der 1,92 Meter übersprang. Im geschlagenen Felde endeten Poor (Amerika) mit 1,90 Meter und Gaspar (Ungarn) mit 1,88 Meter. Osborne unternahm dann einen Angriff auf den Weltrekord, der knapp mißglückte.

In dem Fünfkampf-Wettbewerb stellte der Amerikaner Legendre im Weitsprung mit 7,765 Meter einen neuen Weltrekord auf. Sieger wurde der Finne Lehtonen vor Somfey (Ungarn) und dem neuen Weltrekordmann Legendre.

Der dritte Tag.

Wiederum gab es feine Leistungen. Im Weitsprung fiel nach wechselvollem Verlauf die Entscheidung. Der heiße Favorit Hubbard (Amerika) erreichte 7,445 Meter, eine Leistung, die weder von Gourdin (Amerika), der 7,275 Meter übersprang, noch von Sverre Hansen (Norwegen) mit 7,26 Meter überboten wurde. Im geschlagenen Felde endeten Lunlos (Finnland) mit 7,07 Meter, Guillouet (Frankreich) mit 6,96 Meter und Macintosh (England) mit 6,92 Meter. Die beiden ersten sind übrigens Neger. Der neue Weltrekordmann Legendre (Amerika) war nicht gemeldet.

Das Kugelstoßen machten die Amerikaner unter sich aus. Sieger wurde Souser mit 14,995 Meter vor Hartmanst, der als aussichts-

reichster Bewerber galt, aber nur 14,72 Meter erreichte, und Hills mit 14,64 Meter. Die Skandinavier vermochten sich nicht zu placieren. Sorpo (Finnland) stieß die Kugel „nur“ 14,47 Meter, Anderson (Amerika) 14,29 Meter und Nillander (Finnland) 14,26 Meter. Der Sieger von Antwerpen, Pörhölä (Finnland) kam nicht über die Vorkämpfe hinaus.

Die 800-Meter-Entscheidung nahm einen wechselvollen, aufregenden Verlauf: Vom Start weg wurde mächtig auf das Tempo gedrückt. Trotzdem blieb das Feld bis zur 500-Meter-Marke etwa zusammen. Der Engländer Stallard lag knapp in Front. Nunmehr trat Lowe (England) energisch an und sicherte sich im Moment einen kurzen Vorsprung, den er bis ins Ziel behaupten konnte. Die Stoppuhren zeigten 1 : 52,4 Min. für die 800-Meter-Strecke.

Der Schweizer Martin, der ein ganz großes Rennen lief, setzte seine ganze Kraft ein und rettete den zweiten Platz vor End (Amerika), dem Stallard (England), Richardson (Amerika), Dodge (Amerika) und der Stabhochsprung-Weltrekordmann Hoff (Norwegen) folgten.

Der vierte Tag.

Die amerikanischen Sprinter konnten sich im 200-Meter-Lauf für die über 100 Meter erlittene Schlappe revanchieren; denn Scholz gewann nach spannendem Kampf, der ein äußerst knappes Ende zeitigte, in 21,6 Sekunden gegen Paddock, der nur um Brustbreite zurücklag, und den Engländer Liddel. Der neue 100-Meter-Weltmeister Abrahams (England) endete erst hinter Hill und Norton (beide Amerika) auf dem sechsten Platz.

Auch der 110-Meter-Hürdenlauf fiel an Amerika. Riney siegte in 15 Sek. vor Atkinson (Südafrika) und Petersson (Schweden). Erst

Vierter wurde der Schwede Christensson, dem man sehr gute Aus-sichten gegeben hatte, vor Anderson (Amerika), während Guthrie, der dritte Amerikaner, der sich für den Endlauf qualifiziert hatte, disqualifiziert werden mußte, weil er mehr als zwei Hürden geworfen hatte.

Seinen zweiten Weltmeistertitel der Olympiade 1924 erwarb der ausgezeichnete Finne Ritola im 3000-Meter-Hindernislauf. In sicherer Manier blieb der neue 10 000-Meter-Weltrekordmann in 9 : 33,6 Minuten vor seinem Landsmann Rah, dem Franzosen Bontemps, dem Amerikaner Rid und einem dritten Finnen Ebb siegreich. Ritola beherrschte seine Gegner vom Start weg und wurde nie ernstlich bedroht.

Der fünfte Tag.

Die Olympia-Wettbewerbe des Donnerstag brachten wiederum harte Kämpfe. Der Tag stand im Zeichen der Siege des kleinen Finnlands. Nurmi, der wohl mit Recht für den größten Läufer aller Zeiten gehalten wird, brachte das Kunststück fertig, sich binnen weniger Stunden in den Besitz zweier Weltmeistertitel zu setzen. Den 1500-Meter-Lauf gewann er in der ausgezeichneten Zeit von 3 : 53,6 Minuten, ohne allerdings seinen eigenen Weltrekord mit 3 : 52,6 zu erreichen. Leute wie Hahn, Bufer, Watson (alle Amerika), Liemendahl, Luoma (Finnland) sowie der treffliche Schweizer Schärer konnten den Weltrekordmann nicht ernstlich bedrängen, der nach Gefallen, ohne alles herzugeben, als Sieger das Zielband zerriß. Den zweiten Platz belegte der Schweizer Schärer, der, Stallard



Am Abend

(Wandervogel-Bilderamt Jul. Groß, Berlin, Friedenstr. 63)



Die Westdeutsche Meisterstaffel Preußen, Krefeld
(mit Houben auf dem Bilde links)

(England) auf den dritten Platz verweisend, eine ganz ausgezeichnete Leistung vollbrachte. Lowe (England), der 800-Meter-Sieger, Butler und Hahn (beide Amerika) endeten im geschlagenen Felde.

Im 5000-Meter-Lauf hatte Nurmi schon härtere Arbeit. Standen ihm doch vornehmlich in seinem Landsmann Ritola, der bereits zwei Weltmeisterschaften des Jahres 1924 sein eigen nennen kann, und Wide (Schweden), dem fliegenden Schulmeister, Gegner gegenüber, die auf das Tempo zu drücken verstehen. Man merkte dem Finnen nicht an, daß er schon einen 1500-Meter-Lauf in glänzender Zeit hinter sich hatte; spielend nahm er Runde um Runde und siegte letzten Endes sicher in 14:31,2 Minuten, also einer Zeit, die hinter der von ihm selbst kürzlich mit 14:28,2 Minuten aufgestellten Welt-Bestleistung um genau drei Sekunden zurückbleibt. Der zweite Platz war Ritola (Finnland) nicht zu nehmen; an dritter Stelle endete der ausgezeichnete Schwede Wide vor Romig (Amerika), Sipilä (Finnland) und Chibbons (England).

Im Hammerwerfen beherrschte Amerika das Feld. Trotello (Amerika), der den Hammer 53,295 Meter warf, siegte vor Mac Grath (Amerika) mit 50,83 Meter und Notes (England) 48,875 Meter. Eriksson (Finnland) 48,74 Meter, Skold (Schweden) 45,295 Meter und Mac Cader (Amerika) 45,225 Meter vermochten sich nicht zu placieren.

Auch der Stabhochsprung war den Amerikanern nicht zu entreißen. Barnes (Amerika) übersprang 3,95 Meter und siegte durch Stechen vor Graham (Amerika), der gleichfalls 3,95 Meter erreichte. Brooker (Amerika) war mit 3,90 Meter Dritter vor Petersen (Dänemark) 3,90 Meter, Richard (Kanada) 3,80 Meter und Spearow (Amerika) 3,75 Meter.

Außerdem fanden die 400-Meter-Vorläufe statt. Bemerkenswert ist Imbachs (Schweiz) Sieg in 48 Sekunden, einer gewiß ausgezeichneten Zeit, die den bisherigen Weltrekord des Amerikaners Reidpathum zwei Behtel Sekunden schlägt.

Der sechste Tag.

Imbachs neuer 400-Meter-Weltrekord sollte nicht von langer Dauer sein, denn im Verlaufe des gestrigen Tages wurde er binnen weniger Stunden zweimal unterboten. In einem Zwischenlauf brachte der Amerikaner Fitch es auf 47,8 Sekunden für die 400-Meter-Strecke, so daß Imbachs Aussichten für den Endlauf, die nach seiner vorzüglichen Zeit in den zweiten Ausscheidungskämpfen um ein Beträchtliches gestiegen waren, wieder bedeutend sanken. Und der Entscheidungslauf brachte dann eine neue Überraschung. Nicht der frischgebackene Weltrekord-

mann Fitch, sondern der Engländer Liddel siegte, in der fabelhaften Zeit von 47,6 Sekunden, soweit die eben erst aufgestellte Weltbestleistung um zwei Behtel Sekunden schlagend. Fitch endete dichtauf als Zweiter vor Butler, Johnston und Taylor (alle Amerika). England hat somit den Amerikanern in einer weiteren Laufkonkurrenz, in der sie bisher stets tonangebend waren, den Rang abgelassen; bekanntlich war auch schon der 100-Meter- und 800-Meter-Lauf wider Erwarten an einen Engländer gefallen.

Der siebte Tag.

Der Behtkampf wurde zunächst zu Ende geführt. Der Hochsprung-Weltmeister 1924, Osborne (Amerika), siegte mit 7710,735 Punkten, mit dieser Leistung einen neuen Weltrekord aufstellend. Zweiter wurde Norton (Amerika) mit 7550,895 Punkten. Erst den dritten Platz belegte der heiße Favorit Klumberg (Holland), der es „nur“ auf 7392,360 Punkte brachte.

Der 10 000-Meter-Quersfeldeinlauf brachte Nurmi, dem finnischen Wunder, in 32:52,8 Min. den dritten diesjährigen Olympia-Sieg. Die Zeit ist hervorragend. Nurmis Landsmann Ritola, der neue Weltmeister im 3000-Meter-Hindernis- und 10 000-Meter-Lauf, belegte, während des ganzen Rennens dicht bei Nurmi liegend, den zweiten Platz vor Johnson (Amerika), Harper (England) und Lauvaux (Frankreich).

Im Dreisprung gab es einen neuen Weltrekord. Aber nicht der Finne Rainio war der Sieger, sondern Winter (Australien), der 15,52 Meter, damit eine neue Weltbestleistung schaffend, übersprang. Zweiter war Runto (Argentinien) mit 15,42 Meter vor Tunkos (Finnld.) 15,03 Meter, Rainio (Finnld.) 15,01 Meter, Jansson (Schweden) 14,97 Meter und Uda (Japan) 14,35 Meter.

Der achte Tag.

Die 4×100-Meter-Staffel war Amerika nicht zu nehmen. In der fabelhaften Weltrekordzeit von 41 Sekunden siegten die Amerikaner vor der Schweiz, die wegen falschen Wechsels distanziert und auf den letzten Platz verwiesen wurde, England, Holland, Ungarn u. Frankreich.

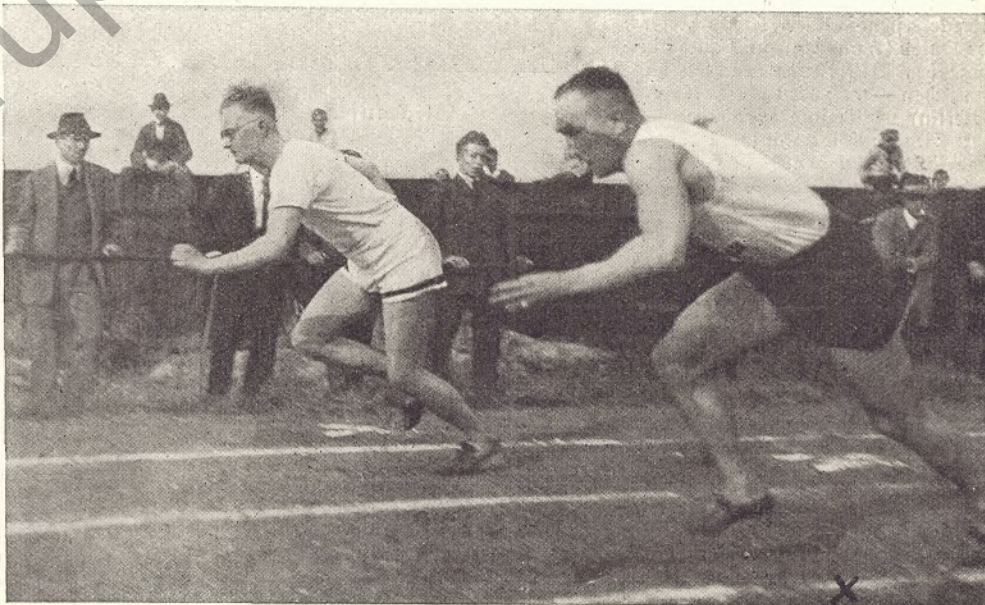
Auch die 4×400-Meter-Staffel ergab einen sicheren Sieg Amerikas in 3:15 Minuten. Den zweiten Platz belegten die Schweden, die acht Meter zurücklagen vor England (weitere drei Meter zurück), Kanada, Frankreich und Italien.

Das 10 000-Meter-Gehen fiel an Frigerio (Italien), der in 44:49 Min. Goodfin (Engl.), Maister (Südaf.) und Pavaji (Itl.) weit hinter sich ließ.

Der Marathon-Lauf über die äußerst schwierige 42,200-Kilometer-Strecke fiel an Steenroos (Finnland), der 2:41:22,6 Std. benötigte und mit weitem Vorsprung als Sieger das Zielband zerriß. Bertini (Itl.) endete in 2:47:19 Std. vor Thomas (Amerika) auf dem zweiten Platz.

Das Diskuswerfen war Houser (Amerika), dem Olympioniken im Kugelstoßen, nicht zu nehmen. Er warf den Diskus 46,12 Meter weit, einen guten Meter weiter als Ritzma (Finnland), der es auf 44,95 Meter brachte, und Lieb (Amerika), der mit 44,83 Meter nur knapp auf den dritten Platz verwiesen wurde.

Der 3000-Meter-Mannschaftslauf fiel an Finnland vor Amerika und Frankreich.



Der deutsche und westdeutsche Meister Houben, Krefeld, als Schlußmann in der Westdeutschen Meisterstaffel

Der Sport-Monat

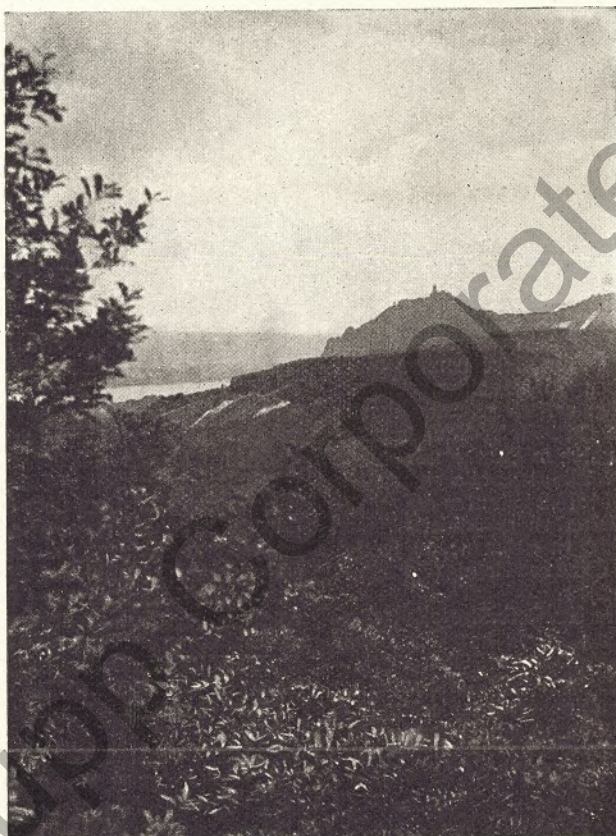
Die sportlichen Ereignisse vom 15. Juni bis 15. Juli

Der Fußballsport, der wohl überall als die populärste Sportart anzusehen ist, ist von der Bühne abgetreten. Sein holdes Schwesterlein, die Leichtathletik, beherrscht jetzt die Stätten, auf denen sonst der runde Lederball springt. Die letzten Spiele der Saison brachten keine Ereignisse von besonderer Bedeutung, es sei denn die 3:0-Niederlage des Hamburger S. V., des Deutschen Meisters 1922/23, die deshalb besonders erwähnenswert ist, weil der H. S. V. seit Jahr und Tag im Norden nicht mehr besiegt worden war. Im übrigen waren Rennschuhe und Aschenbahn Trumpf.

Die deutsche Leichtathletik konnte einen stolzen Triumph feiern; denn ein Deutscher zeichnete seinen Namen ein in eine Liste, in der die Besten der Welt verzeichnet stehen für alle Zeiten. Hubert Houben, an dessen glänzenden Zeiten sich leider selbst in Deutschland Zweifel erhoben, der fünfmal hintereinander die seit Jahren schon bestehende deutsche Bestleistung Richard Raus erreichte, der in deutschen Landen keinen ebenbürtigen Gegner findet, verbesserte den uralten 100-Yards-Weltrekord des Negers Drew um eine Zehntel-Sekunde. 100 Yards durchlief er in 9,5 Sekunden. Und dieser gelungene Rekordversuch ging in einer Stadt vor sich, die gar keinen Grund hat, dem Deutschen besondere Gunst zu erweisen. In Kopenhagen brachte der Krefelder die grandiose Leistung zustande, die einmal mehr die ganze Welt aufhorchen ließ, die nicht nur in Deutschland, sondern auch in Dänemark nach Gebühr gefeiert wurde. Houbens Name aber steht in der Weltchronik des Sports neben jenem eines Nurmi, des größten Läufers aller Zeiten. Zwei Tage vor seiner Weltrekordleistung hatte Houben in Kopenhagen den 100-Meter-Lauf in 11,5 Sek. gewonnen. Bedarf, der deutsche Meister der langen Strecke, siegte über 5000 Meter vor Hufen (Hamburg), und auch am Tage des Weltrekords brachten die Deutschen — auch der tüchtige Köpfe (Stettin) weilte in Kopenhagen — vier Siege auf ihr Konto. Bedarf verbesserte, nebenbei bemerkt, noch den deutschen Rekord über 2000 Meter. Das Jubiläumsfest des Verbandes Brandenburgischer Athletikvereine war ein neuer Sieg für den olympischen Sport. Nicht weniger als 40 000 Menschen sahen den grandiosen Leistungen zu, die auf der schnellen Bahn des Deutschen Stadions in Berlin vollbracht wurden. Houben, Bedarf, Ufer, die 3×1000-Meter-Staffel des W. S. V. sowie die Schwedenstaffel Süddeutschlands, das die Mannheimer Turngesellschaft mit einer Vertretung betraut hatte, errangen Siege in überragenden Zeiten. Die 10,8 Sek. des deutschen Sprintermeisters erklären sich, wenn man eine Sehnenverletzung des Krefelders in Betracht zieht. Am 13. Juli gingen dann die Verbandsmeisterschaften der Landesverbände vor sich, die auf der ganzen Linie mit guten Leistungen aufwarteten. Am besten schnitt noch der deutsche Mittelstreckenmeister Pelzer (München) ab, der 800 Meter in 1:57 Minuten bedeckte. Aber das Stärkeverhältnis der einzelnen Landesverbände geben die Wettbewerbe um die deutsche Meisterschaft Auskunft, die am 10. August in Stettin die deutsche Elite zum friedlichen Kampfe vereinen.

Deutscher Handballmeister der D. S. V. wurde zum dritten Male in ununterbrochener Folge der Polizei-S. V. Berlin, der im Endspiel die Breslauer Sportfreunde sicher hielt. Die Berliner haben den Titel wohl verdient; sie sind zweifellos die Besten in der neuen Sportart, die allenthalben in deutschen Landen langsam, aber ständig festen Fuß faßt.

Die Ruderer stehen mitten in der Saison. Eine Regatta jagt die andere. Die Sportborussen aus Berlin und der Kölner Club für Wassersport mühten den bisherigen Ereignissen und ihre Vormachtstellung bei der am 10. August in Frankfurt stattfindenden Meisterschafts-Regatta erneut beweisen.



Blick auf den Drachensfels

Phot. I.B.

Auch im Tennis bilden alte, seit Jahren schon erprobte Leute Deutschlands Stärke. Freyheim zählt immer noch, wenn er sich zusammenreißt, zur allerersten Klasse, der weiterhin Kreuzer, der vorjährige deutsche Meister Landmann, die Kleinschroths, Rahe, Demasius, Grandy und nicht zuletzt der deutsche Hallenmeister Hannemann einzuverleiben sind. Das haben sie auch in heuriger Saison bewiesen.

Der deutschen Automobilindustrie blühen von Tag zu Tag neue große Erfolge im Ausland. Die Eifelrundfahrt, die am 17., 18. und 19. Juli vor sich ging, hat ihrem Namen als deutsche Targa Florio Ehren gemacht und der Welt erneut bewiesen, was deutscher Geist und deutscher Mut zu schaffen imstande sind.

Im Radsport ist die Krise noch nicht überwunden. Wohl finden wieder Berufsfahrer-Rennen statt. Aber nur eine nicht gerade erfreuliche Spaltung der Unternehmergruppe, die sich V. D. R. nennt, gestattet den Berufsfahrern die Ausübung ihres Berufs. Der neugegründete Berufs-Radsport-Verband, der sich zusammensetzt aus etwa zwölf Rennbahnspächtern und dem bisherigen Deutschen Rennfahrer-Verband, hält hoffentlich das, was er in Aussicht stellt. Gelingt ihm das, dann wäre der deutsche Radsport in seiner Hand gut aufgehoben.

Im Schwimmsport ist es den aufstrebenden Kölner Vereinen beinahe gelungen, die Vormachtstellung, die Magdeburg Jahre hindurch innehatte, an sich zu reißen. Die Domstadt besitzt nicht nur in dem neuen deutschen Rekordmann Sommer sowie in Champer, Treis, Viertötter, Eider usw. hervorragende Senioren, sondern auch eine solche Zahl von ausgezeichnetem Jugendmaterial, daß für die Zukunft nur noch bessere Leistungen zu erwarten sind.

Die Einweihung der neuen Kampfbahn des Turnvereins Eintracht, Dortmund

Von Dr. Höpfeld, Dortmund.

Der Turnverein Eintracht Dortmund von 1848 (Korporation), Mitglied der Deutschen Turnerschaft, beging Sonntag, den 13. Juli 1924, die Einweihung seiner Kampfbahn durch die Veranstaltung nationaler Wettkämpfe. Dieser Sonntag ist wiederum ein Gedentag in der Geschichte des Vereins, der in glänzender Weise die Erwartungen gerechtfertigt hat, die seinerzeit, als in diesen Blättern über die Einweihung des Eintracht-Hauses berichtet wurde, ausgesprochen worden sind. Das Festbuch, das bei der Eröffnung der Kampfbahn den Mitgliedern des Turnvereins Eintracht übergeben wurde, enthält neben den Festreden die Vorgegeschichte des Platzes:

Als am 30. Oktober 1921 der Turnverein Eintracht sein neues Haus bezog, konnte er dank der tatkräftigen Fürsorge seines damaligen ersten Vorsitzenden, des Generaldirektors Topyla, gleichzeitig einen vor der Turnhalle gelegenen Turn- und Spielplatz in Benutzung nehmen. Dieser Platz in einer Größe von etwa 10 000 qm wurde im Norden von der Predigerstraße, im Osten von der Knappenbergerstraße, im Westen vom Eintracht-Haus sowie einem Herrn Topyla gehörigen Grundstück und im Süden von der alten Hoppschen Ziegelei begrenzt. So wertvoll dieser Platz an sich nun auch war, konnte er doch im Laufe der Zeit den gesteigerten Ansprüchen in Leichtathletik

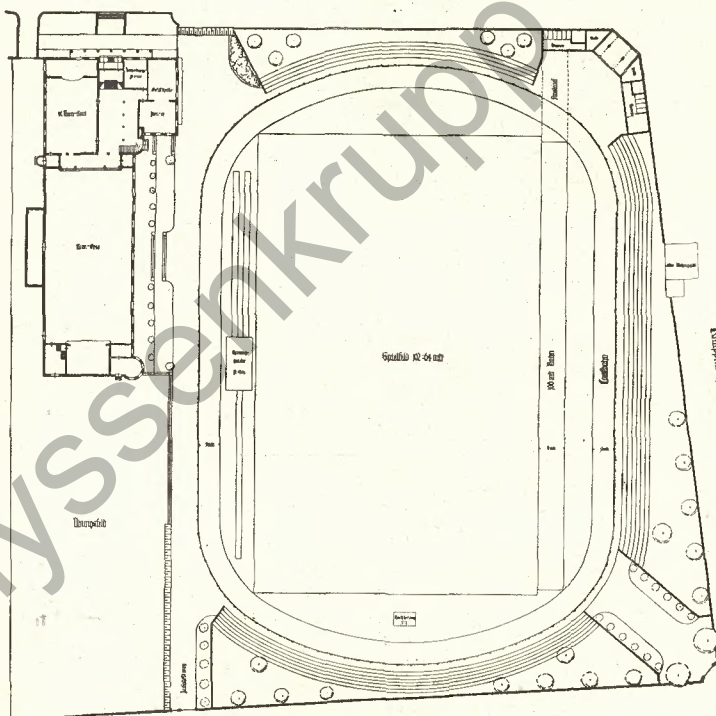
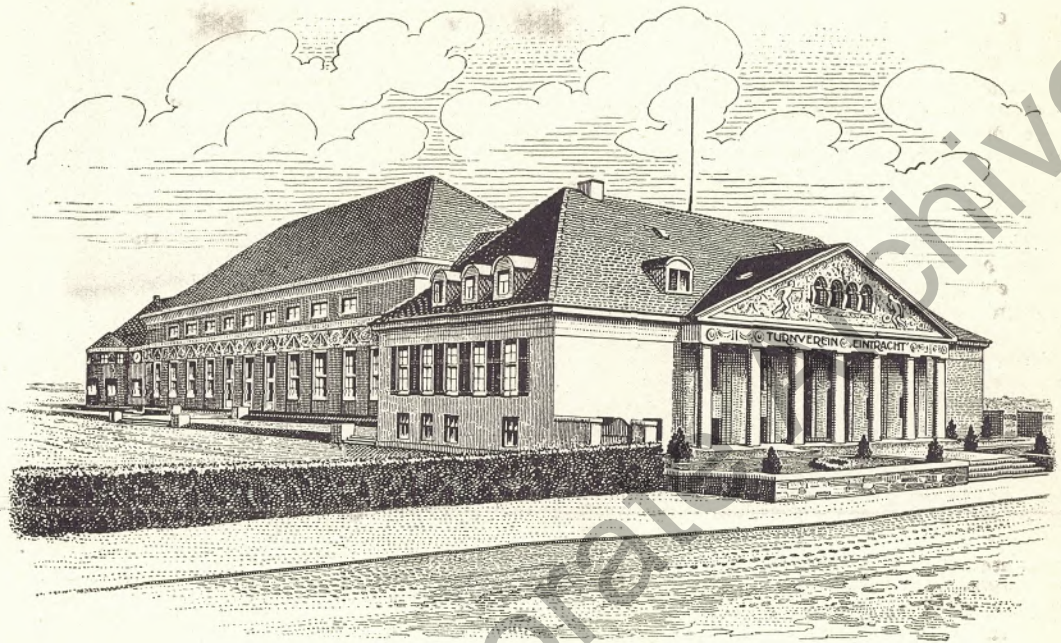
und Rasenspielen nicht mehr genügen. Das Fehlen geeigneter Zuschauerplätze war außerdem noch ein Nachteil.

Der Plan, eine in großen Ausmaßen angelegte Kampfbahn mit Zuschauerplätzen zu schaffen, wurde verwirklicht, als der Vorstand mit der Nachricht überrascht wurde, daß der erste Vorsitzende das südlich des bisherigen Platzes gelegene Gelände in seiner ganzen Ausdehnung

bis zum Hindenburgwall käuflich erworben habe und beabsichtige, dieses Gelände mit dem Spielplatz zu einer großen Kampfbahn zu vereinigen. Der Vorstand erteilte selbstverständlich gern seine Zustimmung und übertrug die Ausführung des Planes dem Stadtinspektor, Herrn Riedel, und dem Stadtobergärtner, Herrn Lauber. Mit den Arbeiten wurde im Frühjahr 1923 begonnen. Es mußten 8000 Kubikmeter Erde bewegt, die Grundmauern eines Ziegelofens entfernt und zur Anlage von Entwässerungsgräben eine Betonbede auf dem alten Spielplatz durchbrochen werden, der früher im Winter als künstliche Eisbahn benutzt worden war. Zwar wurden die Arbeiten infolge des Einbruchs der Franzosen und durch ungünstige Witterung zeitweilig stark gehemmt; doch ist der Turnverein Eintracht schließlich aller Schwierigkeiten Herr geworden.

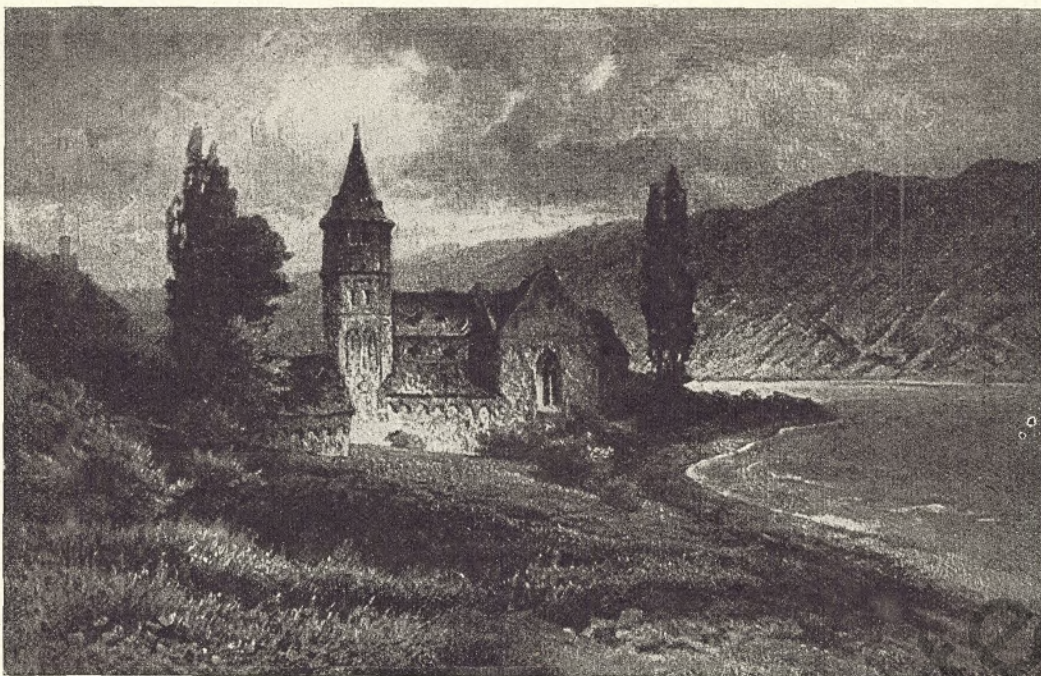
Die Kampfbahn bedeckt eine Fläche von acht Morgen. An drei Seiten des großen Platzes sind, in Stufen ansteigend, Zuschauerplätze angelegt, deren Ueberdachung in Aussicht genommen ist. Die Laufbahn, länglich rund, hat eine Länge von 365 Metern. Die gesamten Anlagen haben sich bei den ersten Wettkämpfen in jeder Hinsicht bewährt. Der Turnverein Eintracht ist wohl in ganz Deutschland der einzige Verein, der eine solch vorbildliche Kampfbahn in unmittelbarer Verbindung mit einer technisch hervorragend ausgestatteten Turnhalle in einem Haus von baulicher Zweckmäßigkeit und künstlerischer Schönheit sein eigen nennen kann.

Topylas Werk ist schlechthin vorbildlich und verdient höchste Anerkennung. Turnen und Spiel sind unerlässlich beim Wiederaufbau Deutschlands. Die Erfolge des Turnvereins Eintracht weisen den Weg, der beschritten werden muß. Dem Turnverein Eintracht und seinem verdienten Förderer gelten auch unsererseits die Wünsche, die bei der Übergabe der Kampfbahn aus den Kreisen seiner Mitglieder und Anhänger in Dank und Anerkennung zum Ausdruck gebracht worden sind.



Hindenburgwall

Stufen



Die Klemenskapelle bei Trechtingshausen am Rhein

Errichtet zum Seelenheil der von König Rudolf von Habsburg im Jahre 1282 an dieser Stelle mit dem Tode bestraften Raubritter.
Vgl. die Novelle „Das schreitende Herz“ Seite 25 und 26 dieses Heftes

Eifelrundfahrt 1924.

Der erwartete Erfolg ist nicht ausgeblieben. Die sonst so ruhige Eifel wurde der Schauplatz eines überaus regen Lebens und Treibens. Harte Kämpfe entwickelten sich auf den Eifelstraßen, die hohe Anforderungen an Fahrer und Material stellten. In der Motorrad-

den Vergleich mit den großen Ereignissen des Auslandes ausfallen können. Sie darf heute schon eingereicht werden unter die Geschehnisse, denen man in der ganzen Welt Bedeutung zumißt, deren Siegern man allenthalben Bewunderung zollt, weil die Eifelstrecke eben so überaus schwierig ist, daß sie selbst den routiniertesten Fahrern eine recht harte Nuß zu knaden gibt.

Klasse siegte Fr. Bieber auf einer Maschine der Bayerischen Motoren-Werke (B. M. W.), der mit 4:56:9 Stunden die absolut schnellste Zeit für die 330 km-Strecke erzielte und mit dieser ausgezeichneten Leistung selbst die weit schwereren Räder ausländischen Fabrikats hinter sich ließ. Bei den Tourenwagen wurde J. Ludwig (Essen) Sieger, der auf Bugatti in 5:15:59 Stunden als Schnellster über die 330 km kam. Die Rennwagenklasse dagegen brachte nach erbittertem Ringen wiederum einen deutschen Sieg. Die Mercedeswerke, die in diesem Jahre so oft schon im In- und Ausland siegreich blieben, reichten ihren großen Erfolgen einen neuen an. Von dem Dresdener Caracciola gesteuert, ging ein 1½-Liter-Mercedes-Compressor in 5:31:32 Stunden über die 396-km-Bahn, eine Zeit, die ihn zum Sieger der Rennwagenklasse machte.

Die Eifelrundfahrt des Jahres 1924 hat das gehalten, was sie versprach. Sie brachte den Beweis dafür, daß man in Deutschland automobilsportliche Veranstaltungen vorzubereiten und durchzuführen versteht, die

Rätsel.

Rätsel

Als Ganzes findest du mich in deinem Zimmer
Und gibst mich weiter als der Liebe Gruß.
Des Ganzen Teile stehn in Feld und Garten,
In Wald und Heide und am stillen Fluß.
Mein Anblick schafft dem Aug' und Herzen Freude
Und strahlet oft in wunderbarer Pracht.
Doch sieh, wie schön! Selbst jedes meiner Teile
Dir wie ein Gottesaug' entgegenlacht.

Auch fliehe mit dem Wind ich um die Wette
Im fernen Land, wo heiß die Lüfte wehn;
Wo selbst die Menschen nur mit Grauen wandeln,
Siehst du im Sonnenglanz mich strahlend stehn.
Zwar schmähtst du häßlich mich an Haupt und Gliedern
Und lästerst mich, daß trüg und dumm ich bin;
Und dennoch raubst du grausam meine Zierde,
Daß sie befriedige deinen eitlen Sinn!

In Jubelstönen weiß ich zu berücken
Dein Herz und Ohr, du lauchest voller Lust.
Hörst du die süßen Weisen dich umklingen,
So bebt vor Wonne Alt und Jung die Brust.
Glückliches Wien! Aus deinen alten Mauern
Drang mein Talent in alle Welt hinaus.
Jetzt tönt mein Name durch die ganzen Lande
Und alles jubelt: „Horch! Heut spielt — — —!“

Silbenrätsel

von C. Gasser, Düsseldorf.

Aus den nachfolgenden Silben:

ben, ben, bro, burg, char, de, de, den, din, don, dor, e, e, el, en, en, ed, ga, gen, gen, gi, gi, ha, i, i, fo, lands, leh, lip, lot, ma, mel, mit, na, nar, nat, net; nit, no, nuß, ra, ra, re, ri, ro, rog, se, si, sie, son, te, ti, ti, tro, tus, un, wer, wal, zi, zo
sind 25 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen — wobei d als ein Buchstabe gilt — einen Ausspruch Friedrichs des Großen ergeben. Die Wörter bedeuten:

1. Naturerscheinung. 2. Weinort a. d. Haardt. 3. Berg in der Schweiz.
4. Gemüseart. 5. Geometrische Figur. 6. Italienischer Staatsmann.
7. Eine Zahl. 8. Weiblicher Vorname. 9. Gestalt aus den „Nibelungen“. 10. Eine Auhart. 11. Fluß in Italien. 12. Getreideart.
13. Eine Waffe. 14. Gezuckerte Süßfrucht. 15. Stadt in Westfalen.
16. Alte deutsche Stadt. 17. Römischer Kaiser. 18. Männlicher Vorname. 19. Fluß in Spanien. 20. Ort am Rhein. 21. Deutscher Fluß.
22. Ein Tal in Graubünden. 23. Orientalische Pfeife. 24. Absensche Figur. 25. Ein Einsiedler.

Auflösung der Rätsel in Heft 4

Original-Silbenrätsel

Zwingsli, Sirach, Ovid, Renaissance, Gosen, Ruckack, Ariadne, Weipe, Lombardei, Andamanen, Qualle, Einborn, General, Arizona, Cheben, Nötigung, Ellipse, Thornwaldsen, Beghers, Theodorich, Efel, Lama, Rotlauf, Ebenholz, Sonnenau, Elefant, Almenau, Degen, Rischnij-Nowgorod, Nahe.

Ich denke einen langen Schlaf zu tun, denn dieser letzten Tage Qual war groß.

(Richtige Lösung sandte ein: Steiger H. Friege, Mengede, Kreis Dortmund.)

Rätsel

Ruhm — Rum

Büchermarkt.

Das romantische Rheinland. Von Fritz Mielert. Mit 105 Bildern nach eigenen Aufnahmen des Verfassers. Holzwarth-Verlag in Bad Rothenfelde, Teutoburger Wald.

Weiten Kreisen ist Fritz Mielert in Dortmund bekannt als Lichtbildner von feinstem, künstlerischem Empfinden, der die deutsche Landschaft in wundervollen, malerischen Aufnahmen immer wieder darstellt. Aber Mielert, von dem auch im „Werk“ häufig Bilder wiedergegeben worden sind, ist nicht nur Photograph, er ist auch Schriftsteller von nicht alltäglichem Ausmaß. Eine ideale Vereinigung der beiden Schilderungsarten, Bild und Wort, stellen seine, in verschiedenen Verlagen erscheinenden Werke dar, unter denen „Das romantische Rheinland“ gerade in unseren Tagen besonderes Interesse findet. Wenn nicht die Bilder allein schon jedem Empfindenden sagten, daß es sich hier nicht bloß um eine technisch vorzügliche Wiedergabe hübscher Gegenden und Bauten handelte, sondern vielmehr darum, daß diese Bilder mit ganzer Seele geschaut und wiedergegeben sind, daß der Photograph nicht einfach das Bild einstellt, das Objektiv arbeiten läßt, sondern daß vielmehr hier ein Künstler am Werk ist, dem jedes Bild, das er schaut, zu einem Erlebnis wird, — wem das nicht schon die Bilder selbst sagen, der mag die wundervollen Worte lesen, die der Verfasser dazu schreibt. Gerade in dem Heft „Das romantische Rheinland“ findet man zu den 105 Bildern des Verfassers begleitende Worte, in denen er seine Begeisterung für den Rhein, seine Liebe zum deutschen Rhein, seine Erregtheit mächtig, in fast balladenhaft klingenden, tönenden und singenden Sätzen hinausruft. Sein Herz spricht: „Sturm ist in meiner Seele,“ beginnt er, „sie will an den Rhein.“ Er schildert seine Reise, die er mit seiner Kamera unternimmt: von Bonn über das Siebengebirge an den Mittelrhein bis nach Wiesbaden und Frankfurt hin, in die Seitentäler der Mosel, in die Eifel hinein, zurück über Köln bis zum Niederrhein und zum Tal der Ruhr.

Nachdem in dem schrecklichen Jahr 1918 nicht nur unser Reich und unser Volk äußerlich zusammengebrochen waren, sondern das Volk auch innerlich vollkommen zerrissen und zerstört, zertreten und geknechtet sich am Boden wand und in seiner Verzweiflung sich losagte von allem, was ihm bis dahin heilig war, vergaß dieses arme, kranke Volk auch sein Vaterlandsgefühl. „International“ wollte es sich gebärden, machte sich selbst weis, nicht vom Vaterland, sondern von draußen kämen Heil und Rettung. Auf die Stimmen der Besonnenen, die an der Liebe für ihr Vaterland festhielten, weil sie die Größe seiner Geschichte kannten, wurde nicht gehört. Aber in den letzten Jahren hat von selbst langsam ein Gesundungsprozeß eingesetzt; überall regt sich wieder das Heimat- und Vaterlandsgefühl. Die Jugend, die teure deutsche Jugend, fängt langsam und immer mehr an zu erkennen, daß es falsche Propheten waren, die ihr das betörende Lied vom Internationalismus vorsangen. Nach wüsten Saumnächten sah sie langsam erwachend die Strahlen einer hellen Sonne, die die Heimat vergoldeten, die sie das Vaterland wieder schauen ließen. Immer zahlreicher werden die literarischen Erzeugnisse des deutschen Büchermarktes, welche sich mit der Darstellung der Heimat befassen. Das ist ein Zeichen dafür, daß ein starkes Heimats- und Vaterlandsgefühl wieder auslebt und weitere und immer weitere Kreise in seinen Bann zwingt.

Drum mag man einem Manne, wie Mielert es ist, von Herzen danken, daß er die Gaben, die ihm mitgegeben sind, in so glücklicher Weise in den Dienst des Vaterlandes stellt. Wer seine Schilderungen des „Romantischen Rheinlandes“ in Wort und Bild in sich aufgenommen hat, wird ihm zustimmen, von ganzem Herzen zustimmen, ihm, der am Ende seiner Rheinreise sagt: „Der Sturm, der in meiner Seele war, ehe ich an den Rhein ging, ist einer wunderbaren Ruhe und Zufriedenheit gewichen ... Dankbar bin ich dem Geschick, das, was ich ersehnte, mir in tausendmal schönerer Wirklichkeit gewährte, in mir das Hochgefühl freudigen Besizes auskommen ließ und mich zu sagen berechtigte: Herrliches Rheinland, du bist nun mein Land!“ Mielert hat einen großen Teil der deutschen Landschaftsbilder in kulturhistorischen Darstellungen für alle Zeiten gesammelt und erhalten. Außer dem erwähnten Heft „Das romantische Rheinland“ sei auf die drei, mehr als dieses bekannten Hefte verwiesen „Das schöne Westfalen“, ferner auf die drei Hefte „Du schönes Niedersachsen!“ und auf das Heft „Grüß Gott, Beyerland!“ Mielert hat jedem, der die deutschen Lande kennt, durch seine Werke bleibende Werte geschaffen, möge man sich auf eine Reise an Hand seiner Schilderungen vorbereiten oder sich in stillen Stunden in diese Bücher versenken, oder in der Erinnerung all das Schöne noch einmal genießen, das man vorher auf Wanderungen durch deutsche Gauen, deutsche Wälder und Berge an deutschen Strömen vorbei gesehen hat.

E.-B.

Das schöne Westfalen. Von Fritz Mielert, in 3 Heften mit zusammen 330 Bildern nach eigenen Aufnahmen des Verfassers. Verlag von Hr. Wilh. Ruhfus in Dortmund.

Du schönes Niedersachsen! Von Fritz Mielert. Holzwarth-Verlag, Bad Rothenfelde, Teutoburger Wald. 3 Hefte mit zusammen 296 Bildern nach eigenen Aufnahmen des Verfassers.

Grüß Gott, Beyerland! Von Fritz Mielert. Holzwarth Verlag, Bad Rothenfelde. Mit 104 Bildern nach eigenen Aufnahmen des Verfassers.

Rheinkunde. Von Dr. W. Spieß, Leiter des Rhein-Museums in Coblenz. Verlag von Henschel & Bechstedt, Köln.

Der Verfasser schildert in diesem aus drei Heften bestehenden Werk zunächst den „Werdenden Rhein“ d. h. er gibt die erdgeschichtliche Darstellung des Stromes. Gute Bilder und eingehende Anmerkungen erhöhen den Wert des kleinen Bändchens. — Im zweiten Heft „Das historische Rheinland“, das außerordentlich interessant und lesenswert ist, macht er uns eingehend mit der Kulturentwicklung der Länder um den Rhein bekannt, wie sie durch den Rheinstrom bedingt wird. Auch dieses Heft enthält zahlreiche, äußerst beachtenswerte Rheinbilder. — Das dritte Heft „Der schaffende Rhein“, gibt eine umfassende Darstellung seiner Wasserfülle, der Energie des Stromes und der hieraus entspringenden Wirkungen für die menschliche Kultur. Die drei Hefchen zusammen sind eine wirklich wertvolle Gesamtschilderung des Rheines und ein erfreulicher Beweis dafür, daß das in den letzten Jahren entstandene Rhein-Museum in Coblenz nicht lediglich ein Karikaturkabinett ist, sondern fruchtbringende Arbeit leistet und zu wertvoller Erkenntnis hinführt. tb.

Goethes Rheinreise mit Lavater und Basedow im Sommer 1774. Dokumente, herausgegeben von Ad. Bach, mit 19 Bildern. Verlag Selbwylla, Zürich.

Die klassische Rheinreise Goethes, über die er in „Wahrheit und Dichtung“ so lebendig berichtet, wird in diesem Buche durch Dokumente der Zeit geschildert, den Freunden der Goetheischen Darstellung ein wertvoller Führer und Erklärer. Es entrollt ein Bild des rheinischen Lebens in den 1770er Jahren vor dem Auge des Lesers, wie es sich darstellt in stolzen Reichsstädten, an seinen wirtschaftlichen, künstlerischen und geistigen Mittelpunkten und in der waldbelagerten Einsamkeit stiller Bäderorte, in bescheidenen Landstädtchen und an fürstlichen Residenzen, auf bürgerlichen und adeligen Landgütern, in den Häusern der Industriellen und des schlichten Handwerkers, auf stillen Landstraßen, in Kirchen und Wirtschaftshäusern. Dieses Bild rheinischen Lebens vergangener Tage mag in unseren dunklen Tagen, da die rheinische Heimat auf Jahre hinaus unter einem furchtbaren Schicksal leidet, ein Mahnruf sein zum Ausharren auf eine wiederkehrende deutsche Zukunft. tb.

Rheinbilder der Romantik. Ansichten aus den Reisewerken um 1800 von Paul Ortwin Rave. Verlag F. Marcan, Köln.

Dieses Heft, ein Sonderabdruck aus dem Wallraf-Richartz-Jahrbuch, läßt uns einen tiefen Blick tun in die Gefühle, mit denen die Maler der romantischen Zeit den Rhein und seine Landschaften schauten und wiedergaben. Bei manchem Bilde beschleicht eine gewisse Wehmut das Herz des Beschauers, wenn er feststellen muß, wie viel Schönes für immer dahin ist. Nicht zuletzt durch die grausamen Burgrestaurationen, die z. B. aus der malerischen Ruine Stolzenfels eine gelbe Theaterburg gemacht haben, die dann noch jahrzehntelang andere Burgenbauer zu furchtbaren Taten begeisterte. tb.

Am Rhein. Von H. Kerp. Mit 192 Abbildungen, 4 farbigen Einschaltbildern und einer farbigen Karte. Dritte Auflage. Verlag Velhagen & Klasing, Bielefeld und Leipzig.

In der bekannten Sammlung „Monographien zur Erdkunde“ ist neuerdings in der 3. Auflage eine Schilderung des Rheins und des ganzen Rheinlandes erschienen unter dem Titel „Am Rhein“. Der Verfasser hat mit vielem Fleiß und großer Sachkenntnis Wort und Bild zu einem wertvollen Dokument vereinigt, das jedem Rhein-

länder, jedem Deutschen viel zu sagen hat. Einige kleine Auszeichnungen, die wir zu machen haben, können an dem Wert des ganzen Werkes nichts ändern. Sie beziehen sich in der Hauptsache darauf, daß unter den Bildern mehrere ältere Aufnahmen sich befinden, die durch neuere hätten ersetzt werden sollen. So, um nur einige kleine Beispiele anzugeben, ist das Bild von Erbach an der Mosel recht alten Datums, ebenso das Bild von der Marksburg am Rhein, dann das von Schlangenbad u. a. m. Im übrigen aber ist die Ausstattung sehr schön und die Bilder sind sehr gut, so daß das Werk allen Freunden des Rheines empfohlen werden kann. tb.

Rheinische Heimat. Unpolitische, illustrierte Monatschrift. Verlag Dr. Dellers & Co., Aachen.

Nachdem wir neulich bereits auf das erste Heft dieser vorzüglichen Heimatschrift verwiesen haben freuen wir uns, feststellen zu können, daß das zweite Heft des 3. Jahrganges eine würdige Nachfolgerin des ersten ist. Dieses Heft ist als Sondernummer der Stadt Köln gewidmet und enthält als ersten einen Aufsatz von Prof. Dr. Bender, den auch das „Werk“ zu seinen Mitarbeitern zählt: „Von Urköln zu Großköln“. Über Kölns wirtschaftliche Entwicklung in der Nachkriegszeit berichtet Dr. Cramer. Prof. A. Brede spricht über die kirchlich-religiöse Bedeutung Kölns und ihren Einfluß auf Kunst und Wissenschaft. Dem kölnischen Humor widmet Karl Braun einige Worte. Nanny Lambrecht veröffentlicht eine kleine Novelle. Streiflichter aus dem reichen Kunst- und wissenschaftlichen Leben vervollständigen den reichen Inhalt des Heftes, das außerdem viele gute Bilder und eine Anzahl rheinischer Gedichte enthält. tb.

Der Rhein. (Rheinburgen.) Elka-Kalender 1925. Verlag Retzburg & Krüger, Schalksmühle i. W.

Ein außerordentlich geschmackvoller Abreißkalender, der in jedem Monat ein wirklich schönes Bild einer Rheinburg bringt, und zwar in der Form einer Steinzeichnung. Daß sie am Schluß des Monats abgetrennt und als Postkarte verwendet werden kann, ist außerdem ganz praktisch. Uebrigens erscheint in demselben Verlag in gleicher Aufmachung ein Ruhrkalender, der ebenfalls seine Freunde finden wird. tb.

Faksimile-Ausgabe der Manessischen Handschrift.

Eine der wertvollsten und schönsten Bilderhandschriften des deutschen Mittelalters will der Insel-Verlag zu Leipzig lückenlos und in ihrer ganzen Farbenpracht reproduzieren. Wer die berühmte, 856 Pergamentseiten umfassende „Manessische Handschrift“ — so genannt, weil im 14. Jahrhundert der Züricher Ratsherr Ritter Rüdiger Manesse durch seine Sammlung von Minneliedern den Grund dazu gelegt haben soll — in Heidelberg nicht gesehen hat, den kann schon ein vierseitiges Probeblatt, das der Verlag gesondert liefert, ihre Kostbarkeit ahnen lassen. In rund 7000 Strophen, deren Anfangsbuchstaben mit Farben zierlich ausgemalt sind, enthält sie die Lieder von 140 deutschen Minnesängern, während die Bildnisse der meisten Dichter mit ihren Wappen und symbolischen Darstellungen ganzseitig auf 138 Pergamenten gemalt sind, deren

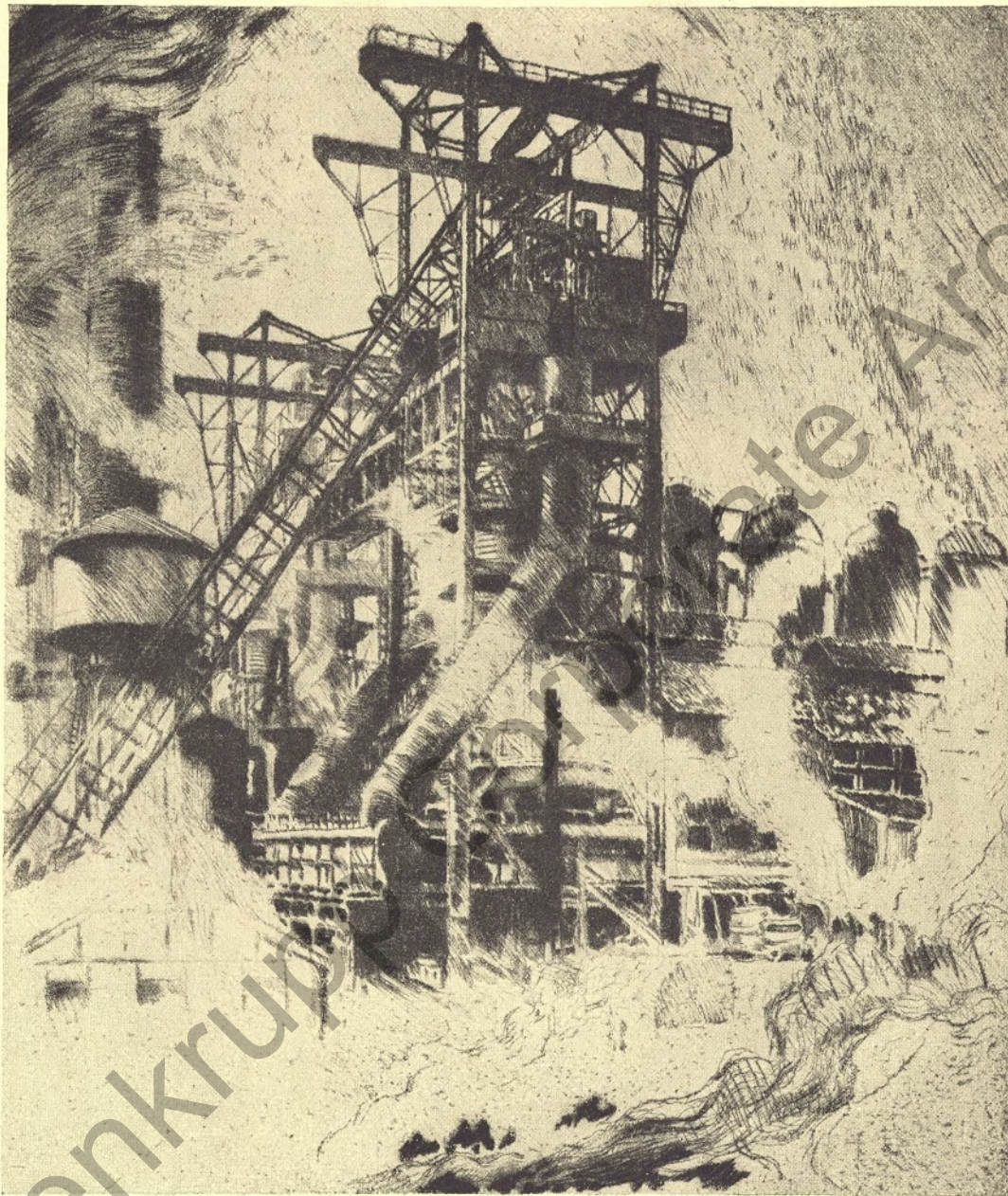
frische Farben mit aufgelegtem Gold und Silber heute wie einst den Betrachter in Entzücken versetzen. Ein Stück deutschen Lebens des Mittelalters spielt sich in diesen Bildern ab. Man sieht den thronenden Kaiser und die Könige, die edlen Herren im ernsten Schlachtgetümmel und im höfischen Ritterspiel, auf der Jagd, bei Spiel und Tanz; man sieht den sinnenden Walther von der Vogelweide und den hoch zu Ross dahinsprengenden Hartmann von der Aue; stille Liebespaare erblicken wir und häusliche Szenen; der alte Jakob von Warte wird im Bade von holden Frauen bedient, während der liebste Ulrich von Lichtenstein in voller Rüstung über die Meereswogen reitet; im Mittelpunkt des reichen Bilderkreises steht der Sängerkrieg auf der Wartburg, gegen Schluß aber jenes Doppelbild mit dem Züricher Meister Hadlaub, das Gottfried Keller zu seiner anmutigen Novelle angeregt hat. Die Leser des „Werks“ kennen diese Novelle „Hadlaub“ aus unserer Wiedergabe in den Heften 2—6 des III. Jahrganges, die mit zahlreichen künstlerischen Scherenschnitten geschmückt war. Hinter der künstlerischen steht die wissenschaftliche Bedeutung der Handschrift nicht zurück. Wenn aber die Forschung diese an Reichhaltigkeit und Fülle unvergleichliche Quelle noch heute nicht ausgeschöpft hat, so trug wesentlich dazu bei, daß die kostbare Handschrift nur in Heidelberg zugänglich und ihre Benutzung daher nur wenigen vergönnt war. Nun wird durch die Vervielfältigung des Insel-Verlags auch anderen öffentlichen und privaten Bibliotheken und Sammlungen ein vollwertiger Ersatz des Originals und damit der Gesamtheit der Gelehrten die Möglichkeit ständiger Einsicht und Erforschung geboten. In der Faksimilierung der Manessischen Liederhandschrift bietet, nach dem vorliegenden Probeblatt zu urteilen, der Insel-Verlag auf dem Gebiete der Reproduktionskunst eine bisher nicht erreichte Leistung. Auf das sorgfältigste wurden denn auch alle Vorbereitungen dafür getroffen. Unter ständiger Aufsicht des Herrn Professor Fritz Gock von der Staatlichen Akademie für graphische Künste und Buchgewerbe zu Leipzig wird die Wiedergabe in vielfarbigem Lichtdruck auf einem von J. W. Sanders in Berg Gladbach mit der Hand geschöpften, dem Pergament des Originals ähnlichen Papier durch die Kunstanstalt Albert Grisch, Berlin, befozt, die sich solcher Aufgabe schon durch den Faksimile-Neudruck der Gutenberg-Bibel, ein früheres Insel-Unternehmen, gewachsen zeigte. Der Reproduktion der Handschrift wird ein Supplement-Heft beigelegt werden, in welchem namhafte Gelehrte die Bedeutung der Handschrift eingehend würdigen: der Direktor der Heidelberger Universitäts-Bibliothek Professor Dr. Rudolf Eilsh wird die Geschichte der Handschrift, der Heidelberger Germanist Professor Dr. Friedrich Panzer ihre literarhistorische und der Leipziger Kunsthistoriker Professor Dr. Wilhelm Pinder ihre kunstgeschichtliche Bedeutung behandeln. Die Faksimile-Ausgabe der Manessischen Handschrift wird in einer einmaligen Auflage von 320 nummerierten Exemplaren gedruckt und erscheint in sechs Lieferungen. Die erste wird im Herbst 1924 ausgegeben werden; die weiteren sollen in Zwischenräumen von etwa fünf Monaten folgen. Der sechsten Lieferung wird das erwähnte Supplement-Heft unberechnet beigelegt werden. Der Subskriptionspreis für jede Lieferung ist 500 Goldmark. Das vierseitige Probeblatt kann zum Preise von 10 M. bezogen werden.

Inhaltsverzeichnis.

Heft 5 (IV. Jahrgang, August 1924): Zehn Jahre Kohlenforschung. Von Dr. Hans Tropf. S. 1 und 2. — Der geistige Kampf um den deutschen Rhein. Von Dr. R. A. Keller. S. 2 bis 5. — Sinnspruch von Feuerbach. S. 5. — Probleme der Teuring. Von Dr. J. Grunenberg. S. 6 und 7. — Weiten, Zeiten, Geschwindigkeiten. Von Otto Wiener. S. 8 bis 12. — Bild: „Am Rhein.“ Von Prof. Koeber t. S. 11. — Von der individuellen Erziehung. Von Clara Prieß. S. 12. — Hilwa. Von Richard Euringer. S. 13 bis 17. — Sinnspruch. Von Lichtenberg. S. 17. — Ein rheinischer Abenteurer. Von B. Galdy. S. 18 bis 20. — Die geistige Pulsader Deutschlands. Von Leo Sternberg. S. 20 bis 22. — Theater, Kunst und Wissenschaft an Rhein und Ruhr: Theater Düsseldorf. Von Theo A. Sprüngli. — Kunstbeilage: Nationaldenkmal Niederwald. — Wilhelm Marx t. — Karl Arnold Kortum. — Sinnspruch. S. 23 und 24. — Der Sternhimmel im August 1924. S. 24. — Das schreitende Herz. Von Leo Sternberg. S. 25 und 26. — Die Burg. Gedicht von Robert Reinick. S. 26. — Am Rhein. Von Otto Leich-Balgheim. Mit 4 Illustrationen. S. 27 bis 30. — Im Klosterkeller zu Eberbach. Von Wilh. Schäfer. Mit 1 Illu-

stration. S. 31. — Rheinische Heimatbewegung und Volksbildung. Von Prof. Dr. Franz Bender. S. 32 und 33. — Auf dem Grunde des Rheins. Von Alfred Nauk. S. 33 und 34. — Ereignis. Von Leo Sternberg. S. 34. — Das ehrenreiche Geste. Von Edmund von Wecus. Mit 8 Illust. von H. Loch. S. 35 bis 37. — Zur Erinnerung an die Eröffnung des Dortmund-Ems-Kanals. S. 37 bis 40. — Eine vorgeschichtliche menschliche Niederlassung bei Ramen in Westfalen. Von Wilh. Schmidt. Mit 5 Illust. S. 40 bis 42. — Das Tierleben unserer Steinkohlenmoore. Von Bergassessor Dr. Rukuf. Mit 21 Illust. S. 43 bis 49. — Reise nach Florida. Von H. Schaefer. Mit 4 Illust. S. 50 bis 55. — Das neuentdeckte Australien. Von Dr.-Ing. h. c. F. M. Feldhaus. Mit 4 Illust. S. 55 bis 57. — Turnen, Sport und Spiel: Die Leichtathletik-Olympiade. Mit 3 Illust. S. 58 und 59. — Der Sport-Monat, 15. Juni bis 15. Juli: Die Einweihung der neuen Kampfbahn des Turnvereins Eintracht in Dortmund. Von Dr. Höpfeld, Dortmund. Mit 2 Illust. S. 61 und 62. — Eiselerundfahrt 1924. S. 62. — Rätsel. S. 62. — Büchermarkt. S. 63 und 64.

Rheinische-Union, Düsseldorf. — Verantwortlicher Herausgeber: Otto Leich-Balgheim, Düsseldorf. — Druck: A. Bagel Aktiengesellschaft, Düsseldorf. Jahresbezugspreis (12 Hefte) für Beamte, Angestellte, Arbeiter, des Konzerns Siemens-Rheinische-Schuldrer-Union M. 6.— (Einzelheft M. 0,50) für Hefte mit Kunstbeilage und mit Umschlag; M. 3.— (Einzelheft M. 0,25) für Hefte mit Kunstbeilage, ohne Umschlag. — Dem Konzern nicht angehörige Interessenten können „Das Werk“ durch die Post oder durch den Kommissionsverlag A. Bagel Aktiengesellschaft, Düsseldorf, Grafenberger Allee 98, beziehen gegen einen Jahresbezugspreis (12 Hefte, mit Umschlag und Titelbild) von M. 12.—. Bei Bezug durch die Buchhandlungen ist der Preis des Einzelheftes M. 1,20 ord. Zu den Bezugspreisen treten noch die Zusendungskosten.



HOCHOFENANLAGE
RADIERUNG VON HANNS ANKER